

Hohenzollerische Heimat

Vierteljahresblätter für Schule und Haus

Herausgegeben vom Verein für Geschichte,
in Verbindung mit

Schriftleitung:
Josef Wiest, Rangendingen
25 Y 3828 F



Preis halbjährlich 1.40 DM

Kultur- und Landeskunde in Hohenzollern
der hohenz. Lehrerschaft

Druck:
Buchdruckerei S. A c k e r, Gammertingen
Postscheckkonto Stuttgart 35 892
Bank: Hohenz. Landesbank Gammertingen 15

Nummer 1

Gammertingen, Januar 1964

14. Jahrgang

Allen Mitarbeitern und Lesern Gottes Frieden im Jahre 1964

Die Putten von Haigerloch

Meisterwerke barocker Figurenbilderei

Von Josef Schneider

Kaum ein Fest des Jahres verbindet sich lebendiger und inniger mit den Chören der himmlischen Heerscharen als Weihnachten mit seinem „Gloria in excelsis Deo“ in der Heiligen Nacht. Ein Engel war es, der den Hirten die Frohbotschaft verkündete. Unser weihnachtliches Land in Hohenzollern, am Bodensee, im Schwarzwald und am Oberrhein ist die Heimat großartiger Weihnachtsdarstellungen, sei dies in Form der Weihnachtskrippen oder der weihnachtlichen Kunst. Selten werden die Engel fehlen, die um die Geburt des Kindes jublieren. Eng sind sie beieinander, Engel und Kinder, und nichts läge näher, als daß Künstler von ihnen immer wieder inspiriert worden wären und aus ihrem feinen Naturbeobachtungsvermögen heraus Meisterwerke der Kunst entstanden.

Wer heute durch unsere schöne, weite Heimat wandert und die in den Wohlklang der Landschaft eingebetteten Heiligtümer erblickt, mag dann und wann nach ihren Ursprüngen forschen. Er stellt dabei fest, daß es oft als ein historischer Glücksfall bezeichnet werden kann, daß sich an solchen Plätzen geniale Menschen gefunden hatten: Bauherren, Baumeister und Künstler. Das hier Gesagte läßt sich ohne Zweifel übertragen auf die Perle Hohenzollerns: Haigerloch. Der residierende Fürst Joseph Friedrich von Hohenz.-Sigmaringen, welcher Haigerloch zu seinem Liebblingssitz erwählt hatte und allen schönen Künsten aufgeschlossen war, war ein Zeitgenosse des berühmten Kirchenbaumeisters Johann Michael Fischer. Beide lernten sich in Zwiefalten kennen, wo Fischer der Gottesmutter mit dem Münster ein nie verklingendes „Salve Regina“ erbaute. Was konnten für den kunstsinnigen Hohenzollernregenten, der sich mit dem Gedanken des Neubaus der St. Annakirche trug, näher gelegen haben, als diesen genialen Baumeister für diesen Gedanken zu gewinnen und ihm die Planung zu übertragen? Mit dieser Verbindung aber war das Städtchen in Hohenzollern dem oberschwäbisch-bayrischen Kulturkreis, den Ausstrahlungen von Wessobrunn, welche damals die bedeutendsten Stukkateure und Bildhauer hervorbrachte, erschlossen.

Ein zweitesmal also gelangte Haigerloch in einen größeren Kulturkreis. Schon bei der vorher erfolgten Umgestaltung der Schloßkirche, mit deren Bau der Haigerlocher Graf Christoph und seine fromme Gemahlin 1584, also noch in der Zeit der Hochrenaissance, begonnen hatten, kamen durch den Stukkateur Nikolaus Schütz bayrische Einflüsse nach Haigerloch. Schütz hatte gute Verbindungen mit dem Barockbaumeister Dominikus Zimmermann, der damals die Licht- und Farbenwunder der Kirchen von Steinhausen und der Wies in Oberbayern geschaffen hatte. War also hier schon bei der Neugestaltung der Schloßkirche, die der gleiche Fürst veranlaßte, bedeutenden Künstlern die Gelegenheit gegeben, ihr Können zu höchster Blüte zu entwickeln, so lag in der Berufung Fischers zum Bau der St. Annakirche ein Werk beschlossen, das im deutschen Barock zu den besten Schöpfungen zählen dürfte. „Ein Stück Himmel auf Erden“ sagt man, und es ist etwa Wahres daran. Johann Michael Feichtmayr, der hochbegabte Augsburgs Stukkateur, Hofmaler Andreas Meinrad von Aw aus Sigmaringen, und der aus Oberschwä-

ben stammende Bildhauer Johann Georg Weckenmann, einer der begabtesten Künstler des schwäbischen Rokoko, entwickelten in dem alten Fürstenstädtchen ihr Können zu genialer Meisterschaft. Sie schufen in geistvoll entwickelten Kompositionen der Altäre, Stukkaturen und Fresken ein steinernes Loblied auf Mutter Anna, die durch alle Zeiten und hier besonders schon seit dem späten Mittelalter verehrt wurde. Diese Kirche wurde zu einem Zeugnis heiterer Weltinnigkeit und Weltoffenheit, wie sie die damalige von Frankreich und Italien her beflügelte Bauepoche widerspiegeln.

Das „Stück Himmel auf Erden“, von dem wir oben sprachen, bestätigten nicht zuletzt die zahlreichen Putten, die in den barocken Räumen schweben und hier das Hauptelement barocker Dekorationskunst darstellen. Sie schmücken Säulen, Brüstungen, Decke und Altäre, und es mag dabei oft unfassbar erscheinen, welche Vielfalt des Ausdrucks den Putten gegeben wurde, wie meisterhaft die Hand des Künstlers das Werkzeug zu führen wußte. Scheint doch schon eine einzelne von ihnen nach allen Seiten zu blicken, so vollzieht sich in der Vielzahl der Putten die Verräumlichung der Gruppe oder des architektonischen Körpers. Wenn diese Engelkinder



Frühlingshaftes Gepräge entsteht über diesem Altar, wenn die Blumengehänge durch die geschmeidigen Händchen der Putten gleiten und sie dem Daseinsgefühl ihrer Zeit entsprechend mit sinnfreudigem Leben erfüllen.

Foto: Weber, Haigerloch.

auch an der barocken Raumbewegung individuellen Anteil nehmen und sich mit ihrer vielfältigen Umgebung zu verbinden vermögen, so bleiben sie doch dem Ganzen untergeordnet. Sie sind einbezogen in die Gesamtkonzeption der Architektur und schwingen in der Sonate festlich verspielter Ornamentik und himmelöffnender Fresken mit. Der Treue und Schärfe ihrer Naturbeobachtung, wie sie auch die Blüten- und Blumendekorationen demonstrieren, entspringt letztlich auch die Meisterschaft der Künstler, die dem spröden Stein ihre eigene Gestalt aufzwingen.

Johann Georg Weckenmann, der einen ungemein feinen Natursinn mit der Gabe der Einführung in die künstlerische Aufgabe verband, ist nicht ohne Grund vom Bauherrn nach Haigerloch berufen worden. Ihm ging ein hoher Ruf voraus. In Haigerloch schuf er dann die reizvollsten Putten des schwäbischen Rokoko, aber auch noch andere Kunstwerke, so die Büsten und Vasen der Umfassungsmauer des St. Anna-Idylls und den Kalvarienberg bei St. Luzen in Hechingen. Engelsputten haben nicht nur im barocken Raum dem Schmuck zu dienen, sondern auch sinndeutende, allegorische



Seht die Herrlichkeit Gottes, des Herrn . . . ! Mit diesem Hinweis aus Händels „Messias“, welcher letztes Frühjahr in Haigerloch eine glanzvolle Aufführung erlebte, grüßt diese Engelsgestalt den Besucher der Schloßkirche in Haigerloch und weist damit gleichzeitig hin auf die herrliche Architektur als Anschauungswert für die Größe und Herrlichkeit Gottes, die sich für uns Menschen gerade in der Heiligen Nacht offenbart. Diese Engelsgestalt, die weitgehende Ähnlichkeit mit den Zwiefaltener Engeln des Meisters Christian aus Riedlingen hat, ist nur eine von den vielen, die den Kirchenraum schmücken und in diesen Räumen selbst zur himmischen Musik werden.

Foto: Weber, Haigerloch.

Aufgaben zu erfüllen. Vier von ihnen hat der Künstler in der St. Annakirche lokale Reminiszenzen zugebracht. Sie tragen auf den Seitenaltären die Attribute der beiden Zollernheiligen Meinrad von Einsiedeln, dessen bekannte Raben den Altar beleben, und Fidelis von Sigmaringen. Die segensreichen Verbindungen Hohenzollern-Einsiedeln werden bei dem Putto mit dem Gnadenbild von Einsiedeln besonders trefflich gedeutet. In verschwenderischer Fülle aber fließen Blumen-, Blüten- und Akanthusgehänge über die Altarmuscheln und Voluten und gewinnen mit den Putten als Verkörperung religiöser Allegorien, ihrer Zeit entsprechend, sinnenfreudiges Leben. Durch die geschmeidig zarten Händchen der Putten gleitend, entsteht frühlingshaftes Gepränge. Dennoch sind diese Gestalten jedem Realismus fern, so verklärt von engelhaftem Wesen wirken sie hier im sakralen Raum.

In der Schloßkirche wachsen sie aus der kindhaften Gestalt heraus und werden zu wesenhaften Engeln, die dem Raum den Charakter eines festlichen Himmelssaales geben. Auf den Altären, der herrlichen Kanzel von Franz Magnus Hobs, den Voluten und Deckengemälden, wird der Kirchenraum zu einem von den Putten bestimmten lebendigen All, wo sie auch eine liturgische Aufgabe erfüllen. Mit Händel rufen sie dem Besucher zu: „Seht die Herrlichkeit Gottes des Herrn!“, tragen Lilie und Winkelmaße, auf dem Rosenkranzaltar den Rosenkranz, und verbinden sich, über den Raum schwebend, zu einer Höhe wahrhaft musikalischer Harmonie. Fast glaubt man, in diesen Engelsingestalten die Meisterhand des Riedlinger Bildhauers Christian zu erkennen. Allein wir haben keine Beweise dafür, daß dieser Meister in Haigerloch gearbeitet hat, obwohl eine Ähnlichkeit seiner Zwiefaltener Engel mit denen von Haigerloch kaum zu verkennen ist.

Das Gebaren der Putten fordert in diesen Räumen klingendes Leben heraus. Es ist, als klängen mit den Engelkindern die herrlichen Melodien Mozarts, Händels oder Haydns durch die festliche Architektur. An hohen Festtagen kann man dieses beglückende Zusammenklingen von Architektur und Musik in ergreifender Weise miterleben. An Weihnachten sind alle Künste harmonisch vereint in ein jubelndes „Laudate Domino“, in ein ewiges Gloria, das nie schöner und festlicher zum Klingen kommt als in der Heiligen Nacht beim Schein der Kerzen. Unsere Engelkinder stimmen hier in die frohlockenden Chöre mit ein und werden nicht müde, auf die Anschauungswerte der Größe und Herrlichkeit Gottes hinzuweisen, wo immer wir ihnen in unseren herrlichen Gotteshäusern begegnen.



Putten haben nicht nur wie hier dem Schmuck zu dienen, sondern auch sinndeutende allegorische Aufgaben zu erfüllen, wie hier, wo ein Putte die Kerzen am Gnadenbild von Mutter Anna hält. Unten eine jener feinzisilierten Vasen des Hochaltars.

Foto: Weber, Haigerloch.

Die Klischees zu dieser Abhandlung wurden vom Verlag „Schwarzwälder Bote“, Oberndorf, kostenlos zur Verfügung gestellt. Herzlichen Dank!

Das erste Tertial

Am Dienstag, den 12. September 1916 habe ich Heimadörflein auf der Alb erstmals für längere Zeit verlassen, um im Städtchen an der Donau auf dem Pfad der Wissenschaft fortzupilgern, den ich mit Latein unter Anleitung unseres Herrn Pfarrers zusammen mit Nachbars Seffer mutig beschritten hatte. Auch Lehrer Evarist war bereit gewesen, in etlichen Privatstunden meine mathematischen Kenntnisse weiterzubilden, die Wolf „der Lange“ einst grundgelegt hatte. Der Seffer war inzwischen auf der Strecke und damit daheim geblieben. Aber für mich schlug nun an besagtem Tage meine herbe Abschiedsstunde. Schon war der neue große Wäschekorb mit Kleidern, Hemden, Strümpfen und etwas Proviant vollgepackt. Schon stand die „Scheeß“ mit Dettens zwei wackeren Braunen bespannt, vor dem Pfarrhaus. Die unermüdete Mutter und Schwester haben den Korb aufgeladen und geleitet mich mit guten Wünschen und heilsamen Ermahnungen zur Kutsche. Der Herr Pfarrer stieg auf, und ich folgte in das ungewohnte Gefährt. Aus den Nachbarhäusern winkten die Leute zum Abschied, und als die Rosse anzogen, kollerten mir aus den Augen ein paar lang zurückgehaltene Tränen. Adjee Elternhaus, adjee Dörflein mit deinen trauten Gassen und Feldern und Wäldern, in denen ich eine unbeschwert glückliche Jugend verbringen durfte! Was würde die Zukunft in der Fremde bringen?

Von der Staig aus richteten sich nochmal die Blicke zurück über die Häuser und Dächer bis hin zum kleinen Heiligum: „Du schlichte Kapelle am Friedhofrand, kann eine dir gleichen im weiten Land?“ Bald rollte die fein gefederte Kutsche, die mir ausnehmend gut gefiel, den Dannemer Weg hinab, vorbei an unserer Weilerwiese, die ich so oft hatte heuen und ohmden helfen. Schon gings über die Grenze in den Burladinger Zehnten, und in munterem Trab erreichten wir unter den Hecken die kleine Kapelle, von der man fast den ganzen Marktflecken übersah. Ja, zum Veitstag und Gallenmarkt hatten wir Buben so oft mitgedurft „z. Markt“.

oder wir bekamen wenigstens ein Krämle von dort, ein in Ton gebranntes „Veitle uf dem Häfele“ oder ein Paar dicke Hosen und feste Schuhe für den Winter. Gleich links am Dorfeingang gings zum Bahnhof, wo wir unseren Korb aufgaben und Fahrkarten besorgten, während das Fuhrwerk mit dem väterlich besorgten Dette wieder heimwärts rollte. Es ging nicht lange, und von Burladungen trafen noch zwei Gefährten mit ihren Angehörigen ein, der Josef Leibold und Breimesser, die das gleiche Ziel hatten, das Fidelishaus in Sigmaringen. Vom Killertal brachte das mächtig schnaufende Zügle noch weitere, Simmendinger und Bumiller und wie sie alle hießen. Es ging lebhaft her, und wir hatten bald Freundschaft geschlossen. Der Zug fuhr an, und die Ortschaften flogen nur so an uns vorbei. Schon nach anderthalb Stunden erreichten wir das Regierungsstädtchen. Den Korb konnte man auf einen Karren laden, und sitzsaft schritten wir an der Seite des Herrn Pfarrers durch die Straßen hinauf, bestaunten das Schloß auf hohem Felsen und die verschiedenen Denkmäler, wie schon vorher die Donau, die mir wie ein Riesenstrom vorgekommen war. Das Fidelishaus war am Giebel reichlich bemalt, eine Statue des heiligen Märtyrers, der hier geboren wurde, zierte wie heute wieder das Hauseck. Wir traten ehrfürchtig ein in die heiligen Hallen (so kamen die Räume mir wenigstens damals vor!), wo Rektor Waldner und Präfekt J. Rager mit den treuen Ordensschwestern uns freundlich aufnahmen. Wir erhielten Plätze zugewiesen, dazu Papier und Federhalter und Verhaltensmaßregeln für die morgige „Priffing“. Nach dem Essen, zu dem an Kettchen zwei Glöcklein gezogen wurden, versammelte uns der Präfekt in der mit kostbaren Bildern und Statuen ausgestatteten Kapelle, um Gottes Segen für unser Vorhaben herabzuflehen. Im Schlafsaal waren die Betten je durch einen kleinen Verschlag getrennt, nach vorn mit einem schmalen Vorhang abgeteilt, hinter dem der Stuhl für die Kleider stand. Man gebot Silentium, d. h. Ruhe, zum

Schlafen. Aber nachdem sich der Präfekt zurückgezogen, ging doch von den Betten aus ein Getuschel an, denn jeder hätte gar zu gern gewußt, wer sein Nachbar sei. Da waren gleich zwei Trochzelfinger namens Schoser und Dietrich, die in die gleiche dritte Klasse wollten, wie ich, ein Schlude aus Veringendorf, Oswald von Harthausen, Thomas Buck aus Magenbuch und andere mehr. Erst gegen Mitternacht gab es eigentlich Ruhe.

Am Morgen nach hl. Messe und Frühstück marschierten wir geschlossen durch die Straßen den Ochsenberg hinauf und zum Gymnasium hinab, um uns prüfen zu lassen. Erst kam für uns Rechnen dran, dann deutsches Diktat und eine Uebersetzung ins Lateinische. Von ersterem weiß ich nichts mehr. Der rheinische Studienrat Hack, der einen Spitzbart trug, diktierte: „Vo da Abndsonnö vagodat lich da Waia. Im Röhrlicht flötet die Amsel.“ Da jedoch der Lehrer die R nicht sprechen, sondern nur „reißen“ konnte, gab jedes seiner Worte für uns eine harte Nuß zu knacken. Genau so nachher im Latein, wo wir übersetzen mußten: „Diese Sache ejechte einen so goßen Zoon da Gallia, daß sie die Belagerung Clusiums aufgaben und Rom selbst einzunehmen beschlossen...“ Wir stockten und starrten ihn an, bis er merkte, daß wir nichts verstanden hatten. Zum Glück kam Studienrat Klövekorn dazu, der uns die deutschen Wörter schön verständlich vorsprach. Es ging fast alles gut. Voll Stolz konnten wir verkünden, wir seien in die Quarta aufgenommen. Als nachmittags mein Herr Pfarrer von Sigmaringendorf zurückkam, hatte ich mir mit Hilfe eines älteren Schülers bereits eine rote Quartanerkappe mit schwarzweißem Rand erstanden, wie sie damals für alle Pennäler in verschiedenen Farben üblich waren. So kannte man uns und die Klasse schon von weitem. Am Abend wimmelte es in den heimeligen Räumen des Fidelishauses von großen und kleinen Schülern, die von allen Seiten mit Sack und Pack gekommen waren. Wir Neulinge hatten viel zu gucken und zu losnen. Das Taschengeld mußten wir beim Rektor abgeben und erhielten ein Kontobüchlein zum Abholen des Notwendigen. Wir bekamen bei Tisch und im Studiersaal unseren Platz bzw. ein Studierpult. Ich sehe noch heute im Geiste unseren Präses Thaddä Maier, wie er uns in die Geheimnisse und Ordnung des Pennälerlebens einführte und erklärte, das Studienjahr habe drei Tertiale oder Abschnitte. Am merkwürdigsten kam mir vor, daß wir nunmehr als Gruß stets, ob morgens oder abends oder nachts, nur „Moin“ sagen sollten. Mein älterer Landsmann Theo Maier erklärte auf meine erstaunte Frage, das bedeute so viel als „(Guten) M o r g e n“ worauf ich mich noch mehr wunderte. Aber immerhin ist der Gruß so geistreich, wie das „Dschüß“ der höheren Töchter!

Andern Tags gings kurz vor 8 Uhr ans Gymnasium, will sagen Pennal, das uns nun täglich bis $\frac{3}{4}$ 1 Uhr gefangen hielt. Nachmittags hatten wir Spaziergang, dann von 3—4 Studium mit Stillschweigen, und von $\frac{1}{4}$ 6 bis 7 Uhr wiederum. Gleich nach 8 Uhr mußten wir Kleinen ins Bett, die Größeren studierten noch bis nach 9 Uhr. Auch früh morgens war Studium und Wiederholung nach der hl. Messe. Mittwoch nachmittags fand gewöhnlich ein gemeinsamer Spaziergang der 5 unteren Klassen statt, und zwar in Begleitung des Präfektes. Der Rektor war ein kleiner, runder Herr, im Haus meist in s e h r weiten langen Talar. Er konnte gelegentlich auch unverhofft durch eine Tapetentür seines Zimmers im Studiersaal nach dem Rechten sehen. Er war ein rechter Bücherwurm, dem wir oft alte Folioebände aufschneiden mußten, die er in irgend einer Buchhandlung in München oder sonst wo aufgegabelt hatte. Seine Anrede, „Ha, Bursch“ an uns und auch alle Größeren, die er ernstlich anfassen wollte, war längst zum geflügelten Wort geworden. Für das Haus übrigens und die Ernährung seiner Insassen, Schüler und Barmherzige Schwestern mit Küchenmädchen, sorgte er wie ein Vater, was in der Kriegszeit gar nicht leicht war. Unvergessen ist jener Eisenbahnwagen voll S a u b o h n e n, die im Theatersaal und einem Zimmer kniehoch aufgeschüttet und immer wieder umgeschöpft werden mußten. Sie ergaben eine ausgezeichnete kräftige Morgensuppe. Als die Bohnen endlich zu Ende gingen und dafür schale Eichelbrühe statt Kaffee auf den Frühstückstisch kam, gabs ein allgemeines Bedauern. Wir vom Land bekamen immer auch von daheim noch Nachschub.

Aber wir wollen zur Schule zurück. Im Latein hatten wir Stundenbuben zweifellos einen Vorsprung, auch in Deutsch und Rechnen konnte ich mich getrost sehen lassen. Der alte Herr Gelle, der Zeichnen und Singen gab, nahm mich mit andern gleich vor, um zu sehen, ob ich zum Schülerchor genommen werden könne. Auf seine Frage, was ich singen könne, bejahte ich und fing gleich an: „Ich hatt' einen Kameraden“. Die Prüfung muß gut gegangen sein, denn von da

an gehörte ich die ganze Pennalzeit zum Chor, mit Ausnahme der Zeit des Stimmwechsels. Die Notenschrift, die mir noch unbekannt war, hat mir mein Mitschüler Otto Steidle, der Sohn des sog. „Markus“, entschlüsselt. Das Spiel des Orchesters aber war für mich geradezu eine nie gehörte Offenbarung!

Im Fidelishaus, das die Städter despektierlich nur „Kitter“ nannten, bestand damals 1916 der barbarische Brauch, den nachher der verständige Rektor Sauter abschaffte, daß nämlich die neu dazugekommenen Schüler von den schon eingelebten „eingeweiht“ wurden, und zwar durch eine Tracht Prügel. Man stelle sich vor, wir Buben gerade frisch aus dem mütterlichen Nest gerissen und in die Fremde geschickt, erlebten einen solch herzlosen Empfang! Da wars mir ums Leben verleidet. Das Heimweh nach dem Albdörflein mit seinen weiten Fluren, in der wir freie Herren gewesen, stieg in mir mächtig auf. Einmal waren schon einige meiner Mitschüler, der Gratwohl und der „Gg“ daran, mich dergestalt „einzuweißen“. Da erschien als rettender Engel gerade vor der Kapellentür mein Landsmann Adlerwirts Theo, der 3 Jahre vor mir ins Haus eingetreten war. Aus der barbarischen „Weihe“ wurde nun nichts. Die Bösewichter mußten schleunigst verschwinden. Dem Theo aber bin ich heute noch dankbar! Ob er, der heutige Oberfinanzpräsident von Hessen, überhaupt noch daran denkt?

Auch beim gemeinsamen Spaziergang wurden wir Neuen mehr als einmal von den Aelteren, zu denen wir sonst ehrfürchtig aufschauten, wie die Hasen gejagt. Besonders ein Gerweck und ein Steinhart taten sich da hervor. Merkwürdige Erziehungsmethoden!

Die Schreibsachen kauften wir in der Nähe bei den Geschwistern Kromer am Rathaus, deren Haus später im Neubau des Stadthauses aufging. Die Bücher dagegen wurden in Liehners Hofbuchhandlung erworben. Neu war, daß viele Mitschüler statt einer Schultasche einfach mit einem Riemen ihre Bücher und Mäppchen zusammenschnürten. Offenbar galt es als rückständig, einen Schulranzen zu tragen, obgleich dieser viel praktischer ist, wenigstens für die Jüngeren. Die herrliche Umgebung der Stadt im Tal der Donau und Lauchert wurde entdeckt, die Amalien- und Nägelelfelsen, Hornsteins Burgruine, der Tiergarten Josefslust, der Brenzkofer-, Mühl-, Eulen- oder Dettingenberg erobert, der Großwieshof, das Antoniustäle und der Josefsberg uns bald nicht mehr fremd. Ob es regnete oder die Sonne schien, der Rektor schickte uns unbarmherzig (wie uns schien, und doch vernünftigerweise) nach jedem Mittagessen spazieren, und wars auch nur um den großen oder kleinen Stock (Sägebrücke bis Bauhofbrücke). Wir staunten den herrlichen Schloßbau vom Hirschsprung aus an, suchten die lateinische Inschrift von Princeps Antonius am Felsendurchbruch des Mühlberges zu entziffern, was freilich nur mit Hilfe des Wörterbuchs meinem Freund Buckenmaier von Stetten gelang. Noch heute besitze ich, wohl als einziges Buch aus der Quarta, meinen „Heinichen“, das lateinisch-deutsche Lexikon, das seitdem schon vielmals zu Rat gezogen wurde.

Rechnen hatten wir bei einem Lehrer, der wegen seines einzigen Auges nur „Zyklop“ genannt wurde. Wehe, wenn bei diesem sehr nervösen Herrn einem sein Lineal zu Boden fiel oder das Aufgabenbüchlein vergessen war! Dann gabs Nachsitzen und bei schlimmen Fällen Eintrag ins Klassenbuch. Ins Aufgabenbüchlein war sorgfältig alles aufzuschreiben, was bis zum nächsten Mal zu lernen und zu schreiben war. Der Direktor des Gymnasiums namens H e s t e r, genannt „Zeus“, war ein gütiger Herr, dessen helle Jacke im Sommer späterhin immer kommendes „Hitzefrei“ anzeigte. Er war Nichtraucher und wollte die Schüler immer für seine Ideen gewinnen und in einen Verein der Rauchgegner aufnehmen. Mich selber berührte die Lockung zum Verein so wenig, wie zum Rauchen selbst, bis zum heutigen Tag. Der „Zeus“ heiratete später, und was sahen wir erstaunten Kerle zum offenen Fenster seiner Wohnung hinein? Das Frauchen stand p f e i f e r a u c h e n d am Herd! Das gab eine Sensation und ein Getuschel auf dem Kieselübersäten Schulhof! Damals ahnte ich noch nicht, daß mir einst als Vorsitzendem des Schülerausschusses die Aufgabe zufallen würde, dem Herrn Direktor die Abschiedsrede zu halten. Nicht vergessen unter den Lehrern sei der altväterische P a p a F i n k, ein ehemaliger Volksschullehrer, der in der Kriegszeit manche Vertretungsstunde im Rechnen und Naturkunde und oft mit mehreren Klassen zusammen übernahm. Bei ihm hatte ich bald einen Stein im Brett. Gleich neben dem Pennalausgang stand sein Haus, über dessen Türe er hatte schreiben lassen:

„Zu meines Lebens Rest, baut' ich dies Finkennest.“

Allmächtiger schütz mein Dach, vor Not und Ungemach!“ In der damaligen Kriegszeit, wo alles so rar war, propagierte er das militärische Grüßen mit der Hand o h n e L u p f e n

des Hutes, um nämlich letzteren zu schonen. Barhaupt zu gehen war damals weniger modern. Der Schluß des von Fink verbreiteten Gedichtes lautete:

„Drum werd' ich in Zukunft mit dem Hut nicht mehr grüßen,
Will für einen schädlichen Brauch nicht mehr zahlen u. büßen.
Mit treuerzigem „Grüß Gott“ und militärischem Salutieren
Läßt dies kostspielige Uebel sich für immer kurieren!“

Es wurde eifrig studiert, auswendig gelernt und geschrieben, Klassen- und Hausaufgaben erledigt und viel Tinte verklext. Denn das Tertial ging dem Ende zu, und auf Weihnachten würde es Zeugnisse geben. Am wenigsten gefiel mir Französisch. Wohl zur Strafe meines geringen Interesses mußte ich im zweiten Weltkrieg Sanitätssoldat werden und ausgerechnet nach Frankreich versetzt werden, wo übrigens die biedereren Bretonen mir sehr gut gefielen.

Am schwierigsten waren ohne Zweifel die Klassenarbeiten, und manch einer versuchte zu „spicken“, d. h. dem Nachbar ins Heft zu sehen. Die Uebersetzungen aus dem Lateinischen wiederum fand ich wesentlich leichter als später im Abitur aus dem Hebräischen, wo ich in der Verzweiflung meines Nichtkönnens übersetzte: „Die Brüder Josefs in Aegypten schlugen den Esel bis Josef kam“, was ein wiederherdes Gelächter selbst des trockenen Waldner erregte.

Schon strichen wir im Kalender die Tage bis Weihnachten an, einige berechneten sogar die Stunden, bis wann es sorglose Vakanzen geben würde. Zuvor kam aber noch der Sanktlos: ein würdiger Bischof mit langem Bart, Mitra und Stab und Rauchmantel, dabei der Knecht Rupprecht mit Schellen, Sack und Ruten. Alles war im Speisesaal versammelt, selbst die ehrwürdigen Küchenschwestern lugten durch das Speisfensterchen. Aus einem großen Buch wurden die Fehler und Tugenden der einzelnen vorgelesen, die Verdienste darauf belohnt, Fehlritte bestraft. Abend stand ich im hinteren Eck, als der heilige Mann meinen Namen rief. Zitternd kam ich hervor. Man konnte ja nicht wissen... Aber er belobte mich als treuen Blasbalgdienst des Kapellenharmoniums, und voll Stolz konnte ich eine ganze Menge Aepfel in Empfang nehmen. Sie mundeten mir ausgezeichnet, denn Obst esse ich gern. Aber ach, die Aepfel waren eiskalt gewesen: Nachts wache ich auf, es war mir elend schlecht. Mit Not erreichte ich den Ausguß unter der Schlafsaaltüre, wo ich mich erleichtern konnte.

Als andern Tages der Hunger sich mächtig regte, kam zum Glück von daheim eines der ersehnten Pakete mit Brot, das die Mutter gebacken, Butter und Speck und anderes, so daß mein Schrank bald umschwärmt war von Kameraden, die wußten, daß auch für sie immer etwas abfiel. Nur vor den Mahlzeiten durfte man nicht an die Vorräte, sonst setzte es Strafe ab durch den gestrengen Präfekten Rager, falls es nicht gelang, in einen der vielen dunklen Gänge oder Zimmer des altherwürdigen Hauses zu verschwinden, ehe er einen erkannte.

Eine kleine Ueberraschung kam für mich, als die neuen Schüler ihre Volksschulzeugnisse zurückerhielten. Ich bekam nämlich keines. Direktor Hester, den ich deswegen fragte, erklärte, für mich sei gar keins bei der Anmeldung mitgeschickt worden, ich bekäme ja jetzt ein neues. Viele Jahre später fand ich auf der Schulbühne meiner Heimat die Schülerlisten und bei meinem Namen stand die Notiz: „Ans Gymnasium nach Sigmaringen beurlaubt.“ Somit bin ich offiziell eigentlich niemals aus der Volksschule entlassen worden!

Der letzte Tag dieses Tertials war gekommen. Alles harrete mit Spannung der Dinge, die da kommen mußten, nämlich der Zeugnisse! Schon war mein Brieflein heimgeflogen des Inhalts, ich käme samt Wäschekorb um 3 Uhr in Burladingen an. Endlich erschien am Schlusse dieses ganz entspannten Unterrichts der Klassenlehrer mit einem Pack Papiere. „Darin stand klar zu lesen, ob wir brav und fleißig gewesen.“ Unser Religionslehrer, Professor Adolf Strobel, ein ganz trockener Patron, hatte sich nicht lumpen lassen, und mir eine „Eins“ geschrieben. Auch sonst war das Zeugnis höchst zufriedenstellend. Die bunten Mützen schwenkend, mit wahren Germanengebrüll stürmte die Schülerzahl aus dem Pennal heimwärts bzw. ins Fidelishaus. Nach dem Essen wurden die Koffer und Körbe zur Bahn geschafft, und um halb 2 Uhr hatten sich die paar Wagen der Landesbahn mit farbigen Pennalermützen fast gefüllt. Es hatte leise zu schneien angefangen an diesem Samstag, den 23. Dezember. Das Züglein fuhr fauchend mit einer mächtigen Dampf- und Rauchwolke an. Aber nach knapp 100 m beim Anstieg zur Donaubrücke sprangen auf den glattnassen Schienen die Räder der Lokomotive nur so herum- und wir saßen fest. Sollten etwa schlechte Zeugnisse einige zu stark belastet haben? Der Zug fuhr zurück und nahm einen Anlauf, aber es klappte wieder nicht. Erst als der Maschinist Sand vor

die Räder streute, schob sich das Züglein langsam vorwärts über die Brücke und durch den Bahneinschnitt bis Hanfental, wo die Lokomotive freudig pffiff, als feiere sie einen Sieg. Schnell gings nun weiter mit kurzem Halt an den Stationen bis Gammertingen, nicht ohne daß der „Gg“ unterwegs hinausmußte, um den „Göttern zu opfern“. Es war ihm nämlich, wie schon oft, schlecht geworden. Den Berg hinauf gen Neufra ging es langsamer, aber dann in flotter Fahrt weiter. Die bunten Mützen wurden immer weniger. Da kam auch Burladingen in Sicht, und nun waren wir da. Ein kurzer Abschied von den Unterländern, und ich stand auf dem Heimatbahnhof. Hinter dem Gebäude, damit die Gäule nicht scheu würden, hielt mein Dett mit dem Holzschlitten und begrüßte uns herzlich. Das Gepäck wurde aufgeladen, Theo und ich stiegen dazu, und unter lustigem Schellengeklänge ging der Heimat zu. „Hoch grüßt aus dem Walde das alte Schloß. Dort durfte ich träumen von Ritter und Roß.“ Doch heute hielt es mich nicht fest. Der Schlitten glitt mit Klingeln der Pferdegeschirre den Hohlweg hinab. Aus den Häusern grüßten die Leute: „So, kommet er?“ Mutter und Schwester und Tanten erschienen im Hof, als wir bei Dettens Haus hielten. „Ja griaß Gott! Jetz isch reacht. Ha, Du siescht guat aus, hoscht a feins Heitle“. So und ähnlich scholl es von allen Seiten. Ich strahlte mit dem ganzen Gesicht, denn ich war ja daheim. Als am Montag in der Frühe die Schrecke-Glocken uns weckten und wir beim matten Schein der Petroleumlampe uns mit den Wachsstöcken und Wächse zum Engellamt richteten, überquoll mein Herz von Freude, und jubelnd sang ich nach dem Weihnachtsevangelium des Friedens mit der Heimatgemeinde das beliebte Lied: „Sehet, der göttliche Knab steigt vom Himmel herab...“ Nachher daheim wurde der Christbaum angezündet und gemeinsam, wie es in unserer Familie üblich war, sangen wir in heiliger Weihnachtsfreude „Stille Nacht, heilige Nacht“.

Krs.

Das alte Schloß (bei Gammertingen)

Tief drinnen im Walde versteckt,
Von Buchen und Tannen verdeckt,
Führt ein rauher Weg zum Licht.
Eben aus düsteren Wolken bricht
Die Sonne, huscht auf graue Mauern,
Ein Windstoß läßt ringsum erschauern.
Nur wilde Trümmer, vor fast tausend Jahren
Einst Schirm- und Trutzburg sie waren.
Schon seh' ich im Geist eine schmucklose Halle,
Die Ritter sich räkeln, sie frieren alle,
An knorrigten Tischen, sie spielen Schach
Und essen und trinken und schlagen Krach.
Dieweil steht im Wachturm der Posten,
Unter rostiger Haube, startt nach dem Osten
Und Westen, ob nicht ihr Treiben zu stören,
Ein Feind sich nähert. Nichts ist zu hören.
Doch jetzt dahinten, verdächtiges Blitzen,
Er ahnt anschleichende Armbrustschützen.
Nun hebt der Wächter höher das Horn,
Führt es zum Mund und bläst voller Zorn.
Und innen springen die Zecher empor,
Und nehmen gar hastig ihr Rüstzeug vor,
Binden am Harnisch die Schlaufen,
Fassen die scharfen Schwerter und laufen,
Den tückischen Feind zu bekriegen,
Für immer ihn tödlich besiegen.
So geht wohl ihr Leben dahin, jeder Tag
Bringt Glück oder harten Schicksalsschlag. —
Doch heute beim ersten Sonnenstrahl,
Da regt sich's gespenstisch im alten Gemäuer,
Nur wenig hebt sich der Vorzeit Schleier,
Steinchen und Sand rinnen zum Tal,
Jahrhunderte bröckeln seit fast tausend Jahren,
Und die einst dort Herren und Reische waren,
Sind längst verstaubt und verweht.
Der Nachmensch erforscht und gerne versteht,
Will wissen, wo jene geblieben,
Wozu einst die Not sie getrieben.
Waren sie Edlinge, waren sie Grafen,
Die hier sich vor tausend Jahr trafen?
Sind die Geschlechter früh ausgestorben?
Oder sind sie vom Kreuz angeworben,
Um zu erobern das Heilige Land?
Sanken sie todwund in heißen Sand,
Fremd und elend war ihr Leben,
Für diese edle Sache gegeben?
Doch nichts wird erzählt. Die gierig lauschen,
Sie fühlen im Wald nur ein leises Rauschen.
So ruft der Mensch nach der alten Zeit,
Und endet zuletzt in der Ewigkeit.

Erwin Burkarth.

Vom Schreckeläuten und alten Bräuchen

Um die Weihnachtstage rankten sich einst bis in die Neuzeit herein alte Bräuche, von der die heutige Jugend meist nichts mehr weiß. Es dürfte daher angebracht sein, für unsere jungen Leser über einige Bräuche in Rangendingen zu berichten.

In den Wochen vor Weihnachten gab es bei den Schlossern und Büchsenmachern viel Arbeit. Ledige und verheiratete Männer brachten ihnen beschädigte Pistolen und Gewehre, um die Fehler daran beheben zu lassen. Neue Spannfedern und Zündkegel mußten eingesetzt und probiert werden.

Von dem Kirchturm erklang am Hl. Abend und in der Frühe des Weihnachtmorgens das Schreckeläuten mit allen Glocken. Beim Schreckeläuten am Hl. Abend schossen ledige Männer „das Weihnachtsfest ein“. Schon vor dem Läuten luden die Besitzer ihre Waffen, und zwar 20—30 cm lange Pistolen oder 40—50 cm lange, kräftige Karabiner mit Ladestock oder einläufige Gewehre mit eisernem Ladestock. In die Rohrmündung hinein schüttete man feinkörniges Schwarzpulver, das durch Schütteln der senkrecht gehaltenen Waffe in den Zündkegel einsickerte. Mit kräftigem Papierpfropfen dichtete man den Pulverraum ab, wozu die Ladestöcke benutzt wurden. Auf den Zündkegel wurde das Zündhütchen gesetzt, und somit war die Waffe schußbereit. Beim Abzug des gespannten Hahnes drang ein Feuerstrahl zum Pulver, das sich entzündete und mit großem Knall den Papierpfropfen hinausjagte. Rohrkrepiere bildeten eine Gefahr für den Schützen. Während des Schreckeläutens am frühen Weihnachtmorgen schossen jedige und verheiratete Männer zu Ehren des Christkinds. Sie blieben beim Schießen meist in der Stube und schossen zum Fenster hinaus. Es war keine wilde Knallerei, denn das Pulver mußte gespart werden. Mit dem Verklingen des Läutens hörte das Schießen auf. Die Mütter weckten bei Beginn „der Schrecke“ die Kinder, damit sie das Geläute und Schießen hörten.

Ein weiterer Brauch sei erwähnt: Vor Beginn des Läutens am Hl. Abend legten die Gartenbesitzer zu jedem Obstbaum einen Wisch Stroh. Während des Läutens umschlangen sie jeden Baumstamm mit dem bereitgelegten Strohwisch und banden ihn mit einem Knoten fest. Nach Meinung der Besitzer blieben die Stämme vor Erfrieren geschützt und eine gute Obsternte gewährleistet. Beide Bräuche sind nach den beiden Weltkriegen in Abgang gekommen. Nach dem zweiten Weltkrieg mußten alle Waffen restlos an die Besatzungsmacht abgeliefert werden.

Die folgenden drei Bräuche sind schon vor dem ersten Weltkrieg in Abgang gekommen. Der Bauer gab seinem Vieh während des Schreckeläutens am Weihnachtmorgen Salz; auch ließ er es früh zur Tränke an den Brunnen. Jeder Brunnen gehörte mehreren Bauern gemeinsam. Das Vieh, das am Weihnachtmorgen zuerst an den Brunnen kam, sollte das ganze Jahr das Vorrecht haben. Die Hausfrauen nahmen bei Beginn des Schreckeläutens am Hl. Abend einen neuen Besen, kehrten damit die Bühnenstiegen und sprachen dabei: „Ratta und Maus gend naus aus meim Haus, der Heilig Obed isch en meim Haus.“ W.

Frohnstetter Sagen

Nordwestlich von Frohnstetten, nahe der Gemarkung Kaiseringen, erhebt sich an der Abdachung des Heuberges in das Schmeiental ein Fels, in dessen Nähe sich Mauerreste eines zerstörten Schlosses befinden. Der Wallgraben ist noch deutlich zu erkennen; er ist etwa ein Viertelmeter tief. An das zerstörte Schloß knüpft sich folgende Sage: Im Schloßkeller befanden sich große Schätze, die einst in einer Weihnacht von den Bewohnern der benachbarten Schmeienhöfe gesucht wurden. Die Schatzgräber sahen bald ein weißes, in goldnem Schimmer strahlendes Lamm vor sich liegen. Voll Entzücken über den glücklichen Fund vergaßen sie die uralte Regel, daß man beim Schatzgraben nicht sprechen darf und brachen: in laute Bewunderung aus. Da verschwand die Erscheinung im nämlichen Augenblick, und die Schatzgräber mußten zu ihrem größten Leidwesen leer und enttäuscht heimwandern.

In einer andern Weihnacht sahen die gleichen Bewohner jener Höfe das Schloß in seinem alten Glanze dastehen, und in den hellerleuchteten Räumen feierten die ehemaligen Schloßbewohner, die Edelräulein von Westerstetten, heilige Nacht mit Harfenspiel und frommen Gesängen.

Eine dritte Sage meldet, daß einst ein kleines Mädchen auf den Schmeienwiesen unten am Schloßfels beim Viehweiden eine Anzahl bunter Schneckenhäuser herumliegen sah. Es habe diese gesammelt, aber auf Befehl des Vaters bis auf einige wieder fortgeworfen. Wie es nun heimgekommen, seien die wenigen, die es behalten, Goldstücke gewesen. Nun habe man sogleich nach den fortgeworfenen gesucht, aber nicht mehr gefunden.

Die Egert

Vor anderthalb Jahren erschien in der „Hohenz. Heimat“ ein Beitrag von J. A. Kraus, der sich mit der Bedeutung dieses Wortes beschäftigt. Er schreibt u. a.: „Somit dürfte klar sein, daß Egert das Gegenteil von bebautem Feld darstellt.“ Offen blieb die Frage, ob der Begriff etwas mit der Form der Betriebsbewirtschaftung zu tun hat. Um weiter zu kommen, sei zunächst ein Umweg über die Botanik gestattet.

Eine der lieblichsten Pflanzen der Alb ist das Steinröschen, das vor allem auf Trochtafinger Markung vorkommt. Der Volksmund nennt sie das Egertennägele. Nach Gradmann ist sie eine seltene Leitpflanze der Steppenheide. Es handelt sich um einen mehrjährigen Zwergstrauch (*Daphne cneorum*), der natürlich nur dort vorkommen kann, wo weder Ackerbau, noch Weide, noch Wald das Wachstum unterdrücken. Steppenheidestandorte sind Plätze, die in keiner Weise kulturfähig sind (steile Südhänge, Felsen und ihre Umgebung) und die sich daher ihre ursprüngliche Pflanzenwelt bewahrt haben. Wenn das Volk eine typische Pflanze dieser Standorte als Egertennägele bezeichnete, so dürfen wir mit Recht annehmen, daß man unter Egert ein Gelände verstand, das nicht kulturfähig war.

Betrachtet man die Grundstücke, bei welchen Egert als Flurname vorkommt, so muß man allerdings feststellen, daß diese Definition nicht stimmt. Es sind nämlich durchweg Fluren, die dem Ackerbau dienen oder die erst in jüngster Zeit aufgestorbt wurden. Gemeinsam ist diesen Grundstücken jedoch, daß sie oft zu einem Drittel oder wesentlich mehr aus Oedung bestehen. Nur ein Teil ist als Acker zu nutzen. Die Besitzer dieser Felder unterscheiden heute noch zwischen dem Acker und der Egert. Ganz offensichtlich wurde hier von einem Teil der Fläche der Humus abgetragen und talseitig aufgeschüttet, um ein einigermaßen zu bebauendes Feld zu bekommen. Nur ist die Frage, wann das geschah. Man kennt aus der Geographie den Begriff der Egertenwirtschaft (auch Feld-Graswirtschaft). In den Alpenländern und im Schwarzwald wurden schlechte Böden 1—3 Jahre als Acker genutzt und dann 10—15 Jahre liegen gelassen und nur abgemäht oder beweidet. Ob diese Wirtschaftsform in unserem Teil der Alb üblich war, muß offen bleiben. Das Beispiel, das Kraus bringt, es sei in Ringingen um 1590 vorgekommen, daß man Aecker 9—12 Jahre liegen ließ, spricht dafür. Sein Einwand, daß man schwerlich Futterräcker innerhalb des Esch habe liegen lassen, ist nicht ganz stichhaltig, da es sich ja nicht um einzelne Grundstücke, sondern um geschlossene Lagen handelte. Zu diesen gab es immer eine Zufahrt, und es bestand natürlich auch für diese Egertfluren der Anbauzwang. Mit Sicherheit läßt sich nur sagen, daß es im 19. Jahrhundert auf der Alb keine Egertenwirtschaft mehr gab. Die besseren Teile dieser Grundstücke wurden als Acker genutzt, und die Egerten, soweit es das Gelände zuließ, abgemäht. Bei all diesen Egertfluren handelt es sich um ehemalige Weiden, die aus der Not heraus unter den Pflug genommen wurden. Sie unterscheiden sich durch ihre Aermlichkeiten von den Brand- und Reutefluren, welche auch heute noch rentabel sind.

Zusammenfassend darf man folgendes feststellen: Egert bedeutet ursprünglich Land, welches in keiner Weise kulturfähig war. Später bezeichnete man auch Fluren, die sehr schlechte Böden hatten und nur teilweise genutzt werden konnten, als Egerte. H. Burk arth.

Identifizierung alter Ortsnamen ist manchmal sehr schwer.

Manche Namen der alten St. Galler Urkunden sind bis heute nicht festgelegt bzw. wiedergefunden. Hupoldesella im Nibelgau deutet Ludw. Dorn neustens auf Frauenzell bei Legau (Wartmanns Urkb. II Nr. 474), und datiert die Urkunde auf 6. August 855. Den Ort Nydenszelle im Konstanzener Zehntbuch 1275 hat er im Vergleich mit den Veröffentlichungen von Manfred Krebs (Investiturprotokolle und Annatenregister in der Zeitschrift „Freibg. Diözs.-Archiv“ mit Frauenzell wiederfinden können, das aber noch lange bis 1794 Marienzell hieß. Dieser auch Nudungszell genannte Ort erscheint 1470 als Cella Mariae, aber im gleichen Jahr wegen des dabeiliegenden Rungazhofen auch Rungerszell!! Und es stimmt, so unglaublich es auf den ersten Blick klingen mag! Nebenbei erscheint 1275 im gleichen „liber decimationis“ im gleichen Dekanat eine weitere Cella Marie assumpte, die mit ziemlicher Sicherheit auf Gebrazhofen zu deuten ist, das tatsächlich Mariä Himmelfahrt als Patrozinium feiert, und sonst im genannten Zehntverzeichnis fehlt! Besitzer der Zeitschrift „Freiburger Diözesanarchiv“ werden gut daran tun, im Register des Bandes I und Register 1—27 diese Orte zu berichtigen. Kraus

Der Name und das Geschlecht der Fauler *

Das Geschlecht der Fauler ist in Veringendorf seit über 500 Jahren bis heute nachweisbar. Dort saßen sie stets als Müller auf der Wietland- und Taudismühle (Obere und Untere Mühle). Hier stürzt die Lauchert über die in der letzten Eiszeit entstandenen Quellstufe 15 Meter in die Tiefe, um gleich unterhalb des Wasserfalles einer Furt Platz zu machen, an der die Michaelskirche der alten Mutterpfarre steht. Ihr gegenüber liegt der Kirchberg, an dessen Ausläufer das alte Schloß der Herren von Affelstetten stand.

Der Name Föler, der auch in den Schreibweisen „Voeler“, „Foler“ und „Voler“ vorkommt, findet sich im alemannischen Gebiet um den Bodensee schon sehr früh, und zwar besonders häufig in den Reichsstädten Ueberlingen und Pfullendorf, sowie in Konstanz, ferner in der Gegend von Sigmaringen, im Laucherttal. In der Mundart des nördlichen Bodenseegebietes wird das „ö“ als „ee“ gesprochen. Wenn auch die Schreibweisen dieses Familiennamens verschieden sind und in Ueberlingen teils „Fäler“, in Pfullendorf „Failer“ und in der Gegend von Sigmaringen mitunter „Fouler“ lauten, so handelt es sich dabei, wie die Quellen belegen, jeweils nur um ein anderes Hörbild von „Föler“ und jedenfalls immer um den gleichen Namen¹⁾, der ausschließlich auf alemannischem Boden vorkommt. „Foele“ bedeutet einen stiebenden Feuerfunken von glühender, zuckender Asche²⁾. Der Name kann somit ursprünglich als Sinnbild eines sprühenden, lebhaften Wesens angesprochen werden. Wahrscheinlich stammt das Wort von dem über die rätio-romanische Nachbarschaft während der Römerzeit aus dem Lateinischen übernommenen Wort „favilla“ ab, das „Sprühfunke, Loderasche“ bedeutet und in dem italienischen „favalesca“ erhalten ist. Vielleicht hängt Voeler aber auch mit dem altnordischen „Voelundr“ zusammen, das im Althochdeutschen den Namen des ältesten germanischen Schmieds, Wieland, entspricht.

Als ältesten, nördlich des Bodensees urkundlich überlieferten Träger des Namens darf man wohl „Ber(tholdus) dictus Voular“³⁾ ansprechen, der unterm 13. Februar 1276 bei einem Verkauf in Altshausen, das zur Herrschaft der Grafen von Veringen gehörte, als Zeuge auftritt

Als „Vailerhof“ erscheint der Name schon früh in 4 Urkunden des Ueberlinger Spitals von 1286 und 1291; dieser Hof ist bei den Hofgütern „Weierhof“ und „Negelhof“ nördlich von Ludwigshafen am Bodensee um Bonndorf zu suchen. Vielleicht hat auch das im Jahre 1316 vom Kloster Petershausen an das Kloster Salem verkaufte Gut „Vailer genannt“ das unter Ziffer 7 des Verzeichnisses der Güter und Höfe in und um Altheim (nördlich Ueberlingen) aufgeführt ist, seinen Namen von der gleichen Familie⁴⁾.

Auf der Reichenau findet sich schon 1347 ein „Burger Hanns der Völer“⁵⁾. In Ueberlingen ist der Name schon im 14. Jahrhundert vertreten; dort erscheint am 21. Juni 1368 als „Burger Heinrich der Vayler“ und 1428 „verburget“ sich

ein Hans Feiler sowie 1444 ein Symon Failer⁶⁾. Im Jahre 1444 ist außerdem ein „Burk Failer“⁷⁾, ebenfalls als „Burger“ in Ueberlingen nachgewiesen. In Konstanz siegelt am 13. Nov. 1477 der Notar „Johans Veiler“ eine Urkunde⁸⁾.

In der benachbarten Stadt Pfullendorf, wo die Junker von Jungingen Vogtrecht besaßen, ist der Name in den Schreibweisen „Vaile“, „Vailer“, „Failer“ und „Föler“ in zahlreichen Urkunden 1398, 1402, 1403, 1405, 1412, 1414, 1457, 1471, und 1504⁹⁾ wie auch in den Verzeichnissen des Pfarrarchivs 1507 1519 und noch in späteren Jahren urkundlich belegt¹⁰⁾. Es handelt sich auch hier wie in Ueberlingen um Bürger einer freien Reichsstadt.

Auffallenderweise sind auch in Jungnau im Laucherttal, wo die Junker von Jungingen im 14. Jahrhundert ihren Burgsitz hatten, Träger des Namens zu finden. Der Name kommt hier auch in den Formen „Füler“ und „Fuler“ vor. Von diesen Namensträgern, die vor allem in Veringendorf und Veringenstadt wie auch in Hettingen von 1424 an ansässig sind, leitet sich das Geschlecht der Fauler ab, von dem jetzt noch Angehörige gleichen Namens in Veringendorf leben. Da die Grafen von Veringen in Altshausen und im Laucherttal begütert waren, dürften auch zwischen jenem Ber(tholdus) dictus Voular von Altshausen der Urkunde von 1276 und den späteren in Veringendorf an der Lauchert ansässigen Trägern des Namens Beziehungen bestanden haben. Ebenso sind zwischen den Trägern des Namens Föler-Failer der Herrschafts- und Vogteigebiete der Junker von Jungingen nördlich und südlich der Donau bis zum Bodensee Zusammenhänge anzunehmen, besonders nach dem Anfall der hohenfelsischen Erbschaft. Der Ammann „Hanns Failer von Veringen“¹¹⁾, der 1454 in einem Streit zu Sauldorf als „erkorener fürsprecher“ des Junkers Burkart von Jungingen auftritt, dürfte solche Beziehungen beweisen.

Zweifellos haben viele Angehörige dieses weitverbreiteten Geschlechts der Foeler ihre ursprünglichen Landsitze schon früh aufgegeben und ihre Wohnsitze in die benachbarten Städte verlegt, wenn auch zu Beginn des 15. Jahrhunderts

6) Ueberlingen, Spital-A. Kasten I, Lade 12 Nr. 265; 1368 Juni 21. „Hainrich der Vayler und burk. fry, bayd Burger ze Ueberlingen...“ Ueberlingen, Stadt-A. Aeltestes Bürgerannambuch (1422 1495) S. 21: 1428 März 14. und S. 70: 1444 März 22. Bei beiden ist Hans Hossing von Ueberlingen Bürge.

7) ebd. Aeltestes Steuerbuch

8) Konstanz, Spital-Urb. von 1357—1604, Regal VI, Fach II, Fasz. 1, Bl. 120 V: 1477.

9) Ueberlingen, Pfarr-A. Abtl. F, Nr. 56, Anniversar der Franziskaner 1398, Bd. II, S. 40: Berchtold dictus Failer de pfullendorf; Pfullendorf, Pfarr-A. Fasz. 1, Fach XXVI: 1402 Bentz Vailer, Kirchenpfleger der St. Leonhardkapelle, 1405 Geori Vayler bebaut ein Gut in Brunnhausen; Karlsruhe, G. L. A. U. Abtl. Pfullendorf, Conv. VII, Nr. 9: 1403 Dez. 5, Conrat und Benz Failer, Brüder; Ueberlingen, Spital-A. Nr. 1077: 1412 Conrat Vailer Burger zu Pfullendorf; ebd. Abt. Selgetsweiler K. I, L. 40 Nr. 949 Repert. S. 469: 1401 Dez. 3. und Nr. 950 Repert. S. 470: „Anna Swertfürbin, burgerin zu Pfullendorf verkauft ihren hoff ze Selgetsweiler gelegen, da yetz hans widmer uff sitzet... daz hern Lienhart von Jungingen... ze vogtreht (gehört)... 1414 März 5. an ihren Bruder. den „erbern Benz Vailer“ Vgl. Hohenz. Jahreshft 3. Jahrgang (1936) S. 89: „ze Vogtreht an Lienhard von Jungingen“; Karlsruhe GLA U. Abt. Pfullendorf, Conv. II, Nr. 5: 1457 Jan. 4. „Jos. Föler, burger ze Pfullendorf“; Karlsruhe GLA U. Abt.2 (Ueberlingen-Pfullendorf) Conv. 37 Entscheide im Repert. Nr. 1041: „Margareth Faylerin, burgerin zu Pfullendorf ist hannsen maders Eliche Husfrowe“. Die Mader sind ein altes Ueberlinger Patriziergeschlecht: Ueberlingen Stadt-A., Kasten I, L. 38, Nr. 391: 1504 März 4. Urfehde des Peter Failer von Pfullendorf.

10) Pfullendorf, Pfarr-A. Fasz. 1, Fach XXVI: 1507 Peter Feiler in der Vorstadt: ebd. FachX: 1519 Dez. 5. Kaplan Hans Föler am Sebastiansaltar.

11) 1454 Okt. 24.; Regensburg, Archiv Thurn und Taxis, Sauldorf S. 4, Scat. Fasz. 1 Num. II und III: 1454 Okt. 24. „ain Hof und Gütt zu Suldorff gelegen, genannt der Ysemänin gütt“... „Burkart von Jungingen“ ist vertreten... „durch sinen erkornen fürsprechen ammannen Hannsen Vaiglin von Veringen...“ (Zeile 12) bezw. „Hannsen failer von veringen...“ (Zeile 33); vgl. Otto Glaeser, „Die Herrschaften Alt- und Neu-Hohenfels und ihre Besitzer“, Hohenzoll. Jahreshfte, 3. Jahrgang (Hechingen 1936) S. 105; K. Beyerle, „Die Kultur der Abtei Reichenau“ (München 1925) S. 112

* Die Teile über den Namen sind aus: Das Geschlecht der Brenzinger, 1. Band, 1949. Privatdruck bei H. Laupp jr., in Tübingen. S. 78—105. Die übrigen Teile aus der Familienchronik, die mit Unterstützung des F. Archivars Dr. Hebeisen, Sigmaringen, angefertigt wurde.

1) J. K. Brechenmacher, „Die Fehl, Fehler, Föhl, Failer, Failenschmid“ in Nr. 114 „NS-Kurier am Sonntag (Heilbronn) II. Jahrgang vom 26. 4. 1941.“

2) Der Züricher Johann Frisius definiert im älteren Wörterbuch alemannischen Gepräges (1541 und 1556) das Wort: „foulen“: „das sind die Gneist (Funken), die vom glüeynden eisen springend, wenn man schmiedet“; vgl. „Schweizerisches Idiotikon“ Bd. XIX (Frauenfeld, 1929) Sp. 859 und Hermann Fischer, „Schwäbisches Wörterbuch“ Bd. II (Tübingen 1905) Sp. 1618: „Föle“ = „faele“. Im Jahre 1545 gab es unterhalb Burladingen (heutige Mühle), eine Fölinnschmitte, ebenso später eine bei Bingen an der Lauchert; hier könnte Föler einen Schmied bezeichnen! (Ob Föler = Fuler ist, müßte freilich noch bewiesen werden. Die Schriftleitg.)

3) Württembergisches Urkundenbuch Bd VII, Nr. 2565, S. 421. Der Name „Voular“ kann, von „favilla“ abgeleitet, über Voallarius als notwendiges Bindeglied zum eingedeutschten Wort Voale = föle angesprochen werden, aus dem dann in verschiedenen Sprachgebieten die Formen foeler=föler=failer entstanden sind.

4) G. L. A. Petershausener Güterbuch von 1320; vgl. Fr. D. A. Bd. XX (1889) Nr. 223: Altheim: östlich Owingen.

5) Thurgauer Urkundenbuch Bd. V Nr. 1878, S. 173: 1347 Febr. 5. Kopie im Lehenbuch des Abtes Eberhard S. 77.

noch Namensträger mit Landsitz nachzuweisen sind. Eine „Katharin Failerin“ besaß in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts „ainen wingarten und bomgarten uff dem Mühleberg¹²⁾, einem Ausläufer des Sipplingerbergs, der im hohenfelsischen Herrschaftsgebiet der Junker von Jungingen lag. Nach Einträgen im Salemer „Verburbgenbuch“ von 1420—1446 haben „Anna Vailerin“, „Hans Vailar“ von „haodriswilre“ und „elsa Faiglin“ dem Abt von Salem „geschworen“ d. h. sich „verburt“ und dadurch verpflichtet, sich mit Leib und Gut dem Kloster und keinem anderen Herrn unterzuordnen¹³⁾.

Auf Grund der Quellen kann man darauf schließen, daß es sich bei den Trägern des Namens Föler-Failer um Angehörige eines altangesehenen Geschlechtes handelt, das in dem in Betracht kommenden Gebiet weitverzweigt und vielfach begütert gewesen ist. Manche führen auch Beinamen, die verschieden gedeutet werden können. So erscheint am 4. Dezember 1388 ein „Hans Vailer genannt Broller von Ruschriet“, der eine Pfründe in dem Kloster zu Wald verkaufte¹⁴⁾. In einer Pfullendorfer Urkunde vom 5. Dezember 1403 ist die Rede von „Bentzen dem Failer, den man nennt den Holtzer“¹⁵⁾, und nach dem Pfullendorfer Spitalurbar von 1490 hatte ein „Hannß Failer, den ma(n)nempt Buhart“ ein Gut in der dortigen Vorstadt¹⁶⁾.

Als sprachliches Kuriosum muß es bezeichnet werden, daß sich aus dem Namen und der Bezeichnung „Föler-Föuler“ mit dem ursprünglichen Begriff des temperamentvollen, sprühenden Beweglichen in der Sigmaringer Gegend und im Laucherttal vom 16. Jahrhundert an über „Füler“-„Fuler“ der heute weit bekannte Familienname F a u l e r gebildet hat, der bestimmt niemals — wie es scheinen könnte — etwas mit der Eigenschaft „faul“ zu tun gehabt hat.

So ist 1481 ein Jodokus Fuler, Kaplan in Niederveringen nachweisbar, und 1483 erscheint ein Christian Fuler als Schultheiß und Mitglied des Gerichts von Niederveringen. Im Jahre 1529 weist eine Urkunde des Fürstlichen Archivs in Sigmaringen einen Jerg Fuler als Müller an der Taudismühle in Veringendorf aus. Ihm folgt wiederum ein Jerg Fuler, der zwischen 1560 und 1569 einen Anteil an dem Kunzenhof Lehen hatte und ebenfalls Müller an der Taudismühle war. Ihn löst ein Mathias Fuler auf der Taudismühle ab, dessen Sohn Johannes, geb. 7. 3. 1616, zum ersten Male laut Kirchenbuch von Veringendorf den Namen F a u l e r trägt. Dieser war mit einer Grienerin in 1. Ehe und einer Sauterin in 2. Ehe verheiratet und Müller auf der Taudismühle und der Wietlanomühle und zugleich Inhaber eines Lehenhofes (1660). Der Sohn dieses Müllers hieß ebenfalls Johannes und war der gemeinsame Stammvater der späteren Jungnauer, Sigmaringer, Freiburger Fuler Linie. Der Vorname Johannes erscheint in der Veringendorfer Linie noch zweimal. Johannes Fuler hatte 17 Kinder, von denen Johann Konrad Fuler nach Jungingen verzog und sich mit der Maria Magdalena Epplein aus Sigmaringen, des Untervogtes Tochter, verheiratete. Jodokus Fuler, ein weiterer Sohn, ist der Vater der Freiburger-Sigmaringer Linie, die in Sigmaringen den Bürgermeister stellte und der es später auch in Mengen war. (Er hieß Franz Anton.) Seine Kinder waren Fortunat Fuler, späterer Pfarrer und Dekan in Ulm a. d. Donau (1775—1827) und Philipp Anton Fuler, geb. 1781 in Zwiefalten, der Vater des Eduard Johann Anton Fuler (1819—1882), des späteren Oberbürgermeisters von Freiburg und 1. Präsident an der Handelskammer in Freiburg im Breisgau. Dieser hatte noch weitere Geschwister in Josef Anton Fuler und Johann Anton Fuler, die beide in Thier-

garten verstarben, denn ihr Vater war Fürstl. Fürstenbergischer Mitpächter des Hüttenwerks Thiergarten, vorher Administrator und Bergverwalter, welchen Beruf auch die beiden Freiburger Fauler Eduard Hermann und Hermann Georg Fauler ausübten. Von ihnen wurde der Hirsch im Höllental beim Hirschsprung geschaffen und auch der Roßkopfturm bei Freiburg zierte ihren Namen. Sie besaßen große Vermögensobjekte im Höllental, so in Buchenbach und Falkensteig, wo den Fauler-Erben heute noch der Gasthof Himmelreich mit der Kapelle gehört. Heute erinnert noch die Faulerstraße in Freiburg an dieses Freiburger Faulergeschlecht, nach dem das Faulerbad aufgelassen wurde. Das Freiburger Geschlecht ist im männlichen Stamme ausgestorben.

Der Jungnauer Johann Konrad Fauler war Fürstlich Fürstenbergischer Rat und Obervogt in Jungnau (1680—1751). Dieser leistete 1715 einen Beitrag an das Kloster Heddingen zur Beschaffung von Oelgemälden (Mitteilung des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern, 1874/5 Seite 37). Im Jahre 1726 am 25. Mai leitete er einen Bericht an die F. F. Herrschaft wegen der Vergrößerung der Kapelle in Oberschmeien (Hohenz. Volkszeitung Nr. 303, 1929). 1733 verkauft er sein Haus in Sigmaringen zwischen Schloß und Mühlort an den Hofschneider Johann Georg Frick um 870 Gulden (Hohenz. Volkszeitung Nr. 23 von 1935). 1747 am 2. August überläßt er seinem Sohn Heinrich Haus und Güter in Sigmaringen mit Ausnahme der Ziegelhütte. Von seinen 10 im Veringendorfer Kirchenbuch eingetragenen Kindern ragt sein Sohn Franz Friedrich Eugen (1712—1789) hervor. Als Johann Evangelist war er Pater in Zwiefalten, studierte in Dillingen und wurde 1735 Priester, war dann später Professor am Klosterschule in Ehingen an der Donau, 1744 Statthalter der Klosterherrschaft Neuhausen. 1750 Pfarrverweser in Tigerfeld und wurde schließlich 1765 zur Zeit der Fertigstellung der Zwiefalter Klosterkirche Stiftsökonom des Klosters Zwiefalten, Gastmeister und Kanzleidirektor; 1779 war er Propst in Mochental und starb daselbst am 24. Febr. 1789. Er galt als ein Vorbild eines Seelsorgers. Seine Zeitgenossen rühmten seine weisen Geistesgaben, Güte und Frohsinn, sowie seine staunenswerte Geschäftstüchtigkeit. Er war oft Schiedsrichter und Vermittler bei Rechtsstreitigkeiten und einer der hervorragendsten Ordenspriester und Seelsorger der Reichsabtei Zwiefalten¹⁷⁾. Von seinen 10 Geschwistern ging Franz Josef Anton als Pater Fidelis nach St. Blasien; dieser war eine Zeitlang Pfarrer der Propstei Wislihofen (Aargau), 1776 Propst in Wislihofen¹⁸⁾. Im Jahre 1746 war er noch Pfarrverweser in Kirchdorf, Dekanat Regensburg. Eine Schwester war Maria Ottilia, Chorfrau in Inzigkofen.

Die Veringendorfer Fauler blieben auch weiterhin Müller an den beiden Mühlen, so vor allem an der oberen Mühle (Taudismühle). Von Generation zu Generation folgten auf Bartholomäus Fuler (1731—1770), Johannes Fuler (1773 bis 1797), Meinrad Fuler (1798—1824) und Johann Baptist Fuler (1826—1863- 26. 11.). Die Witwe Joh. Baptist Fuler erlebte den Brand der Fuler Mühle um die Jahrhundertwende. Ihr Sohn Anton Fuler verheiratete sich auf das Gasthaus zur Traube und betrieb die Mühle nur noch im kleinen. Die Wasserkraft wurde für andere Zwecke (Elektrizitätswerk Haux, Ebingen) ausgebaut und ging dabei in andere Hände über. Seitdem lebt das Geschlecht auf der Gastwirtschaft zur Traube in Veringendorf, allwo es mit dem Vornamen Anton bis heute ansässig ist.

Die Familie Fuler ist auch in Burladingen vertreten, von wo die Wirkwarenfabrik Benedikt Fuler einen weiten Ruf genießt. Die Fauler von Sigmaringen und Sigmaringendorf haben sich in Fuler umgenannt.

Abschließend darf vermerkt werden, daß die Fauler Vorfahren je 2 Mühlen in Hettingen und Veringendorf, später vorübergehend auch in Sigmaringendorf und Jungnau besaßen, diese Orte liegen alle an der Lauchert im Gebiet der ehemaligen Grafschaft Sigmaringen und Veringen, Hettingen ausgenommen. Im alten Stammsitz Hettingen ist der Name ausgestorben, er kommt aber noch vor in Veringendorf, Kaiseringen, Harthausen a. d. Sch., Bingen und Sigmaringen.

7812 Bad Krozingen, den 2. Sept. 1963.

Dr. Walter F a u l e r, Hofackerstr. 8.

12) Konstanz, Spital-Urb. v. 1357—1604, Regal VI, Fach II, Fasz. I, Bl. 287 sowie Ueberlingen, Stadt-A., Spital-Urb. Bl. 50 v: Der heutige „Mühleberghof“ ist nach dem Brand, der 1886 die früheren Gebäulichkeiten restlos vernichtet hatte, neu aufgebaut worden, ebenso wie die Gebäulichkeiten des benachbarten Hofgutes Hohenlinden beim früheren „Brentzings wiger“ aus neuester Zeit stammen.

13) Karlsruhe, GLA Akt. Salem, Kopial-B. Nr. 1471, „Verburbgenbuch 1420—46“ Bl. 93 r und Bl. 145 v

14) Sigmaringen, FHHDA Rep. „Wald“ Rubr. 75, Nr. 479: 1388 Dez. 4. Buschriet=Ruschriet; vgl. Ueberlingen Spital-A. Nr. 882—885; im Repert. wird es mit Ruschweiler (abgegangener Ort) südlich Pfullendorf gleichgesetzt; vgl. OGB Bd. I, S. 188: Ein Claus Buschriet siegelt 1440 als „Burger“ in Ueberlingen.

15) Karlsruhe, GLA U. Abt. Pfullendorf, Conv. VII, Nr. 9: 1403 Dez. 5.

16) Ebd. Spital-Urb. von 1490 Bl. 23 r, Bl. 24 v und Bl. 26 v.

17) Zwiefalter Professbuch, Bistumskatalog von Konstanz 1755 und Hohenz. Volkszeitung Nr. 15, 1926.

18) Bistumskatalog von Konstanz 1755; Josef Huber: Regesten der ehemaligen St. Blasischen Propstei Wislihofen.

Alt-Gorheims Ende

Von P. Dr. Palmatius Säger OFM.

Wir entnehmen folgenden Abschnitt mit gütiger Erlaubnis des Verfassers aus seinem ausgezeichneten Aufsatz „Zur Geschichte von Alt-Gorheim“ in „Thuringia Franciscana“, 1962, zweites Heft, S. 109–135, Verlag Franziskanerkloster Fulda-Frauenberg. Mit 1 Abbildung des Klosters von 1782. Dasselbst finden sich auch Ausführungen über die jetzige Herz-Jesukirche in Gorheim aus der Feder des Paters Theophil Hecht mit zwei Bildern Gorheims von 1750 und 1860, sowie zwei von 1962.

Das Ende für Gorheim wie für Laiz kam nicht durch religiös-sittliches Versagen — wie einstmal in Heddingen — und nicht durch Mangel an Nachwuchs, sondern durch gewaltsamen Eingriff von außen. Den beiden Terziarinnenklöstern wurde es zum Verhängnis, daß es der Grafschaft Sigmaringen-Veringen nicht gelungen war, reichsunmittelbar zu werden und sie so als ein Teil Vorderösterreichs der österreichischen Landeshoheit unterworfen blieb. Beide Terziarinnenhäuser hätten sonst noch zwanzig Jahre, bis zur allgemeinen Säkularisation weiter bestehen können.

Wie konnte es in einem urkatholischen Land durch eine dem katholischen Glauben treu anhängende Regierung zu solchen Maßnahmen kommen, die Kirche und katholisches Leben zum mindesten stärkstens bedrohten?

Wir stehen im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus; dessen Praktiken und Ideen von Frankreich und Preußen zu übernehmen war man in Wien gezwungen schon durch den Kampf auf Leben und Tod seit den vierziger Jahren. Der Josefismus hebt deshalb auch schon unter Maria Theresia an, und der treibende Mann ist der Staatskanzler Fürst v. Kaunitz. Josef II. hat ihm den Namen und sein in Österreich-Habsburg typisches Gepräge verliehen durch die hektische Eile und die unorganische, rücksichtslose, totale und radikale Art, wie er die Verwirklichung erstrebte.

Der aufgeklärte Absolutismus sucht nicht allein alle feudalen und ständischen Zwischengewalten auszuschalten und alle Kräfte des Landes in Dienst zu nehmen und zur Stärkung des Staates zu nutzen — die ihrerseits das Wohl der Untertanen am ehesten fördern sollten —, es waren auch die Idee und Praxis des protestantischen Summepiskopates eingeflossen und lieferten das gesamte Kirchenwesen in die Hand des Herrschers aus; man wollte nur noch vor dem Bereich des reinen Glaubens stehen bleiben und der kirchlichen Autorität belassen.

Der aufgeklärte Absolutismus verzeichnet auch eine typisch aufgeklärte Verzerrung des Religiösen: Religion und Kirche haben dem Wohl der Menschen zu dienen, und zwar auf dem Weg über das Staatswohl. Gemeinnützigkeit ist der Probestein einer echten, wahren Religion.

Josef II. erwartet von der katholischen Kirche seiner Länder, daß sie ihm das Volk zu guten, ergebenen, pflichteifrigen Untertanen erziehe. An der Seelsorge hat darum der Herrscher das größte Interesse; darum auch an der Erziehung der Seelsorger und an der Reinigung der religiösen Praxis von allen Mißbräuchen. Zu diesen gehören auch alle Erscheinungen und Praktiken im kirchlich-religiösen Bereich, die nicht dem Gemeinnutz dienen.

Die Neuordnung der Seelsorge und die staatliche Erziehung der Seelsorger — z. B. die Generalseminare — verschlingen viel Geld. Josef II. richtet den allgemeinen österreichischen Religionsfonds ein. Dieser nimmt zunächst alle Pfründen in sich auf, aber diese können den Bedürfnissen nicht genügen, und nun kommen Ausrottung von Mißbräuchen und Geldbedürfnis einander entgegen.

Wenn man kirchliche Institutionen, Klöster und Orden aufhebt, die nicht gemeinnützig sind, erreicht man beide Zwecke mit einem Schlag. Alle diese Vermögenswerte werden für den Religionsfonds eingezogen und damit einer sinnvollen und nützlichen Verwendung zugeführt.

Maria Theresia war 1780 gestorben. Schon am 17. Dezember 1781 kann Kaunitz dem Kardinal Hrzan, dem kaiserlichen Botschafter in Rom, mitteilen, der Kaiser habe entschieden, daß „die Klöster derjenigen Orden beiderlei Geschlechts, deren Institut allein auf das sogenannte beschauliche Leben gerichtet ist und daher ihre Mitglieder zur Beförderung des Besten des Nebenmenschen unfähig macht und folglich für die bürgerliche Gesellschaft unnützlich ist“, aufzuheben seien. Am 12. Januar 1782 wurde das entscheidende kaiserliche Dekret erlassen, des Inhalts:

„Alle Ordenshäuser, Klöster und Hospizien oder wie sie heißen mögen, vom männlichen Geschlecht jene der Kart-

häuser und Kamaldulenser, vom weiblichen Geschlecht jene der Karmeliterinnen, Klarisserinnen, Kapuzinerinnen und Franziskanerinnen werden aufgehoben und soll das gemeinschaftliche Leben der darin befindlichen Personen in denselben aufhören.“

An weiteren Bestimmungen sind hier von Bedeutung: Jene, die noch nicht Profeß abgelegt haben, erhalten 150 fl und haben das Kloster ein für allemal zu verlassen; falls sie noch Eigentum besitzen, können sie es mitnehmen; gestattet ist, sich in Klöster außerhalb der k. k. Lande zu begeben; Paß und Reisegeld sind in diesem Falle auszuhandigen.

Ergänzt wurde dieser Erlaß durch die Bestimmung: Jene, die nicht austreten und in kein Kloster im Ausland übertreten wollen, sollen bleiben können, aber als weltliche Personen und eine Pension erhalten; je nach Anzahl solcher Personen werden eine Anzahl bisheriger Klöster dafür zur Verfügung gestellt, also als Aussterbehäuser.

Die Bestimmungen des Dekrets wie auch die Ausführungsbestimmungen für die Aufhebungskommissare gehen auf Hofrat v. Heinke, den Referenten für kirchliche Angelegenheiten, zurück.

In einem Schreiben an die Staatskanzlei vom Dezember 1781 hatte er einem Haus wie Gorheim auch schon die letzte Hoffnung genommen, der Aufhebung zu entgehen. Denn man hätte in Gorheim wenigstens auf die Pensionärinnen oder Kostgängerinnen hinweisen können, um nicht völlig als nicht gemeinnützig gelten zu müssen. Aber dort heißt es: Unter den Klöstern, die aufzuheben sind, dürften sich einige befinden, welche Kostgängerinnen oder sogenannte Kostfräulein und Witwen vom weltlichen Stand gegen Barbezahlung aufnehmen. Aber dies geschehe nicht, um dem Staat zu nützen, sondern wegen dem eigenen Vorteil der Klöster und der Bequemlichkeit solcher Personen, weil sie gegen gute Bezahlung ohnehin leerstehende Zimmer und die für die ganze Kommunität bereiteten Speisen mit Gewinn anbringen. Man könne also darin keinen Grund erblicken, die Aufhebung nicht vorzunehmen.

Das Gerücht von der baldigen Durchführung der Aufhebungspläne sickerte bald nach überallhin durch. Die Schwestern in Gorheim und Laiz wurden immer mehr verängstigt und sahen sich hilfessuchend um. In der Hohenzollerschen Landesregierung war man verärgert, weil man als Gerichts- und Lehensträger zum Aufhebungsgeschäft anscheinend nicht im mindesten zugezogen, im Gegenteil, völlig übergangen werden würde. Auch die nachherige Bitte des Fürsten um Ueberlassung der Güter und Stiftungen zu wohltätigen Zwecken wurde ohne weitere Begründung in Wien abgelehnt (21. Juli 1782).

Die Wiener Regierung griff schnell und brutal zu. Schon in den ersten Februartagen 1782 flüsterte man es in Sigmaringen auf allen Gassen, die beiden Klöster in Sigmaringen und Laiz würden demnächst aufgehoben. Am 9. Februar hatte man auf der Fürstlichen Kanzlei nähere Kunde, wie die Aufhebung vor sich gehe. Mosheim und Saulgau hatte das Schicksal schon ereilt.

Noch eine Woche dauerte es, dann schlug auch für Gorheim und Laiz die Stunde. Die Aufhebung der beiden Häuser sollte also gerade in jene Tage fallen, da in Rom Pius VI. sich zum Aufbruch nach Wien rüstete, um Kaiser Josef II. von seinen Klosteraufhebungsplänen abzubringen, — die letzte Reise eines Papstes nach Deutschland.

Am Abend des 16. Februar meldet Hofrat v. Schütz von Sigmaringen nach Hechingen, soeben seien die Kommissare eingetroffen und seien im Gasthof zum Ochsen abgestiegen. Und soeben, während er schreibe, lasse ihm der Herr Stadtpfarrer geheim mitteilen, die beiden Kommissare seien bei ihm; er müsse sie heute noch nach Gorheim und Laiz begleiten, und sie ließen ihn nicht aus den Augen. Vom Fürsten und der Regierung rede man kein Wort. Man gehe via facti vor.

Und an diesem Abend beginnt die Aufhebung der beiden Klöster. Oberamtsrat und Landschreiber Sebastian Biermann von Stockach teilt in Anwesenheit des Stadtpfarrers den versammelten Schwestern die Aufhebung mit und damit hat das Kloster als solches zu bestehen aufgehört. Noch fünf Monate sollen die Schwestern zusammen bleiben dürfen; dann hört das gemeinschaftliche religiöse Leben auf und die Schwestern haben weltliche Kleidung anzuziehen.

Anders die Bestimmungen in Inzigkofen, das 1802 von der Fürstlichen Landesregierung aufgehoben wurde. Hier war

man längst nicht so brutal. Die Klosterfrauen durften beisammen bleiben und ihr bisheriges klösterliches Leben fortsetzen, solange sie lebten. Nur Novizinnen durften sie keine mehr aufnehmen.

Während der fünf Monate mußten die Schwestern in Gorheim und Laiz — jede einzeln — erklären, wie und wo sie ihr weiteres Leben verbringen wollten. Am 28. Februar erklärten sich fünfzehn Schwestern in Gorheim dahin: sie wollten mit ihrer Meisterin zusammen gemeinsam weiterleben, wenn nicht in Gorheim, dann an einem anderen Ort. Immerhin ein gutes Zeugnis für den Geist des Hauses.

Zwei von ihnen — die beiden jüngsten — hatte man nicht gefragt, sondern entlassen — M. Nepomukena Wiedemann aus Oberhausen b. Augsburg und M. Leutgardis Freisinger aus der Nähe von Ottobern — hatten am 23. Oktober 1781 Profes abgelegt im Alter von 20 bzw. 22 Jahren. Das war ein Verstoß gegen a. h. Verordnungen von 1770 und 1771; diese hatten für Ablegung der Profes das vollendete 24. Lebensjahr gefordert. Herr Kommissar Biermann fand das Verhalten der zuständigen Oberen für höchst befremdlich und höchst strafbar und machte Meldung ad Augustissimum. Die Hofkanzlei antwortete unterm 5. Mai: die beiden seien als Novizinnen zu betrachten und zu entlassen. Dem Beichtvater sei ein Verweis zu erteilen.

Die Verwaltung wurde den Schwestern sofort abgenommen. Sie hatten einen Offenbarungseid zu leisten über den Vermögensstand des Klosters. Bargeld hatte sofort ausgehändigt zu werden; an Mobilien und Immobilien wurde ihnen nur für die fünf Monate das Allernotwendigste belassen und sie selbst auf Pension gesetzt; sogar Sakristei und Kirche wurden geleert; auch die Krone der wundertätigen Madonna wanderte nach Stockach.

Der ganze Besitz sollte zugunsten des Religionsfonds veräußert werden. Dies geschah durch die Versteigerung am 9. Oktober 1783. Eingefunden hatten sich drei Interessenten: der österreichische Zöllner Philipp Schwab und Sohn, wohnhaft in Laiz, die Stadt Sigmaringen und die Fürstl. Herrschaft. Die Deputierten der Herrschaft boten schließlich 12420 fl und machten das Rennen.

Ausgenommen von diesem Erwerb waren die Gorheimer Besitzungen in Egelfingen (zwei Höfe), welche die Freiherren v. Stauffenberg erwarben; die Besitzungen in Blättringen und Jungnau erwarb die Herrschaft Fürstenberg, jene in Günzkofen die Grafschaft Scheer, den Hof zu Bingen der Inhaber. Auch nicht erworben wurden von der Fürstl. Herrschaft die

Klostergebäude von Gorheim mit dem Neubau der Kirche, dem Beichtvaterhaus und der Umfassungsmauer.

Von den aufgehobenen Terziarinnen hatten sich in diesem Teil Vorderösterreichs an die sechzig nicht für die Rückkehr in die Welt entschieden. Man war gezwungen, zwei der aufgehobenen Häuser weiter bestehen zu lassen — man nannte sie nun „Institute“ — als Aussterbehäuser. Ausersehen dazu wurden Unlingen und Gorheim. In Unlingen wurden 22 Exnonnen untergebracht, in Gorheim 34 — tatsächlich waren es nie mehr als 30 — aus den bisherigen Klöstern Gorheim, Laiz, Mosheim, Riedlingen und Wald bei Königsegg. Vorsteherin wurde die bisherige Meisterin von Gorheim M. Magdalena Porschacher Der Beichtvater, P. Vinzenz Mejer, mußte am 20. Januar 1783 Gorheim verlassen; an seine Stelle trat als Direktor des Instituts — in den Akten ist die Rede vom künftigen geistlichen Oberaufseher — der Weltpriester Josef Lenzinger, vom Bischof von Konstanz dafür empfohlen; er leitete das Institut bis zur Schließung, also über zwanzig Jahre lang.

Zur Führung des Haushalts und zur Bedienung gestand man zwei Mägde und einen Hausknecht zu; dieser hatte zugleich die Sakristei zu besorgen. Die Kirche blieb offen, solange die Exschwwestern und ein Geistlicher am Ort waren.

Ein schöner Lebensabend war den Exschwwestern nicht beschieden. Die Pensionen waren zu kärglich, um einigermaßen leben zu können. Alle Eingaben um Aufbesserung fruchteten nichts. Am 2. Februar 1784 halten die Exschwwestern um eine Remuneration bei der Regierung an, weil sie seit über einem Jahr die „46 allda gestifteten und jedesmal mit dem ganzen Chor abzubehenden deutschen Vigilien“ halten — die Gemeinschaft hatte also den religiösen Charakter doch nicht verloren. Die Antwort aus Freiburg vom 2. März lautete: der Religionsfonds sei zu schwach, um auch nur die gewöhnlichen Ausgaben zu bestreiten. Die Institutsjungfern würden aus diesem Fond verpflegt und es verpflichte sie die Dankbarkeit, die keinesfalls beschwerlich fallenden Gebete ohne Entgelt nach Intentionen der frommen Stifter zu verrichten.

Die letzten fünf Institutsjungfern zogen 1805 von Gorheim nach Izgikofen ins Gästehaus, und die Gorheimer Kirche wurde geschlossen. Das Institutsvermögen, vor allem also die Gorheimer Gebäulichkeiten, verblieben dem hohenzollerischen Kirchenfonds. Aus dem allgemeinen österreichischen Religionsfond war 1790 der vorderösterreichische abgetrennt worden; 1808 wurde aus diesem der entsprechende Anteil an den neugegründeten Hohenzollerischen Kirchenfonds abgetrennt. Dieser ist bis heute Eigentümer geblieben.

Vom hohen und niederen Adel

Eine tiefe ständische Kluft bestand im Mittelalter zwischen dem Hochadel und dem niederen Dienstad. Als ein Graf von Grüningen-Landau eine Frau aus einem niederadligen Geschlecht im 15. Jahrhundert holte, wurden seine Kinder nicht mehr gräflich, sondern folgten der Mutter. Hohen Adel scheint es schon bei den Germanen der Frühzeit gegeben zu haben. Später rechnete man dazu die Freiherren (Barone), Grafen, Herzöge, Fürsten, auch Äbte und Bischöfe, soweit sie Landesherren waren. Der Niederadel stand meist im Dienst eines Hochadeligen als Ministeriale, Vasall oder Dienstmann. So sagt der Dichter Hartmann von Au von sich selber: „Dienstmann war er zu Ouwe“. Dieses Abhängigkeitsverhältnis lockerte sich freilich im Laufe der Zeit, so daß gegen Ende des Mittelalters sich die Ritterschaft ihrer Freiheit rühmten und nur dem Kaiser untertan zu sein fühlte.

Während nun die Zahl der hochadeligen Herren im 12. Jahrhundert laut Ausweis der Urkunden merkwürdig schnell abnahm und viele Familien verschwanden (d. h. in Kreuzzügen und sonst ausstarben, auswanderten, sich in Ministerialendienst begaben oder darin heirateten), tauchten gerade von da an viele Niederadelige, Knappen, Edelknechte, Ritter in den Urkunden auf, über deren Herkunft sich die Gelehrten nicht einig sind. Vor allem ist Viktor Ernst in einem besonderen Buche „Entstehung des niederen Adels“ dieser Frage nachgegangen. Es kam zu dem hier kurz zusammengefaßten Schluß: Der Niederadel entstand aus Nachfahren der Urmaier, jener Männer, die von Gründung der Siedlungen an als Sippenhäupter je den größten Hof im Dorf bebauten oder von Klöstern und anderen als Maier oder Hofbauern auf solche Höfe gesetzt waren. Sie übernahmen den militärischen Schutz ihrer Dörfer und bauten feste Burgen. Ihre Untertanen und Hörigen mußten ihnen dafür zinsen und frohen usf.

Tatsächlich finden sich im schwäbisch-schweizerischen Raume eine Anzahl niederadeliger Familien, deren Herkunft

aus dem Maierstande noch lange ihr Name kundtat. Ernsts Theorie wird daher sicher zum Teil stimmen, wenn sie auch von anderer Seite scharf bekämpft wurde.

Eine völlig andere Quelle des niederen Adels haben wir in Hohz. Heimat 1963 S. 34 mit einer Urkunde von 1035 des Königs Konrad II. für sein Kloster Limburg in der Rheinpfalz angeführt. Darin wird gesagt, der König gestatte dem Abt aus den dem Kloster unterstehenden Eigenleuten und Hörigen solche auszuwählen, die er zu Truchseß, Schenk oder Kriegisleuten machen und mit einem Lehen begaben wolle.

Dies hat der König natürlich nicht „aus blauem Himmel“ quasi, somit als etwas völlig Neues geschaffen, sondern er folgte offenbar der schon vorhandenen allgemeinen Sitte, nach der die Grafen, Fürsten und dann auch Bischöfe sich im 10. und 11. Jahrhundert eine Hofdienstmannschaft und Vasallen auf ähnliche Weise schufen, m. a. W. für ihre Hof- und Kriegsdienste eben einen Niederen Adel, oder wenigstens die Grundlage hierzu schufen, auf der dann die Entwicklung weiter baute. Der Truchseß war der Vorsitzende des Gefolges, der Schenk der Aufseher der Lebensmittelversorgung, der Seneschall eine Art Hofmeister usw.

Zwar wurde in der Königsurkunde von 1035 ausdrücklich bestimmt, die Ministerialen dürften ihr Amt verwalten, solange sie sich gut hielten, widrigenfalls sie in den früheren Untertanen-Stand zurückversetzt werden könnten. Aber wie wollte ein Abt seine schwerbewaffneten und allmählich immer mächtiger gewordenen Ministerialen nach 2 bis 3 Generationen wieder absetzen? Bei den weltlichen hochadeligen Herren werden die Verhältnisse nicht anders gewesen sein, es mußte denn ein Kampf auf Leben und Tod entschieden haben. Die Ministerialen gingen bei erwachsenden Schwierigkeiten eben zu einem anderen Herrn über, falls ihnen dies gelang, mochten sie auch das alte Lehen dabei verlieren.

Auf solche Weise werden die Dörfer und Burgen vom Hochadel an seine Dienstmannschaft als Lehen ausgegeben worden sein, so daß man fast überall kleine Dorfherrn oder Junker verzeichnet findet, deren Familie aber durchaus nicht an ein einzelnes Dorf gebunden war, es müßte denn allmählich ein abhängiges Lehen in ihren freien Besitz übergegangen sein, durch Kauf, Schenkung, Vererbung o. ä. Solche freie Güter nannte man Allod, im Gegensatz zu Lehen, Pflichten der Leheninhaber sind schon in der genannten Urkunde von 1035 aufgezählt. Sicher gelang es manchen Familien, die Lehenslasten allmählich abzuschütteln, so daß wir um 1400 bei unseren kleinen hohenzollerischen Ortsherren schon nichts mehr davon finden.

Wir kennen im 13. Jahrhundert Truchsesse von Stauffenberg und Schenken von Zell als zollerische Diener. Letztere nannten sich später von Stauffenberg, ein Zweig auch von Andeck, bzw. Erpfingen, während das Truchsesseamt an die früher urachischen Truchsesse von Ringingen übergegangen zu sein scheint. Im 13. Jahrhundert findet man diese beiden Hofämter auch bei den Grafen von Hohenberg aus dem zollerischen Stamm. Später scheint der bloße Name Truchseß und Schenk weitergelebt zu haben, während das Amt selber erloschen war. Als dann im 15. Jahrhundert allmählich die Söldnerheere die gepanzerten Ritter überflügelten und sich die Adeligen vielfach die Annehmlichkeiten der Städte wohlgefallen ließen im Gegensatz zu den unwirtschaftlichen

Steinklötzen der Burgen, zerfielen bei den aufkommenden Feuerwaffen unsere kleinen Ritterburgen allmählich.

Uebrigens muß man betonen, daß das Wort Ritter (Reiter) eigentlich für diejenigen reserviert gehörte, die formell den Ritterschlag erhalten hatten, was durchaus nicht bei allen Adeligen der Fall war. Ritter wurden mit „Herr“ titulierte und sind daher in Urkunden leicht zu erkennen. Die Grafen (d. h.) Gebieter, Befehlshaber) waren vor allem von den Karolingern, besonders Karl dem Großen, zur Verwaltung des alemannischen Raumes eingesetzt worden, übrigens meist aus fränkischen Familien genommen. Doch schon um die Jahrtausendwende scheint ihr Amt erblich geworden zu sein.

Adelige, die im 13. Jahrhundert sich frei nannten (conditione liberi = von freiem Stande), dürften keinem Lehensherrn unterworfenen Güter besessen haben. Das schloß aber vermutlich nicht aus, daß sie bezüglich anderer Besitzungen Vasallen oder Lehensleute von Grafen oder Fürsten waren. Wappen sind erst seit 1150 nachweisbar. Gegen Ende des Mittelalters und später konnten auch reich gewordene Bürgerliche in den Niederadel aufrücken. Daß der Kaiser und von ihm bevollmächtigte Hopfalfzgrafen auch Adelserhebungen mit Wappenbriefen seit dem 14. Jahrhundert ausstellten, sei nur nebenbei erwähnt. Man spricht in diesem Falle von Briefadel, im Gegensatz zu Ur-Adel. Krs.

Grosselfinger Flurnamen

von Josef Strobel

Fortsetzung

Kehren wir vom Hagenbachersch zum Oberlauf des Gießbaches zurück, so finden wir in diesem Gelände noch einige interessante, aber auch umstrittene Flurnamen.

Da ist zunächst der Flurname „Ling- oder Längwiesen“. Da sich diese Wiesen an dem Höhenzug des „Galgen- und Aechtweisenberges“ hinziehen, kann das Bestimmungswort „ling oder läng“ von le oder leh entstanden sein; denn beide bedeuten Hügel. Da sich die als Ling- oder Längwiesen bezeichneten Wiesen „längs“ der genannten Hügel hinziehen, so sind es eben die „Längswiesen“, wie sie in alten Urkunden genannt werden und das „ling“ wäre nur in falscher Analogie, vielleicht wegen des Wohlklanges, an die Stelle von „längs“ gesetzt worden. Von dieser ganz natürlichen Flurbenennung müßten dann alle anderen zurücktreten, welche den Namen Lingwiesen aus lin = Ahorn, lint = Linde oder lendo = Quelle erklären wollen.

Einige hundert Meter von der Biege des Längwiesenbaches entfernt, nimmt er den „Stierbrunnen“ auf. Dieser entspringt einem Gehängemoor oberhalb der „Stelle“, das in den Besitzbüchern von 1730 und 1760 „Aigen Loch“ = besitzweises Gehölz genannt wird. Von dieser einst gefaßten Quelle ist neben der Quelle nur ihr alter Begleiter geblieben, die Kohldistel. Gehölz und Fassung sind verschwunden. Das Wasser dieser Quelle wurde einst durch Teuchel in einen Trog geleitet, der unterhalb des Weges nach Hechingen stand. Den Trog nannte man auch Stierbrunnen, denn an diesen wurden die Stiere (Ochsen) getränkt, wenn über die Mittagszeit eine Arbeitspause eingelegt wurde. Auch das weiter östlich davon liegende Feld wurde Stelle genannt, weil dort der Pferch für die weidenden Stiere war.

Die Grosselfinger Bauern trieben bis etwa 1900 die Stierzucht. Mit den etwa dreijährigen Stieren bestellten sie ihre Felder. War dies im Herbst geschehen, wurden sie gemästet. Die Mastochsen kaufte der Ochsenwirt August Ruff und verkaufte sie an Großhändler in Straßburg, von wo sie nach Paris kamen. Das Fleisch dieser Stiere oder Ochsen war ein Leckerbissen, denn zur Mäste benutzten die Bauern ihr bestes Futter, selbst der Mehltrog wurde geplündert. Der Handel wurde in „Karlin“ abgeschlossen, und dieser war eine württembergische Goldmünze, der als „Karlsdor“ im Umlauf war. Die Umrechnung beruhte auf dem Wiener Vertrag von 1857 auf der Grundlage des Goldpfundes von 500 g zu 30 Talern in Norddeutschland und zu 52½ Gulden in Süddeutschland.

Die Flur „Aechtweisen“ liegt auf dem fast ebenen Rücken der Fortsetzung des „Galgenberges“. In dieser Ebene lag ein Höhenflachmoor, das noch 1730 „Holzwiesen“ genannt wurde. Sie hießen Holzweiden, weil in diesem Moor bis weit ins 18. Jahrhundert hinein eine Niederwaldwirtschaft betrieben wurde, das heißt, in dem fast verlandeten Moor ließ man Erlen, Birken, Weiden u. a.

Bäume wild wachsen und trieb sie alle 50 Jahre ab. Weiteres hatte man dann nicht zu tun, denn die genannten Bäume bestockten sich selbst. Da das Moor keine Zuflüsse hatte, war es nur auf Regenwasser angewiesen. Infolgedessen war der Boden stark ausgebleicht. Aber es fehlte ihm im Gegensatz zu der anliegenden Südhalde „Weingarten“ und Nordhalde „Stelle“ jedwedes Fossil. Es gibt auf Aechtweisen keinerlei Belemniten oder Katzensteine (Donnerkeile) und auch keine Schälchen, wie sie der südlich gegenüberliegende Bisingerberg neben dem bituminösen Posidonien-schiefer enthält. Den Abbau dieses Schiefers hat in der Juliehütte vor etwa hundert Jahren eine Gesellschaft zur Gewinnung von Leuchtöl in Angriff genommen. Da aber in jener Zeit massenhaft das neu erschlossene Erdöl aus Amerika eingeführt wurde, ging jenes Unternehmen bankrott. Später hat der Grosselfinger Ziegler, Rudolf Senner, den Schiefer auf dem Felde gebrannt und nach Ausscheidung der ölhaltigen Stoffe die Steine gemahlen, mit Zement und Kalkstein vermischt, zu Steinen geformt und dann gebrannt. Dies gab einen sehr dauerhaften und auch porösen Baustein. Das „Aechtweisenmoor“ war nur einige Meter tief. Den Grund des Moores bildete die Lettenkohle, eine stark mit Letten oder Ton verunreinigte Kohlenflöz. Der Letten macht den Stein wasserundurchlässig. Dattelkolben gab es in dem Moor offenbar nicht. Das Moor gehörte dem Besenriedtypus an. Von diesem fand man bis in die jüngste Zeit noch gelegentlich den Wasserknöterich (Polygonum amphibium), die Alantdistel (Virium heterophyllum) und die Fadensegge (Caricetum lasiocarpae). Das Pfeifengras (Molina coerula) und die Kohldistel (Cirsium oleraceum) habe ich dort nie gefunden. Etymologisch liegt dem Bestimmungswort „aech“ das lat. aqua = Wasser zu Grunde. Die Aechtweisen waren also Wasserweiden, und das Bestimmungswort aecht hat dieselbe Bedeutung wie das aecht in vielen Ortsnamen: Echterdingen (Aechterdingen), Achtenfeld (heute Ichtenfeld bei Hohenstein), Echtersberg (Aechtersberg) oder Echfelde im Geldersland, Achtisberga bei Arnsberg, die Hohe Acht bei Adenau in der Eifel und Echtshausen bei Limburg an der Maas, vielleicht auch die Achalm bei Reutlingen und die vielen Ahausen. Für den Umlaut des a zu ae bzw. ä bietet der schwäbische Dialekt keine Schwierigkeiten: statt acht sagt man ächt, statt Agate = Äget, statt Asche = Äsche, statt Aschermittwoch = Äschermittwoch, statt alle Tage = äll Tag u. a.

Dagegen ist die Herleitung aus „Aucht“ = Nacht- oder Morgenweide abzulehnen. Das Wort „Aucht“ kommt vom got. uochta, uochta = die Morgendämmerung, weil das Vieh schon um 2 Uhr morgens auf die Weide getrieben wurde. So ergab sich die Begriffsverschmelzung von Weidezeit und Weideplatz. Die Begriffe „acht“ und „aucht“ als Gerichtsbezirke oder „aucht“ = vogelfrei, wie es in einer Ulmer Verordnung heißt, kommen nicht in Frage. Die „Acht“ oder „Aucht“ vom alten Grosselfinger lag in den Wiesen der heutigen Baumschule an der Straße nach Bisigen.

„Galgenberg“ und „Galgenrain“ wird die östlich vom alten Dorfteil aufsteigende Bergnase genannt. Die Herleitung dieses Namens von gal = Jungvieh halte ich für wenig wahrscheinlich, eher von galt = unfruchtbar; denn dies ist diese Bergkuppe noch heute; man kann nicht annehmen, daß die früheren Bauern dahin ihr Jungvieh getrieben hätten. Ich vermute aber, daß diese Bergkuppe ihren Namen erst erhalten hat, als die damaligen Dorfherrn im Jahre 1505 das Privileg eines Stock- und Halsgerichtes erhalten hatten. Als äußeres Zeichen dieses Rechts haben sie dann auf der nahe dem Dorf liegenden Bergkuppe ein Kreuz mit doppeltem Querbalken errichtet. Dann käme der Name von galga = Gestell oder Kreuz. Tatsächlich stand dort bis kurz vor 1900 ein stark verwittertes Kreuz. Da dieses Kreuz aus Eichenholz war, wäre es nicht ausgeschlossen, daß es das von den Bubenhofen errichtete Kreuz war. Diese Vermutung wird durch die Tatsache bekräftigt, daß am Fuße dieses Berges eine wahrscheinlich alemannische Begräbnisstätte, also ein Golgotha, eine Schädelstätte, liegt, deren Grabhügel noch leicht erkennbar sind. Nur ist einer davon in der jüngsten

Zeit durch einen Hausbau zerstört worden.

Zu dem Wasserbereich des Unterlauenbaches gehört auch der bereits erwähnte Flurnamen „Heiglen“; es ist das Wieseengelände zwischen L ö c h l e s - und L a n g g a s s e. Etymologisch kommt der Name von „Hag“, was eine von Gebüsch umzäunte Landschaft bedeutet. In der Regel wurde für ein derartiges Hag die Hagebuche, auch der Schwarz- und Weißdorn verwendet, aber den Namen hat die Hagebuche gegeben. Johannes Scholze von Offenburg leitete z. B. den Namen Hagsfeld bei Karlsruhe von einem mit Dornen umhegten Versammlungsplatz unserer Vorfahren ab, nicht von Habichtsfeld. Danach wäre das Grosselinger „Heiglen“ das Eingehägelte, also mit einem Hag umgebene Land. Dazu kommt „Heigelgäble“, ein Gäble, an dem der Versuch gemacht wurde, dieses Wiesenfeld zu bebauen. Mit dem ortsüblichen Ausdruck „heiglen“, das heißt in Scherz und Mutwillen miteinander zu raufen, wie es Jungtiere, namentlich junge Schweine tun, hat dieser Flurname nichts zu tun, auch nicht mit „verheiglen“, das heißt verwickeln. Dieses Wort kommt von „verhäubeln“ = zerzausen. So sagt man: der Wind verheigelt das Haar.

„Geweihlte und ungeweihlte“ Schwestern

Friedr. Eisels sowohl als Manfr. Huber reden bei ihrer Behandlung des Klosters der Augustinerinnen zu Inzigkofen von „geweihten und ungeweihten“ Schwestern. Wer jedoch zu den Quellen selbst hinabsteigt, findet nur Formen, wie sie unsere Ueberschrift gibt, also mit L, wenn auch das i meist als y erscheint. Kann man dieses L nun einfach unter den Tisch fallen lassen, als ob es durch einen Irrtum ins Wort hineingeraten wäre? Wir werden finden, daß vielmehr das h unorganisch ist und weggelassen gehört! Blättern wir in den Statuten des genannten Klosters vom Jahre 1643 (Erzb. Archiv Freiburg), so finden sich mehrere Stellen, die alle Zweifel wegzunehmen imstande sind.

Da heißt es in Kapitel I, 8: „Wenn eine unter den Schwestern wegen eines Vergehens die leibliche Disziplin im Kapitel verdient, soll sie vor den andern in der Mitte kniend ihre Schuld bekennen, ihre Schultern allein obenher entblößen. Alsdann soll die Pröpstin sie nach Maß ihrer Schuld züchtigen . . . Währenddessen sie entblößt und gezüchtigt wird, sollen die andern Schwestern der geistlichen Zucht eingedenk sein und ihr Angesicht mit dem Schlayer oder Weyel bedecken . . .“ In Kap. I, 21 heißt es unter Nr. 6: „Alle Schwestern sollen das Haupt mit einem weißen zusammengebundenen Schlayer ganz bedeckt haben, der nicht durchscheinend ist. Die Geweylten sollen darob allzeit tragen den schwarzen heiligen Weyl, die Conversen (Laienschwestern) aber gleicher Form einen weißen . . .“

In Kap. II, 19, 9 steht: „Bei der Profeß zieht man der Novizin ihre bisherigen Kleider aus und werden ihr die neu geweihten hochzeitlichen Kleider samt dem beschlossenen Sorock angelegt, außer des schwarzen Weyls“. Das folgende Kapitel ist beschrieben: „Wie man die neu Professin weichen und weyhlen soll. Die Weihung und Weyhlung wird nur den Jungfrauen erteilt, die zum Chor ver-

ordnet sind. Aber den andern Schwestern wird allein der weiße Weyl oder Schlayer der Conversen zugeteilt.“ In Nr. 11 dieses Kapitels lesen wir: „Inzwischen weicht (weiht) der Herr Prälat bei dem Altar das Kleid der Jungfrau, nämlich den Oberrock, Gürtel, beschlossenen Sorock, (Habit), den Chorrock und Schlayer ins gemein . . . Darauf auch besonders den schwarzen Weyl, die Ring und die Kränzlein . . .“ Nr. 13: Auf die Frage „Wollt ihr in den Orden aufgenommen werden und bejahter Antwort: „legt der Herr Prälat einen jeden den heiligen Weyl auf das Haupt, also daß er hinten über den Rücken, beiderseits über die Achseln bis zur Brust und vornenher bis zu den Augen herab hange. Er sagt dabei: Accipe velamen (Nimm hin den Schleier!). Wann sie also geweylet sind, singen sie kniend die Antiphon Posuit Signum.“

Das Kap. II, 21 handelt „von den ungeweihten Voroder Laienschwestern“. Es heißt: „Neben den geweihten Chorfrauen kann man für Laienschwestern solche aufnehmen, die tauglich sind . . . Nach vollendetem Probejahr sollen sie öffentlich Profeß tun und dann anstatt ihres bisherigen grauen Skapuliers einen schwarzen geweihten (geweihten!) empfangen. Von jetzt an haben sie auch den Beschluß (Klausur) zu halten, wie die Geweihten“.

Eine ältere Abschrift der Regel freilich läßt das unorganische h in „geweyht“ nie aus! Wenn jedoch Franz v. Doye in seinem Büchlein über die Trachten der alten Orden immer „Weihel“ schreibt, so ist dies doch stark irreführend. Denn Weil oder Weyl kommt nach Obigem nicht von weihen, sondern von velum oder velamen. Vermutlich ist auch das Dutzend „Weihel“ im Kloster Stetten ums Jahr 1700 als „Weil“ zu verstehen (Urk. des Klosters Stetten Nr. 745 a). Die Zimmerische Chronik berichtet (III, 80, 17) „Helena von Zollern war zu Stetten im Kloster mit dem weißen Weil geweiht.“ Krs.

Ostracher Tischtitulanten

Das Konzil von Trient (1545—63) bestimmte zur wirtschaftlichen Sicherstellung von arbeitsunfähigen und alten Priestern, sie dürften die Weihe nur erhalten gegen den schriftlichen Nachweis, daß jemand sich verpflichte, diesen Lebensunterhalt zu garantieren. Man nennt diese Sicherung „Tischtitel“ (lat. titulus mensae). Heutzutage übernimmt der Bischof bzw. die Diözese oder der Orden, dem der betr. Kandidat angehört, diese Verpflichtung. Bis in neueste Zeit taten dies jedoch meist die Gemeinden oder vermögliche Einzelpersonen.

Aus Akten des Ostracher Pfarramts ergibt sich, daß am 20. April 1666 der von dort gebürtige Johann Müller, Student der Moral und Kontroverstheologie, einen Revers ausstellte, den er selber unterzeichnete und vom klösterlich salemischen Obervogt daselbst, dem edlen und festen Herrn Johann Andreas Egenroth besiegeln ließ. Der Wappenschild des Siegels zeigt einen Schrägerechtsbalken, der mit drei Herzen (?) belegt ist. In dem Revers heißt es, der hochwürdigste Herr Abt Anselm von Salmansweiler (Salem) habe mit dem Prior und Konvent auf untertänigstes Anhalten des Müller zur Erlangung der hl. Weihe ihn aus der Leibeigenschaft entlassen und gnädigst den

titulum mensae erteilt. Müller selbst verpflichtet sich, falls er zum Priestertum gelange, vor allen anderen Pfründen bei hochermeltem Gotteshaus Salmansweiler ein Benefizium anzunehmen oder vorher beim Abt um Erlaubnis zu fragen, wenn er auf irgend eine andere Pfründe investiert werden wolle. Auch werde er jederzeit dem Kloster zu gehorsamen Diensten sein, wenn er capabel sei und erfordert werde. Ob Müller sein Ziel erreichte, ist nicht zu sehen.

Ein weiteres Schreiben des Salemer Abtes vom 8. Juni 1764 berichtet in ähnlicher Sache an den Salemer Oberamtmann zu Ostrach, Johann Melchior Schwab, Doktor beider Rechte: Vor etlichen Tagen sei der Ostracher Pfarrvikar Joh. Konstantin Flacho mit seinem studierenden Bruder Karl bei ihm gewesen mit der Bitte, diesem den zum Eintritt ins Meersburger Seminar notwendigen Tischtitel in Gnaden angedeihen zu lassen. „So sehnlich wir nun wünschen hätten, dem Bittsteller willfahren zu können, so wenig vermögen wir unseren festgehaltenen Schluß, mit derlei Gnaden-Erteilungen in etwas zurückzuhalten entgegenstehen, und zwar anerwogen, aus der wirklichen Menge der Titulanten dem Reichsstift schon zerschiedene Mißlichkeiten zugewachsen seien und auch eigene Untertänigkeiten verkürzt worden.“

Daher solle der Oberamtmann in des Abts Namen die versammelte Gemeinde Ostrach befragen, ob sie den Tischtitel des Studiosus übernehme. Der Tischtitel sei ja nur eine Vorsichtsmaßregel für die äußerste Not, und der Pfarrer selbst könne ja für seinen Bruder in diesem Fall einspringen, bis dieser eine Pfründe erhalte.

Am 12. Juni 1764 hat die Gemeinde dann darüber im Beisein des Oberamtmanns und des Sekretärs F. Ignaz von Montlong abgestimmt, nachdem der Sachverhalt erklärt worden war. Schultheiß Anton Metzler und die zwei Dorfpfleger Josef Arnold und Dionisi Wicker stimmten nach den übrigen 52 Bürgern, deren Namen angeführt sind. Alle stimmten für Ja, jedoch mit der Bedingung, der Herr Pfarrer solle, solange er lebe, den Tischtitel für seinen Bruder in der Gemeindelade hinterlegen. Der Beschluß wurde urkundlich festgehalten und vom Abt bestätigt. Karl Flacho erreichte sein Ziel und war im Jahre 1769, also mit 28 Jahren, Kaplan in Bermatingen und 1779 Pfarrer in Urnau.

Am 14. Oktober 1774 gewährte die Gemeinde Ostrach den Tischtitel für den Studenten Ignaz Faigle, der dann bis

1779 Frömmesser und von da an Pfarrer in Bermatingen war. Ebenso liegt die Urkunde vor für Bartholomäus Ludwig Faigle vom 3. Juni 1771, Sohn des Anton Faigle und der Walpurga geb. Rudolfin von Ostrach, sowie für David Scherer von Einhart. Faigle war später im Alter von 55 Jahren 1794 Cooperator in Teuringen, Scherer aber seit 2 Jahren Pfarrer in Baid bei Ravensburg. Er war geboren am 30. Dezember 1752.

Eine weitere Urkunde stellte die Gemeinde Tafertsweiler am 16. September 1793 für den Kandidaten Anselm Troll von Bachhaupten aus. Im folgenden Jahr war Troll Alumnus des „Prinzpalseminars Carl Borromäus in Meersburg“ und 1821 Nachprediger in Markdorf. Hier wird in Konstanzer Personalakten gesagt, er sei in Salem geboren (offenbar Sohn eines Salemer Beamten, später in Bachhaupten), und sein Tischtitel stamme vom Großherzog von Baden, was nicht stimmen dürfte. Er sei am 21. Januar 1771 geboren, am 24. September 1794 geweiht, in Markdorf seit 29. September 1819, bezog 1821 die Pfarrei Gutenstein. Er starb 1848 in Markdorf. Krs.

Das Sigmaringer Amt im Habsburger Urbar um 1306

von Joh. Adam Kraus

In Maags Ausgabe im 14. Band der Schweizer Quellen S. 415 folgt als 53. Abschnitt das Amt Sigmaringen, nämlich Nutzen und Rechte, die die Herrschaft Habsburg hatte an Leuten, Gütern, Gerichten, alles erkaufft von dem Grafen Ulrich von Montfort bzw. dessen Sohn Hugo. Die von Montfort waren um 1272 auf Ulrich von Helfenstein und diese um 1255 auf den Grafen Gebhard von Sigmaringen gefolgt, der wohl dem bayerischen Geschlecht von Hirschberg-Tollenstein-Sulzbach angehörte, worauf noch das Hirschwappen der Stadt hinweist (Hohz. JHeft 1951, S. 10—47). In dem Montforter Verkauf um 1290 waren die Burg Sigmaringen und die Stadt, Dörfer, Bewohner, Wälder und die halbe Burg Kallenberg oberhalb Beuron inbegriffen.

Folglich gehörten Burg und Stadt Sigmaringen um 1306 Habsburg, wurden aber oft verpfändet (Mitt. Hohz. I, 59).

Die Erhebung zur Stadt mag um 1250 erfolgt sein. Das Urbar sagt:

Die Hofstatt- und Gartenzinsen darum ergeben der Herrschaft jährlich $3\frac{1}{2}$ Pfund Konstanzer. Die Mühle giltet der Herrschaft 6 Pfund, 4 Hühner und 1 Vtl. Eier (= 120 Stück). Der Burghof gibt als Zins 7 Mlt. Kernen, ebensoviel Roggen, 6 Mlt. Haber. Neun Wiesen, die zum Hof gehören, zahlen 10 Pfund Konstanzer, ferner 9 Matten, die zinsen $3\frac{1}{2}$ β und 4 Hühner. Eine andere Matte braucht derzeit nichts zu geben. Die Wiese, die der Schultheiß innehat, gibt 3 β Konstanzer.

In Nähe der Stadt zu Brenzkofen, wonach schon 1262 ein Reinfried von Brenzkofen erscheint (Zeitschr. Oberrh. 35, 404), und Hedingen liegen Aecker und Neugereute, die man Witraite nennt (= weiter abliegendes Ausgelände). Sie zahlen der Herrschaft jährlich $4\frac{1}{2}$ Mlt. Roggen und ebensoviel Haber. Die Herrschaft hat Zwing und Bann und richtet Dieb und Frevel, d. h. die niedere und obere Gerichtsbarkeit. Die Steuer zu Sigmaringen ergibt etwa $3\frac{1}{2}$ bis 10 Mark Silber.

Habsburg hat zu Hedingen einen eigenen Hof, der zinst 2 Mlt. Kernen, $1\frac{1}{2}$ Mlt. Roggen, und ebensoviel Haber, 12 β , 4 Hühner und 1 Vtl. Eier. Ein weiteres Gut giltet jährlich 1 Mutt Roggen, 3 Mutt Haber, 1 Mutt Kernen und 4 β . Ein Garten daselbst giltet 2 β . Der Koppenhof dort gibt 2 Mlt. Kernen, $1\frac{1}{2}$ Roggen, $1\frac{1}{2}$ Haber, 12 β , 2 Hühner und 1 Vtl. Eier. Von einem weiteren Gut bezieht Habsburg 1 Mlt. Kernen, 1 Mlt. Haber und 1 Mlt. Roggen und 8 β . Eine Vischenz (Fischrecht) daselbst trägt jährlich 5 Pfund Heller. Auch hier hat die Herrschaft Zwing und Bann und richtet Dieb und Frevel.

Der Maierhof zu Laiz gehört der Herrschaft und zinst 3 Mlt. Kernen, 3 Roggen und 3 Mlt. Haber, 10 β , 4 Hühner und 1 Vtl. Eier. Wiwans Hof gibt 3 Mlt. Kernen, $2\frac{1}{2}$ Mlt. Roggen, 2 Mlt. Haber, 18 β , 3 Hühner, eine Gans und 1 Vtl. Eier. Der Lobenhof daselbst zinst je 1 Mlt. Kernen, Roggen und Haber, 12 β , 2 Hühner und 60 Eier. Studelinen Gut zinst je $1\frac{1}{2}$ Mlt. Kernen, Roggen und Haber, 6 β und 2 Hühner und 60 Eier. Stuidelins Gut gibt 2 Mlt. Kernen und je 1 Mlt. Roggen und Haber, 2 β , 2 Hühner. Des Wolfs Gut zu Laiz gibt je 1 Mlt. Kernen, Roggen und Haber, 5 β , 2 Hühner und 60 Eier. Egenen Gut zinst 6 Vtl. Kernen, ebensoviel Roggen, 2 Hühner und 60 Eier. Des Kanzelers Gut zinst 3 Vtl. Kernen und ebenso Roggen, 1 Huhn und 30 Eier. Des Trutlers Gut giltet jährlich 3 Vtl. Kernen, 3 Vtl. Roggen, 1 Huhn, 30

Eier. Burkart der Schmied gibt von einer Wiese 3 β . Heinrich Stüdelins Gut gibt 1 Mutt (Scheffel) Kernen, ebenso Roggen und Haber, 2 β , ein Huhn und 30 Eier. Burkhart des Turners Gut giltet 1 Mlt. Roggen, 3 β , 2 Hühner und 30 Eier. Da liegt auch eine Mühle, die 35 β zinst für Fleisch, 4 Hühner und 1 Vtl. Eier. Die Wulfen gibt von einer Matte 18 Konstanzer Pfennig) des Fischers Gut 5 β , Heinrich der Kramer gibt von einem Gut zu Polt (= Paulter Hof) 5 β . Jede Hofstatt ohne Haus gibt da 1 β , und, wenn ein Haus drauf steht, 2 Vtl. Kernen. Der Haus- und Gartenzins ergibt 3 Mlt. und $\frac{1}{2}$ Vtl. Kernen, 17 β und 11 Hühner. Dort liegen auch Aecker und Neugereute, die man Witraite nennt. Sie geben jährlich $3\frac{1}{2}$ Mlt. Roggen und etwa $3\frac{1}{2}$ Mlt. Haber. Die Herrschaft Habsburg verleiht auch die Kirche zu Laiz, die noch über das Pfarrer-Einkommen wohl 10 Mark Silber trägt. Die Zehnten zu Laiz, Hedingen und Sigmaringen erbringen höchstens im Jahr 28 Mlt. Kernen, 26 Mlt. Roggen und 26 Mlt. Haber, mindestens aber 20 Mlt. Kernen, 20 Mlt. Roggen und 20 lt. Haber, je nach guter Ernte.

Zu Laiz liegt auch ein Vischenz (Fischereibeizirk), die höchstens 4 Pfund und mindestens $3\frac{1}{2}$ Pfund Konstanzer trägt. Die Herrschaft hat da Zwing und Bann und richtet Dieb und Frevel.

Zu Gorhein (Gorheim) liegen 2 Gärten, deren jeder 1 β zinst. Auch die dortigen Aecker und Neugereute geben in zwei Jahren durchschnittlich pro Jahr 8 Vtl. Roggen und im dritten Jahr (bei Brache) nichts.

Zu Brenzkofen (also wohl am Gorheimer Bach oder Donau) liegt eine Mühle. Sie zinst 1 Pfd. für Fleisch und 2 Hühner. Auch zwei Gärten liegen da und jeder gibt drei Schilling. Sigbotin Gut giltet 4 β . Mechtild Frickinen Gut giltet 2 Vtl. Magöl. Des Schultheißens Garten gibt 2, und Berthold Welli gibt aus 1 Garten 1 β . Da und zu Gorheim hat die Herrschaft Zwing und Bann und richtet Dieb und Frevel. Die Leute zu Laiz, Gorheim und Brenzkofen geben höchstens 7 Pfund Steuer im Jahr, mindestens aber 5 Pfund. (Von Brenzkofen ist nur der „Brenzkofen Berg“ bei Sigmaringen noch übrig!)

Zu Untzikofen (Inzigkofen) liegt ein Hof, der zinst 2 Mlt. Kernen, 3 Mutt (Scheffel) Roggen, 1 Mlt. Haber und 5 β , 3 Hühner und 60 Eier. Ein zweiter Hof daselbst gibt 1 Mlt. Kernen, 3 Mlt. Haber, 5 β , 3 Hühner und 60 Eier. Die dortigen Neugereute geben 1 Mlt. Kernen und 1 Mlt. Roggen zusammen.

Zu Buchheim (bei Beuron) liegt der Freien Leute Gut und gibt der Herrschaft als Vogtrecht 4 Mlt. und 3 Vtl. Kernen, 2 Mlt. Haber und 3 Viertel, ferner für Frischlinge (junge Schweine) $17\frac{1}{2}$ β . Jeder dort gesessene Wirt gibt zum Schirm 1 Vtl. Haber und 2 Hühner. Eidlich sagen die dortigen Leute aus, sie hätten diesen Haber und Hühner manche Jahre nicht mehr gegeben. Es sind jetzt 31 Pflichtige dort. Als Steuer geben sie höchstens 3 Pfund, mindestens 1 Pfd. 8 β . Die Herrschaft Habsburg hat dort Zwing und Bann (Feldaufsicht) und richtet Dieb und Frevel (Gerichtsbarkeit).

Zu Talheim (bei Meßkirch) giltet der Freien Leute Gut als Vogtrecht 7 Mlt. Kernen, 3 Mlt. und 3 Vtl. Haber und für Frischlinge 25 β . Die Leute des Dorfes und andere, die mit ihnen steuern, gaben höchstens jährlich als Steuer $8\frac{1}{2}$

Pfund, wenigstens aber 5 $\frac{1}{2}$ Pfund und 5 β . Die Herrschaft hat dort Zwing und Bann und richtet Dieb und Frevel.

Die Leute der Kirche zu Laiz, die Zinser heißen, geben als Steuer höchstens 5 Pfd. β , mindestens aber 2 $\frac{1}{2}$ Pfd. und 4 β . Jeder Mann gibt auch 1 Fastnachtshuhn.

Sigmaringen das Dorf: Der Rentzenhof giltet 2 Mlt. Kernen, 2 Mlt. Roggen, 2 Mlt. Haber, 2 Vtl. Vasmues (= Fastenmues aus Hirse oder Erbsen), 8 β , 2 Hühner und 1 Vtl. Eier. Ein weiteres Gut zinst 1 Mutt Kernen. Kunrad Altenburgs Gut giltet je 1 Mlt. Kernen und Haber und 3 β , 2 Hühner, 60 Eier. Kunrad Zimmermanns Gut giltet 1 Mlt. Kernen, 1 $\frac{1}{2}$ Mlt. Roggen, 1 $\frac{1}{2}$ Mlt. Haber, 7 β 2 Hühner und 55 Eier. Bucken Gut giltet 1 Mlt. Kernen, 1 $\frac{1}{2}$ Mlt. Roggen und 1 Mlt. Haber, 2 β , 2 Hühner und 55 Eier. Von einem andern Gut gibt er 1 Mlt. Kernen, 1 $\frac{1}{2}$ Mlt. Roggen, 1 Mlt. Haber, 7 β und 2 Hühner und 50 Eier, und von einem dritten Gut 6 Vtl. Kernen. Eberwins Gut zinst 1 Mlt. Kernen, 1 Mlt. Roggen, 1 Mlt. Haber, 7 β , 2 Hühner und 60 Eier. Kunrads Gut von Laitz zinst 1 Mlt. Kernen, und je soviel Roggen und Haber, 6 β , 2 Hühner und 60 Eier. Eberhard der Spiser gibt von 1 Gut als Zins je 1 Mlt. Roggen, Kernen und Haber, 7 β , 2 Hühner und 60 Eier. Ferner von einem andern Gut 1 Mlt. Kernen und 1 Mlt. Haber, und von einem dritten Gütle 2 Vtl. Kernen. Kunrad der alte gibt von 1 Gut ein Mutt Kernen. Der Frei gibt von 1 Gütlein 2 Vtl. Korn. Da liegt auch ein Hof, den Heinrich Krumhaar baut. Der giltet je 3 Mlt. Kernen, Roggen und Haber, 12 β , 4 Hühner, 1 Vtl. Eier. Burken Hof gibt je 4 Mlt. Kernen, Roggen und Haber, 11 β , 4 Hühner, 1 Vtl. Eier. Es folgen Gossolts Hof, Gut des Bugko, Haldenburgs Hof mit ihren Abgaben. Die Mühle giltet jährlich 2 $\frac{1}{2}$ Pfund 5 β , 4 Hühner, 1 Vtl. Eier und 2 Vtl. Richtkernen. Die Neugerute geben je 3 Mlt. Kernen, Roggen und Haber. Die Vischenz giltet 4 $\frac{1}{2}$ Pfund Konstanzer.

Die Hofstattzinsen zu Sigmaringendorf ergeben 2 Pfund 18 β . Einige Gärten zinsen 5 $\frac{1}{2}$ Mutt und 1 Vtl. Magöl. Konrad von Laitz gibt von einem Gütlein 2 Vtl. Fastenmus. Die Kirche gibt als Vogtrecht 10 Mlt. Kernen, ebensoviel Roggen und Haber. Die Herrschaft hat da Zwing und Bann und richtet Dieb und Frevel (d. h. Feldgericht und höhere Gerichtsbarkeit). Die Steuer dort ergibt höchstens 6 $\frac{1}{2}$ Pfund, wenigstens aber 4 $\frac{1}{2}$ Pfund Konstanzer. (Die Stadt Sigmaringen gehörte in die Pfarrei Laiz!)

In Rulfingen liegen ein Hof und andere Güter, die dem Gotteshaus (Damenstift) Lindau im Bodensee gehören. (In den dortigen Lagerbüchern werden zahlreiche Besitzungen in Rühlafingen erwähnt: ein Kelnhof, die Kapelle u. a., was wohl Rulfingen heißen soll! Werner von Rulfingen, mit seinem Sohn Ulrich und Neffen Ulrich schenken 1304 das Patronatsrecht der Kapelle in Rulfingen den Wilhelmitten in Mengen, laut Gerbert, Hist. Nigrae Silvae 3, 244).

Die Rulfinger Güter gaben als Vogtrecht 6 Mlt. Kernen und 3 Vtl. Haber. Sechzehn Huben zu Baldesberg (abgeg. bei Rulfingen) gehörten auch nach Lindau und gaben je als Vogtrecht 2 Vtl. Kernen und 2 Vtl. Haber. Auch einige Schupposen oder kleine Gütlein sind erwähnt, die u. a. auch 3 Schweine geben mußten von je 5 β Wert. Die Herrschaft hat dort Zwing und Bann und richtet Dieb und Frevel, was übrigens von Lindau bestritten werden wollte. Jeder Mann gab 1 Fastnachtshuhn und höchstens zusammen 10 $\frac{1}{2}$ Pfd. Steuer, mindestens 6 $\frac{1}{2}$ Pfund.

Das Dorf Kruchenwies samt dem Turm darin sind gekauft von denen von Laiterberg mit den unten folgenden Gütern. (Laiterberg war eine Burg bei Levertswiler: E. von Laiterberg 1253, Burkart von L. 1257, 1273 hat er Güter zu Laipshinswile = Levertswiler, die sein Vater von dem Grafen Ulrich von Helfenstein, dem Herrn zu Sigmaringen, zu Lehen erhalten hatte. Er erscheint mit seinem Bruder Ortolf auch 1274, dieser allein 1277. Im Jahre 1294 verkaufen die Herren von Königseck die von Burkart v. Leiterberg erworbene Burg Leiterberg, behalten aber u. a. die Fischenz zu Kruchenwies. Wann Krauchenwies dann an Habsburg kam, scheint nicht bekannt zu sein. (Nachweise bei Maag 14, 424). Habsburg bezog außer Hofstattzinsen auch Gilten aus den Höfen des Hirtzes, des Hallers, des Heinrich Werner, des Koler. Auch der Burghof zinst je 3 Mlt. Roggen und Haber, 12 β , 4 Hühner und 1 Vtl. Eier. Ein weiterer Hof daselbst war von den Herren von Magebuch erworben worden und gab jährlich an Habsburg je 2 Mlt. Roggen, Kernen und Haber, 8 β , 4 Hühner und 1 Vtl. Eier. (Ueber die Herren von Magenbuch vgl. Hohz. JHeft 1935, Seite 130—162.)

Zu Krauchenwies liegt auch eine Mühle, die mit der Herrschaft Scheer gekauft wurde. Sie giltet an Fleisch nach des Landes Gewohnheit 3 Pfd. oder dafür an Geld 3 $\frac{1}{2}$ Pfd. laut eidlicher Aussage der Leute. Auch die Fischenz daselbst

wurde mit Scheer gekauft. Sie gibt jährlich 1 Pfd. und 5 β Konstanzer. Die weitere Fischenz war von dem Herrn von Laiterberg erworben worden und zinst jährlich 1 Pfund 6 β . Die 45 Häuser gaben je 1 Vtl. Haber und 2 Hühner. Die Hirten und Bannwarte gaben je 1 Mlt. Haber. Die Herrschaft verließ auch die Kirche in Kruchenwies, die über dem Gehalt des Pfarrers noch 10 Mark Silber eintrug, und außerdem als Vogtrecht 5 Mlt. Roggen und 5 Mlt. Haber gab. Ein Härt-nit als Dekan zu Mengen und Pfarrer oder Rektor der Kirchen zu Mengen und Kruchenwies erscheint 1323 und 1342. Die Herrschaft Habsburg hat daselbst in Kr. Zwing und Bann und richtet über Dieb und Frevel.

Die Freien Leute jenseits der Ablach zu Hausen (a. Andelsbach), Laifinswiler (Levertswiler), Lutishoven (Leitishofen), Richembach (= Ringgenbach), Dielshoven (Dietershofen), Reyngerswiler (Rengetsweiler), Rain (abgegangen bei Kappel, wo noch als Flurname) Oetiswiler (Ettisweiler), Ochsembach (südöstlich von Pfullendorf), Uetkofen (Jetkofen südöstlich von Mengen), Bernwiler (Mitt. Hohz. 11, 54) und zu Weckhofen (abgegangen zwischen Rosna und Mengen. — Mitt. Hohz. 11, 38) geben der Herrschaft als Vogtrecht 12 Malter Roggen, 6 Mlt. Haber und 4 Vtl. Haber, 2 Pfund 5 β und 11 Pfennig Konstanzer. Einige wüst liegende Güter gäben, falls im Bau, 5 $\frac{1}{2}$ Pfund Konstanzer, 11 Vtl. Roggen und 11 Haber. In diesen Orten hat die Herrschaft Zwing und Bann und die Gerichtsbarkeit. Als Steuer geben diese Leute höchstens 8 Pfund, oder mindestens 5 $\frac{1}{2}$ Pfund und jeder ein Fastnachtshuhn.

Worin eigentlich die Freiheit dieser freien Leute bestand, ist merkwürdigerweise nicht gesagt, da sie doch Fastnachtshuhn und Steuer gaben samt Vogtrecht. Offenbar hatten sie aber keine Lehengüter von Habsburg.

Die in Band 15 der Schweizer Quellen veröffentlichten Pfandrolle über die Besitzungen der Grafen von Veringen (162 f.), der Grafschaft Sigmaringen (232 f.), der Grafschaft Veringen (257 f.) und die Lehen in Schwaben und an der Donau (S. 458 f.) seien hier nur angedeutet.

Kurznachrichten

Um den Zehnten zu Melchingen 1729

Renhard von Melchingen hatte im Jahre 1448 am 16. Nov. den halben Großzehnten, $\frac{1}{4}$ des Heuzehnten und den halben Kirchensatz zu Melchingen an die Martinskirche nach Ebingen um 900 fl verkauft. Herr Dr. Walter Stettner in Ebingen, Liststraße 57, hatte nun die Freundlichkeit, aus den Akten des Hauptarchivs Stuttgart (L A 249, Rentkammer, Amt Ebingen, Bü. 2149) folgendes mitzuteilen:

In Melchingen wurde 1729 nach uralter Gewohnheit der Zehnt als bei Ausländern nicht bei brennendem Licht im Aufstrich, sondern im Abschlag verkauft. Damals versuchte man nun, den Zehnten der Martinskirche durch eigene Angestellte einziehen zu lassen. Hinterher haben die Ebinger jedoch mit dem Adlerwirt Michael Mockh von Willmandingen ein Abkommen getroffen, dies zu tun. In ihrer Rechtfertigung sagen die Martinspfleger, Melchingen liege von Ebingen zu weit ab. Selbsteinzug hätte viel Unkosten für Aufsicht und Transport gemacht für das Stroh, Gsieds und Briets und dergl. Die von Melchingen fühlten sich anfangs durch diese Abmachung mit Mockh bedrückt, boten aber dann auch dem Pfullinger Amtmann für den ihm und dem ehem. Kloster Offenhausen zustehenden Melchinger Zehnten je 50 Scheffel Vesen, 25 Scheffel Haber, 2 Simri Ackerbohnen und 2 Fuder Stroh auf seinen Kasten zu liefern. Dabei ertrug der Pfullinger und Offenhauser Zehnt an Haber gar nicht so viel, aber sie taten es, um des Strohes, des Brüets und der Helben willen, da dies auf der Alb derzeit sehr teuer sei und alles Futter gar nah zusammengehe. Am 2. Januar 1730 beklagten sich dann die Melchinger, daß der Mockh von Willmandingen ihnen auch noch das Viertel des Pfullinger Zehnten wegnehmen wolle. Sie mußten aus Futtermangel schon über 30 Stück Vieh wegtun und mußten noch mehr verkaufen, wenn der Mockh sich durchsetze. — An anderer Stelle heißt es, daß in Melchingen zwei Zehntschauern beieinander stünden, die eine für Pfullingen—Offenhausen, die andere für St. Martin zu Ebingen.

Verkauf bei brennendem Licht soll nach W. Burth verhindern, daß die Versteigerung zu lange dauert: War das Lichtlein abgebrannt, so mußte der Zuschlag erfolgen. „Gsieds und Brüets“ dürften ziemlich gleichbedeutend sein, ursprünglich das „Gesottene und Abgebrühte“. Heute heißt man Brietz das Kurzfutter, während allerdings für die Rosse ein eigenes „Kurz“ mit der Brietzmaschine geschnitten wurde, bzw. wird. Kraus.

Die Elendenkerzen sind heute bei uns völlig vergessen, obwohl sie im 16. Jahrhundert noch in Ringingen, Salmendingen, Jungingen, Burladingen, Gauselfingen und sicher auch anderswo nachzuweisen sind. An den beiden erstgenannten Orten hatte die Elendenkerze jeweils eigene Grundstücke, aus deren Ertrag sie unterhalten wurde. In Burladingen wird die „Ellend Kerz“ noch 1591 erwähnt (Ha 82, 806, Erzb. Arch. Frbg.) und von der Gauselfinger Elendenkerz heißt es ebenda 82, 840: „Es solle Fürsehing gehalten werden, daß selbige Kerz gebührendermaßen angezündet und erhalten werde.“ Den Umständen nach wird es sich um eine Kerze zum Troste der Armen (oder Elenden) Seelen gehandelt haben. Vermutlich stand sie im Friedhof bei der betr. Pfarrkirche, wie noch heute eine solche steinerne Friedhofleuchte erhalten ist z. B. in Steinhofen und Regensburg (beim Dom). Ob nicht auf diesen Brauch das Gebet zurückgeht: „Und das Ewige Licht leuchte ihnen“, nämlich das Ewige Licht (= Christus!) im Gegensatz zu diesem oft erlöschenden Kerzenlicht auf den Friedhöfen? Krs.

Die Grafen von Altshausen-Veringen: Freiburger Doktorarbeit von Josef Kerkhoff 1963 (235 Maschinenseiten). Sie untersucht trotz des weitgehenden Fehlens der Urkunden in überaus tiefeschürfender Weise den Aufbau ihrer Herrschaft im 11. und 12. Jahrhundert, wie man es schon durch die Arbeit von Karl Schmid über den Grafen Rudolf von Pfulendorf gewohnt ist. Die Ansichten der verschiedenen Forscher, vor allem Locher und Krüger, werden kritisch beleuchtet, die mögliche Verwandtschaft mit den Buchauern, Bregenzern, Welfen, Ulrich von Augsburg genau geprüft. Die Grafen von Veringen-Altshausen müssen wesentlich früher als 1004 in Schwaben ansässig gewesen sein. Die Urkunde von 1004 ist gefälscht. Altshausen als Heimat und Begräbnisstätte Hermanns des Lahmen von Reichenau wird untersucht, ebenso gründlich das Kloster Isny als Familienkloster, die Seitenlinie von Treffen in Mähren, der Herrschaftsaufbau in Veringen, das der Verfasser ebenfalls für älteren Besitz erklärt als 1134, von wo sich die Herren danach schrieben. Auch das Wirken der Grafen in Kirchen- und Reichspolitik (z. B. Canossa) wird eingehend dargestellt. Es wäre zu wünschen, daß die Arbeit bald im Druck erscheinen könnte. Krs.

Graf Sigmund von Hohenberg, 1404–1486, wurde kürzlich in den Heimatkundlichen Blättern für den Kreis Balingen (1963 S. 482) von Walter Stettner in seinen Beziehungen zu Ebingen und auch zu zollerischen Gemeinden behandelt. Dabei gelang es Stettner, das Geburtsjahr Sigmunds endgültig auf 1404 (Pfungsten, also etwa 18. Mai) festzulegen. Er wurde nämlich in einem Streit zwischen Württemberg und Oesterreich wegen des Klosters Zwiefalten im Jahre 1484 verhört und dabei erfahren wir, daß er an Pfungsten dieses Jahres 80 Jahre alt werde. Bisher war darüber nichts bekannt gewesen. Krs.

Das Schlöble von Bisingen

Unter den Trümmern des Schloßes- oder des Schatzberges auf der Gemarkung Bisingen sollen unermeßliche Schätze begraben sein. In der kleinen Burg wohnten einst sehr fromme Fräulein von solch jungfräulicher Reinheit, daß, wenn sie nach dem nahen Engstlatt zur Kirche kamen, bei ihrer Annäherung die Glocken von selbst läuteten. Als sie aber einstmals ein Stück Holz über ein vom Regen angeschwollenes Bächlein legten, um trockenen Fußes hinüberzukommen, da hörte, weil die Fräulein im Vertrauen auf Gott wankten, das Läuten der Glocken augenblicklich auf. Zur Hebung der Schätze in dem zerfallenen Schlosse wurden oftmals Versuche gemacht, wobei die Glücksrute (eine in der Christnacht um die zwölfte Stunde geschnittene Haselrute) angeschlagen wurde. Einmal soll der Schatz auch wirklich schon gesehen worden sein. Darüber hing ein Mühlstein an einem Faden, und als ein Schatzgräber diesen sah und aufrief: „Gucket, die Buche brennt!“ war alles aus und vorbei. Ein anderer von den Schatzgräbern sah einen schwarzen Pudel auf dem Schatze sitzen, den wegzutreiben er sich nicht getraute. Beim gleichen Platze auf dem Schatzberger Schlöble sollen zu verschiedenen Zeiten Holzsammler und Holzhacker auf mancherlei Weise in Erstaunen und Schrecken versetzt worden sein. Der eine sah einmal schneeweiß gekleidete Fräulein mit Schnallenschuhen auf dem Platze herumgehen, ein anderer fand sich plötzlich einem Gewimmel von Mäusen gegenüber, deren er sich kaum erwehren konnte, ein dritter fand alle Zweige und Blätter der Bäume mit Goldstücken behangen, mit denen er sich seine Taschen füllte; ein vierter, ein alter, hier zurückgebliebener österreichischer Soldat, habe auf dem Schlöble jeden Tag sechs Batzen heben dürfen, mehr aber nicht.

Die Ostracher Störche auf dem Kirchturm St. Pankratii haben 1963 vier Jungtiere aufgezogen, die Ende August mit den Alten die Reise nach Süden antreten konnten, begleitet von den guten Wünschen der ganzen Bevölkerung. In der Gegend von Colmar im Elsaß dagegen sind nach Zeitungsberichten unerklärlicherweise ca. 80 Jungstörche nicht nach Süden mitgeflogen, sondern trieben sich noch 3 Wochen hernach in Wäldern und Feldern herum. Grund unbekannt!

Sanddorn-Hecken fielen im letzten September einem Spaziergänger an der Böschung der neuen Straße Ringingen-Killer auf. Nach Bertsch (Flora von Württemberg-Hohenzollern 1933, S. 196) kommt die stark dornige alpine Pflanze mit dem botanischen Namen Hippophae rhamnoides in Württemberg nur an 5 Plätzen vor: An der Iller bei Aitrach bis Ulm, am S-Ostrand des Federsees, an der Argen bei Oberdorf und am Bodensee bei Manzell, sowie zwischen Aulendorf und Waldsee. Im Breisgau findet sie sich massenhaft in den Auwäldern am Rhein in Nähe des Kaiserstuhls, wo man während des letzten Krieges die eiförmigen Früchte wegen ihres hohen Gehaltes an Vitamin C sammeln mußte. Daß die Pflanze nun auch auf der Alb bei Ringingen vorkommt, erklärt sich einfach aus der Tatsache: Der Wegwart hat im Auftrag der Straßenverwaltung die neue Böschung zu besserer Befestigung mit allerlei Samen besät! — Ähnlich sind auch nach dem Hitlerkrieg auf der Gemarkung Ringingen im sog. Franzosenschlag oder Boschen die kahlgehauenen Flächen auf Veranlassung von Forstmeister Moser zur Bodenverbesserung, als Bienenweide und zum Schutz der Baumsetzlinge mit Besenginster und blauen Lupinen besät worden, die es vorher bei uns nicht gab. Sie entwickelten sich und blühten herrlich, bis ein kalter Winter die Pflanzen in einem dort sich bildenden Kältesee fast gänzlich zu Grunde gehen ließ! Krs.

(Anmerkung: An der Straße Höfendorf-Hirrlingen wächst ebenfalls Sanddorn.) W.

Gruol (alt Gruorn, 1094 Gruern) wird von Michel Buck in seinem bekannten Oberdeutschen Flurnamenbuch mit Vorbehalt als Wildspur im Laubwerk erklärt, nämlich von mhd. ruore. Aber er äußert auch gleich Bedenken wegen der anlautenden Konsonantengruppen Gr-. Tatsächlich ist schwer einzusehen, wie eine so vergängliche und unbedeutende Sache wie eine „Wildspur im Laubwerk“ namensgebend gewesen sein soll! Neulich weist Karl Meder in der Zeitschrift „Ulm und Oberschwaben“ 1962 S. 1249 ff. auf ein vorgermanisches Wort „gronne“ hin, zu dem Du Cange das altfranzösische „terre gronelle“ bezieht. Es bedeutet „sumpfiges Land“. Tatsächlich wird niemand bestreiten wollen, daß einst im Tale der Stunzach sumpfige Gelände zu finden war, heißt doch die alte Form von Heiligenzimmern „Zimbern in Horgun“ d. h. Zimmern im Sumpfgelände. Somit scheint die Ableitung Gruols von gronne gar nicht so abwegig, zumal die Leute unverständliche Worte gerne an bekannte angleichen. Krs.

An das

Postamt

in



Im letzten Jahre sind drei eifrige Förderer unserer Heimatzeitung gestorben:

H. H. Kammerer Moser in Ostrach
Oberstudienrat a. D. Anton Haas in Sigmaringen
 und
Revierförster Franz Xaver Gäßler in Thanheim.

H. H. Kammerer Moser schrieb wertvolle Beiträge über die Kunstwerke seiner Pfarrkirche.

Bei der Vorstandssitzung im Herbst 1950 suchte man nach einem Namen für die neuzugründende Heimatzeitung. Haas schlug dabei „Hohenzollerische Heimat“ vor. Seine wertvollen Ratschläge beim Ausbau der Zeitung waren immer willkommen.

In der Freizeit arbeitete Herr Gäßler unermüdlich in der Heimatafforschung und stellte unserer Heimatzeitung wiederholt Forschungsergebnisse zum Druck.

Gott schenke ihnen die ewige Heimat!

Patronlose Kirchen? Der Altmeister der Patrozinienforschung, H. H. Pfr. Johannes Dorn in Akams, der schon 1916 im „Archiv für Kulturgeschichte“, Jg. 13, ausführliche „Beiträge zur Patrozinienforschung“ vorgelegt hatte, nahm 1958 in „Deutsche Gauen“-Kaufbeuren S. 33—39 wieder kritisch Stellung zu einer These Marzell Becks und Hermann Tüchles, wonach es in der Frühzeit manche Kirche gegeben habe, die nicht geweiht war und daher auch keinen Schutzheiligen gehabt habe. Dorn nimmt die Gründe aufs Korn, die zu diesem Trugschluß führten und entkräftet sie mit durchschlagendem Erfolg. Er weist nach, daß Weihe und Widmung an Heilige auch bei Eigenkirchen schon in der Karolingerzeit die Regel waren! Tragaltäre sprechen nicht dagegen. Sie waren Ausnahmen und nötig auf Reisen. An Orten mit nur einer Kirche brauchte der Schutzheilige ja nicht ausdrücklich genannt zu werden. Es genügte die Angabe: Die Kirche

In **Killer** fand man 1963 bei Abbruch des alten Schulhauses westlich der Kirche ein vollständig erhaltenes **Sühnekreuz** aus Stein in der gewohnten Form, das bei Errichtung des Gebäudes mit der Inschrift „ERB(aut) 1821“ mitverwendet worden war. Das wohl 400jährige Denkmal soll wieder am Platze aufgestellt werden. Faßbender.

BESTELL - SCHEIN

zum Bezug der „Hohenzollerischen Heimat“

Ich/wir bestelle(n) ab sofort zum laufenden Bezug durch die Post Stück „Hohenzollerische Heimat“, Verlagspostamt Gammertingen, zum halbjährigen Bezugspreis von DM 1.40.

Vor- und Zuname

Genauere Anschrift

Dieser Bestellschein ist bei Neubestellung bzw. Nachbestellungen der nächsten Poststelle aufzugeben. Um deutliche Schrift wird gebeten.

Ringinger Spruch: „Dear hot em aber bais in Hafa glait“, d. h. „Der hat den N.N. aber schwer beleidigt!“ Zur Erklärung meint I. Viesel, man könne an den Eierhafen denken. Wenn jemand einem andern ein faules oder schlechtes Ei hineinlege, beleidige er ihn schwer. Fragen: Wer weiß bessere Erklärung? Wo geht dieser Spruch sonst noch um? Krs.

Zell Orte (vgl. Maria Zell am Zoller) hält Dr. Miedel in seinem Büchlein über Orts- und Flurnamen (S. 69) für „Stätten der Niederlassungen weltlicher Missionare zur Zeit der Christianisierung des Landes.“ Nach Baumanns Forschungen (S. 187) bedeutet Zelle den „Sitz eines Mönches oder Weltgeistlichen, dessen Namen sie trägt.“ Ob er Gründer oder ein bedeutender späterer Bewohner ist, kann nicht mehr ausgekundschaftet werden. Nach Dr. Eberl kann eine Zelle sein: 1) eine kleine klösterliche Missionsniederlassung, 2) ein Eigenklösterlein, 3) ein klösterlicher Wirtschaftshof. Letzere beiden Bedeutungen scheinen aber für die Frühzeit nicht recht zu passen, sondern stellen wohl eine Weiterentwicklung dar. — Andere sehen die Zell-Orte als alte Kirchlein mit anwohnendem Geistlichen oder weltlichen Personen als Pflegern des Gottesdienstes und der Bodenkultur an, die den Namen haben nach ihrem Begründer oder nach einem Heiligen. Eine Michaelszelle heißt ein andermal Miheles chirichun, also Michaelskirch. Cella ist lateinisch, Kirche dagegen aus dem Griechischen genommen, das in den Donauländern vielleicht die ältere Sprache der Christen war. Sehr viele Zell-Orte gibt es im Allgäu: Frauenzell (alt Hupoldszell und dann Nudungszell, dann Marienzell, Cella Mariä assumptae), Krugzell, Martinszell (früher Adelrichszell), Zellen bei Memhölz (früher Wipszell), Osterzell, Zell bei Oberstaufen, Hirschzell bei Kaufbeuren (alt Herleszella). Ein Marienzell entwickelte sich zu G e b r a z h o f e n ! Eine „cella Meginbrenteswilare“ von 872 vereinfachte sich zu Mynweiler. Ratbotiszell im 9. Jahrhundert wurde später Zell bei Kislegg und ist jetzt in diesem aufgegangen. Endlich seien noch Rauhenzell und Agathazell erwähnt, die man nur aus Urkunden kennt, die aber offenbar den Namen verloren haben. Hoppetenzell bei Stockach mit seiner Georgskirche hieß früher Zell im Madach, aber im Jahre 866 Hadelungscella im Besitz des Klosters St. Denis bei Paris, geschenkt von einem Adelung! (WUB I. 18). Hoppetenzell wurde irrig mit cella ranarum übersetzt. Krs.

Hettingen. 1405 29. März (Weißer Sonntag = Lätare). Der Bürger Benz Vierung und seine Gattin Adelheid urkunden: Frick der Mayer von Hermentingen habe von ihnen für „den guten Herren St. Gallen bzw. seinem Gotzhaus zu Hermentingen“ als Pfleger 4 ß Hlr Jahresgilt aus ihrem Hause und Garten gekauft, die bei dem Türlein und der Badstube liegen. Preis 4 Pfund weniger 4 ß Hlr. Siegler: Junker Eberhard von Obrostetten.

(Pfarramt Hettingen.)
 1409 14. Sept. Graf Wölfly von Veringen urkundet: Sein Kaplan Burkart Stoll zu Hätingen habe von Hans von Steinhilben zu Herrenberg all seinen Besitz im Dörflein Hermentingen gekauft, Landgarbe, Zins, Gilten. Er stiftete es darauf an St. Katharinenaltar zu Hettingen in die Pfarrkirche, dessen (des Altars) die Grafen von Veringen „Anrother, Anheber, Stifter und Uffer sind“. Der Graf überträgt nun das Gekaufte, das bisher dem Grafenhaus zu Lehen ging, als Eigentum an den Altar, zur Ehre Gottes, der Muttergottes Maria, aller Heiligen und bes. St. Katharina und zum Seelenheil des Grafen und seines Geschlechts. Er siegelt. (Pfa. Hettingen; vgl. Mitt. Hohz. 5, 1871, 31).

Min guot Veder, was ist das? Frau Verena von Klingenberg, Frau des Ritters Eglolf von Landenberg, vermachte am 11. März 1384 u. a. „in acht Klosen uf der Scherr in jede 10 Schilling Pfennige, ferner, den Klosnerinen, die zu Hermansperg uswendig der Klosen uf dem Berg wohnen, den blauen Rock und den grauen Mantel, ihrer Geschweyen einen braunen Mantel, gen Diessenhofen ihrer Schwester Kind min guot Veder“, der Amme ihren Pelz und den blauen Tapphart... (Erzb. Archiv Freiburg H 91 b 2). Ein Tapphart ist ein langes Kleid, aber was ist das für eine Feder? Schreibfeder scheidet sicher aus. Ist statt „guot Veder“ vielleicht „Huot Veder“ = Straußenfeder gemeint? Feder wird sonst der gefiederte Schweinespieß für die Saujagd genannt. Ist die Dame etwa auch auf die Saujagd gegangen? Oder war ein Hofgut namens Veder gemeint? Krs.

Die Verfasser tragen für den Inhalt ihrer Abhandlungen die Verantwortung. Bitte, helfen Sie mit, daß auch Ihre Nachbarn die „Hohenzollerische Heimat“ bestellen!

Hohenzollerische Heimat

Vierteljahresblätter für Schule und Haus

Herausgegeben vom Verein für Geschichte,
in Verbindung mit

Schriftleitung:
Josef Wiest, Rangendingen
25 Y 3828 F



Preis halbjährlich 1.40 DM

Kultur- und Landeskunde in Hohenzollern
der hohenz. Lehrerschaft

Druck:
Buchdruckerei S. A c k e r, Gammertingen
Postscheckkonto Stuttgart 35 892
Bank: Hohenz. Landesbank Gammertingen 15

Nummer 2

Gammertingen, April 1964

14. Jahrgang

Die Besetzung von Gammertingen Ende April 1945

Ein Tatsachenbericht von Dr. Erwin Burk arth

In der zweiten Hälfte des Monats April 1945 war in und um Gammertingen eine gespannte Erwartung fühlbar, denn es stand ein Ereignis bevor, das seit Menschengedenken nicht eingetreten war, nämlich die Besetzung durch Truppen einer feindlichen Macht. Ueber die militärische Lage herrschte damals völlige Unklarheit. Ein Gerücht jagte das andere. Einmal hieß es, der Albrand werde verteidigt, dann wurde die Donau als Verteidigungslinie genannt, aber hartnäckig hielt sich die Ansicht, Gammertingen werde zum Mittelpunkt des Widerstandes ausgebaut. Tatsache war, daß bei den Orten Ringingen, Melchungen und Genkingen noch ernsthafte Kämpfe stattgefunden haben. Als am 20. IV. der Sigmaringer Volkssturm in Gammertingen auftauchte, erfaßte eine begreifliche Unruhe die hiesigen Einwohner. Als aber am 22. IV. morgens aus Sigmaringen die Nachricht kam, daß der Feind nahe bei der Stadt stehe, löste sich der Sigmaringer Volkssturm auf, und alle beeilten sich, möglichst rasch nach Hause zu kommen. Was jener Volkssturm hier sollte und wollte, das wußte niemand. Nur später erfuhr man, daß er hier eingesetzt worden sei, weil der Gammertinger Volkssturm der Kreisleitung nicht zuverlässig genug erschienen sei. Für die Gammertinger aber bedeutete ihr Abzug eine gewisse Erleichterung, denn bei geringstem Widerstand wäre wohl das Städtchen durch Artillerie bzw. Bomber in einen Schutthaufen verwandelt worden.

Ueber die Vernichtung noch vorhandener Panzerfäuste berichtet der damalige Volkssturmführer aus Gammertingen:

„26 Panzerfäuste lagerten im Gartenhaus des Bürgermeisters. Sie sollten zur Verteidigung der Panzersperren eingesetzt werden. Am 22. IV. gegen 14 Uhr rief ich den Gammertinger Volkssturm auf den Schloßplatz zusammen. Etwa 20 Mann erschienen, die anderen fürchteten einen Einsatz an der Front. Ich setzte den Erschienenen auseinander, welche Gefahr das Vorhandensein der Panzerfäuste sein könnte und schlug vor, die Panzerfäuste gleich anschließen zu vernichten. Wir trugen die Panzerfäuste hinauf südlich vom Sportplatz. Der Sprengkundige brachte die gefährlichen Waffen in drei Abteilungen zur Explosion. Verletzt wurde niemand, da wir in Deckung waren. Immerhin gab es in Gammertingen manche zerbrochene Fensterscheibe. Das ganze Werk mußte wegen Fliegergefahr rasch gehen. Starke Rauchentwicklung! Am anderen Morgen kamen Feldgendarmen der deutschen Bärendivision und suchten nach Deserteuren. Dabei wurde von einem Gammertinger die Sprengung der Panzerfäuste mitgeteilt. In der Wirtschaft zur „Sonne“ sagten die Gendarmen, daß sie den Volkssturmführer am nächsten Baum aufgehängt werden, wenn sie ihn finden. Zum Glück war ich nicht zu Hause. Außerdem kamen die Franzosen immer näher heran.“

Ungewißheit bestand auch darüber, aus welcher Richtung sich der Feind nähern werde, ob von Westen (Burladingen-Ebingen), ob von Norden (Trochtelfingen) oder von Süden (Sigmaringen). Gewaltige Detonationen, die durch Sprengungen auf der „Muna-Haid“ verursacht wurden, deuteten auf einen Einmarsch von Norden her. An regulären Kampftruppen war kaum etwas zu sehen. Kleinere Trupps, nie mehr als 10 Mann, meist ohne Waffen, tauchten auf und setzten sich ostwärts in Richtung Riedlingen ab. Einige baten auch um Verpflegung und Zivilkleider oder requirierten Fahrräder, um möglichst rasch heim zu kommen. Die motorisierten Fahrzeuge, die wegen Treibstoffmangels zurückgelassen wurden, sind mit requirierten bäuerlichen

Traktoren in den Walddistrikt „Dicke“ gebracht worden. Dort wurden sie mit Benzin übergossen und in Brand gesteckt.

In diesem Zusammenhang sei noch die niederschmetternde Tatsache erwähnt, daß unter SS-Bewachung stehende hohe deutsche Offiziere hier durchkamen und zum Bodensee gebracht wurden, wo sie „liquidiert“ werden sollten. Glücklicherweise ist, wie man nachher erfuhr, der ungeheuerliche Mordplan nicht mehr zur Durchführung gekommen. Ans Herz griff jedem Menschen der Transport meist politischer Gefangener aus dem Rottenburger Gefängnis, die unter Aufsicht unbarmherziger Bewacher in elendestem körperlichen Zustand Wagen mit Brot schoben oder zogen.

In diesen Tagen wurde von der Kreisleitung befohlen, an den Einfallstraßen Panzersperren zu errichten, um den anrückenden Feind aufzuhalten. An der Landstraße von Neufra nach Gammertingen wurde mit dem Bau begonnen, aber am 24. April morgens ist vom Gammertinger Polizeikommando der Befehl gekommen, die angefangene Sperre wieder zu beseitigen.

Da schlug wie eine Bombe die Nachricht ein, daß die im engeren Ortsbereich von Gammertingen liegenden vier Eisenbahnbrücken gesprengt werden sollten. Es war so unglaublich, daß man es allenthalben für einen Witz hielt. Wußte man doch schon soviel, daß die Truppen nicht wie friedliche Reisende mit der Hohenzollerischen Landesbahn, sondern mit Panzerfahrzeugen ankommen würden. Und daß die Zerstörung der Uebergänge über die Landstraßen nach Reutlingen bzw. Hechingen den Vormarsch nur wenig aufhalten würde, glaubte jeder Mensch. Daß aber eine solche Tat vom Feind als eine Kampfmaßnahme mindestens als eine Abwehrmaßnahme gedeutet werden mußte, ist klar. Sie konnte für den sonst friedlichen Ort die unheilvollsten Folgen der Beschießung bzw. Bombardierung haben.

Man überlegte nun weiterhin, was in der Sache zu machen sei. Ortskommandant von Gammertingen war der Chefarzt des hiesigen Reservelazarets im Kreisaltersheim. Da von militärischer Seite aus gesehen nur er die Möglichkeit hatte, einen Befehl gegen die Brückenzerstörung zu geben, ging ich zu ihm, den ich als gleichrangigen Kameraden schon lange kannte. Dort erfuhr ich dann, daß er mit der Sprengaktion nichts zu tun hätte, sondern ein Kampftruppenkommandant, der im benachbarten Neufra liege und zu dessen Befehlsbereich die Stadt Gammertingen gehöre. Es wurde nun beschlossen, mit Bürgermeister Hirning und dem Gemeinderat M. Spohn den Offizier umgehend in Neufra aufzusuchen. So fuhr ich mit beiden oben Genannten mit meinem Kraftwagen nach Neufra, und wir trafen den Kommandeur in seinem Quartier. Der SS-Oberstleutnant nahm uns sehr kühl auf. Als wir ihm unser Anliegen und die Gegengründe gegen die Sprengung vortrugen, bekam er einen roten Kopf und schrie wütend: „Ich werde die Brücken sprengen lassen, ob es nun Ihnen oder der Gemeinde Gammertingen unangenehm ist.“ Wir sahen sofort, daß hier nichts auszurichten war und fuhren nach erregter Unterhaltung wieder heimwärts. Wir vernahmen dann noch aus einwandfreier Quelle, daß die 4 Brücken am 24. April morgens gegen 5 Uhr in die Luft gehen sollten. So kam es denn auch, daß die Brücken zur festgesetzten Zeit hochgingen, eine um die andere. Ich hörte, als ich unter dem steinernen Gartentorbogen meines Hauses stand, etwa 100 Meter von der Brücke entfernt, welche die Straße nach Reutlingen überquert, den dumpfen Knall, spürte die starke Luftwelle und sah, wie von meinem Dach und den umliegenden Häusern eine Menge Dachziegel in die Tiefe sausten.

Mit diesen Sprengungen waren sämtliche Zugangswege zur Stadt aus Richtung Westen und Norden versperrt.

Was von da ab weiter geschah und wie sich der Einzug der Franzosen in Gammertingen vollzog, darüber berichtet im folgenden aus seinen Tagebuchaufzeichnungen Herr F. St.:

„Am Morgen des 24. April gegen 9 Uhr wurde ich auf den Schloßplatz geholt. Dort traf ich eine erregte Menge, die über die sinnlosen Sprengungen und ihre möglichen Folgen empört diskutierten. Die Einsichtigen unter ihnen rieten und drängten, es solle eine Abordnung den anrückenden Truppen in Richtung Neufra und eine zweite in Richtung Bronnen-Mägerkingen entgegengehen, mit ihnen verhandeln und sie möglicherweise auf Umwegen in die Stadt geleiten, um eine Beschießung der Stadt abzuwenden.

Zu dem Gang Richtung Neufra erklärte sich Hofglasermeister Keller bereit. Als Dolmetscher wollte er zwei französische Kriegsgefangene, die bei ihm arbeiteten, mitnehmen. Aber nach einiger Zeit kam er von zu Hause auf den Schloßplatz zurück mit der Erklärung, die Franzosen lehnten eine Beteiligung aus Furcht vor etwa noch auftauchenden SS-Truppen ab. Das Wagnis sei ihnen zu groß. Darauf fertigten wir ein größeres Plakat an, auf dem in Französisch die Lage kurz erklärt wurde:

„Die Straße ist durch Sprengungen blockiert. Dieser Bürger wird Sie auf einem Umweg in die Stadt geleiten. Die Bevölkerung wird keinen Widerstand leisten.“
Die Stadtgemeinde.“

Damit ging Keller allein in Richtung Neufra.

Für den Gang Richtung Bronnen hatten sich der Bahnbedienstete Hermann Baur und der Schuhmachermeister Karl Haug freiwillig gemeldet. Ihnen schloß ich mich als Dolmetscher an. Gegen 11 Uhr trafen wir in Bronnen ein. Am Nordausgang des Dörfchens vor dem ehemaligen Hause Betz bezogen wir unseren Beobachtungsposten. Von dort aus konnten wir die Straße in Richtung Mariaberg-Mägerkingen auf etwa $\frac{1}{2}$ km weit bis zu einer Biegung einsehen. Während unserer halbstündigen Wartezeit passierten außer einem Radfahrer weder ein Fahrzeug noch ein Fußgänger die Straße. Nur noch 3 deutsche Soldaten schlenderten jenseits des Bahnhofes über freies Feld in Richtung Wendelstein-Gammertingen an Bronnen vorbei. Vereinzelte Schüsse aus Richtung Mariaberg deuteten an, daß die Truppen nicht mehr weit sein konnten.

Gegen 11.30 Uhr tauchten Panzer an der Straßenbiegung auf. In gemächlicher Fahrt kamen sie näher. Unsere Spannung wuchs. Denn für uns bestand noch keine völlige Klarheit über die Nationalität der ankommenden Verbände. Sind es zurückgehende deutsche oder vorrückende französische oder amerikanische? Als jedoch, soweit wir die Straße einsehen konnten, die Kette der Fahrzeuge nicht abriß, waren wir sicher, daß es fremde, vermutlich französische Verbände seien.

Sobald uns die Spitze der Kolonne erreicht hatte, gaben wir ein Zeichen zum Halten. Es waren Franzosen. Ein Offizier verließ das erste Fahrzeug, einen Jeep. Ich erklärte ihm kurz die Lage und unsern Auftrag. Dann unterzog er mich eines ebenso kurzen Verhörs mit den Fragen: Wieviel deutsche Truppen sind noch in Gammertingen? Wann sind die letzten abgezogen? Wie stark waren sie? Können die Straßen nicht sofort freigemacht werden?... Fragen, die ich nur teilweise beantworten konnte. Dann forderte er mich

auf, ihm auf seiner Karte den geplanten Umgehungsweg zu zeigen. Dabei fiel mir ein, daß dieser Weg gleich am Anfang durch eine ziemlich enge Unterführung der Bahnlinie Gammertingen-Kleinengstingen führt, und mir kamen Bedenken, ob die schweren Panzer den engen Durchlaß passieren könnten. Auf meinen diesbezüglichen Hinweis hieß uns der Offizier auf den Jeep steigen und, um sich Klarheit zu verschaffen, fuhr er zu der Stelle, die sich halbwegs nach Gammertingen befindet. Er hatte keine Bedenken wegen der Durchfahrt. Nach Bronnen zurückgekehrt, stellten wir fest, daß die abgessenen Panzerbesatzungen die erzwungene Fahrtpause inzwischen dazu benutzt hatten, „Führung“ mit der Bevölkerung aufzunehmen.

Um 12 Uhr setzte die Kolonne die Fahrt nach Gammertingen fort, an ihrer Spitze der Jeep als Befehlswagen. Auf ihm saßen ein Offizier, 2 Soldaten mit einem M.G. (Maschinengewehr) und ich. Für mehr Personen bot er nicht Platz. Da ich damals als Evakuierter in der Umgebung der Stadt noch nicht wegekundig war, mußte Baur als Einheimischer mitfahren. Er fand nur noch auf dem Kotflügel des Jeep Platz. Haug mußte in Bronnen zurückbleiben.

Der Umweg zweigt an der genannten Bahnunterführung von der Landstraße ab, führt durch das enge, bewaldete Tal, in dem heute die Pension Espenlaub liegt, und biegt am Ende des Tales auf einer Hochfläche nach Süden ab.

Der 24. April 1945 war ein warmer, sonniger Vorfrühlingstag. Die Fahrt verlief ohne besondere Ereignisse und beinahe friedlich bis zu dem Punkte, wo der Weg wieder ins Tal fällt und sich plötzlich ein umfassender, schöner Blick auf das Laucherttal und die Stadt, die noch wie im tiefsten Frieden lag, auftut.

Aber in den letzten 5 Minuten unserer Fahrt zeigte uns der Krieg noch einmal sein Gesicht. Es begann, als am Rande des Samentales drei deutsche Soldaten entdeckt wurden, vermutlich die drei, die wir in Bronnen gesehen hatten. Ein kurzer, ungezielter Feuerstoß aus dem M.G. verscheuchte sie. Diese wenigen Schüsse alarmierten die Insassen des am Stadtrand gelegenen Altersheims, das teilweise als Reserve-lazarett eingerichtet war. Eine größere Anzahl Soldaten stürzte aus dem Haus. Darauf wieder einige M.G.-Salven, und gleichzeitig die unwillige Frage des Offiziers, welche Bewandnis es mit diesen Soldaten habe. Auf meine Erwiderung, es handle sich um ein Militärlazarett, stoppte er sofort das Feuer, indem er ins Mikrofon rief: Nicht schießen! Das ist ein Militärhospital! In der letzten Minute kurz vor der Einfahrt in die Stadt setzte dann schlagartig aus mehreren M.G.s, ein anhaltendes Feuer ein. Es war offenbar befohlen worden, um einen etwa versteckten, in Wirklichkeit aber nicht vorhandenen Gegner einzuschüchtern.

Im Zentrum der Stadt, an der sogenannten Stelle, wurde haltgemacht. Es war 12.15 Uhr, die Straßen menschenleer, die Stadt wie ausgestorben. Der „Kriegslärm“ der letzten Minuten hatte die Einwohner in die Häuser getrieben. Wir stiegen ab. Damit war unser Auftrag erledigt. Herr Keller brauchte nicht mehr in Tätigkeit zu treten.“

Soweit der Bericht von F. St.

Jetzt waren also die Franzosen in Gammertingen eingezogen, und es begann von dem Augenblick ab für unser Städtchen ein viele Wochen dauernder, harter Besatzungszustand. Ein Bericht, was in der Folge weiter geschah, würde aus dem Rahmen der oben gestellten Aufgabe fallen.

Grabungsbericht der Ausgrabungen am „Alten Schloß“ bei Gammertingen

in der Zeit vom 8. bis 18. Juli 1963.

von Georg Bodin - Gammertingen

Ortsangabe: Meßtischblatt (1 : 25 000)

Blatt Mägerkingen; Koordinate 153 437;
T. P. „Altes Schloß (1,7 km sw Gammertg.)“

Geschichte der Burg:

Der Name „Altes Schloß“ ist irreführend, da es sich einwandfrei um eine Burganlage aus dem früheren Hochmittelalter handelt (etwa 12. Jh. n. Ch.).

Es ist bisher nicht bekannt, ob das „Alte Schloß“ urkundlich erwähnt ist. Lediglich auf Grund der Grabungen und der bekannten Geschichte der Grafen von Gammertingen kann folgendes vermutet werden: Die Grafen von Gammertingen besaßen um das 12. Jh. das Ober-Engadin. Die Bauweise der Burg läßt darauf schließen, daß die Grafen von Gammertingen einen Baumeister aus diesem Gebiet mit dem Bau der Burg beauftragten. Die waagrecht verlaufenden Steinbänder des Bruchsteinmauerwerkes weisen auf die Bauweise dieser

Zeit im Engadin. In unserer Gegend ist nur noch eine ähnliche Burganlage aus dieser Zeit bekannt: Die Burg der Grafen von Achalm auf der Achalm bei Reutlingen. (Die Söhne Ulrich I. von Gammertingen, 1101, Ulrich und Adelbert nennen sich Grafen von Achalm.) Die Achalm-Burg scheint also fast zur gleichen Zeit vom gleichen Baumeister gebaut worden zu sein.

Ueber den Zeitpunkt der Zerstörung ist urkundlich nichts bekannt. Die während der Ausgrabung gemachten Funde lassen darauf schließen, daß die Anlage nach Aussterben der Grafen von Gammertingen dem Verfall preisgegeben worden ist (etwa um 1250), oder aber zerstört wurde. Die geringen Brandspuren zeigen, daß die Burg nicht abgebrannt ist.

Bauweise:

Die Anlage ist umgeben von einer fast quadratisch verlaufenden 35 m mal 35 m verlaufenden Umfassungsmauer.

Im SW, unmittelbar an die Umfassungsmauer angebaut, befinden sich die Reste eines viereckigen Turmes. (Ebenfalls ein Hinweis auf die Bauzeit, da im Anfang des Hochmittelalters „Beobachtungstürme“ auch außerhalb der Umfassungsmauer standen.) Außerhalb der nordwestlichen Mauer, ebenfalls an diese angelehnt, verläuft am abfallenden Hang ein Mauergerüst von ca. 10 mal 10 m. (Sinn dieses Mauerwerkes noch nicht bekannt.)

Außerhalb der NO-Mauer ist der Wallgraben noch deutlich erkennbar. Innerhalb der Umfassungsmauer befinden sich viele Mauerzüge im NW-Teil. Hier scheinen Wohn- und Wirtschaftsgebäude gestanden zu haben. Der SO-Teil hingegen ist frei von Mauerwerk.

Der bisher freigelegte Teil der Ruine, ein Mauerdreieck im SO-Teil zeigt folgende Bauweise: Die verschiedenen Mauern zeigen eine Dicke von 2 bis 2,5 m. Die Außenseiten dieser Mauern, gewissermaßen die „Schalen“, bestehen aus waagrecht verlaufenden Steinbändern aus Kalkbruchsteinen (siehe Abschnitt „Geschichte“) mit sauberer Vermörtelung aus einem Kalk-Sandgemisch. (Wahrscheinlich Sumpfkalk.) Die „Schalen“ sind jeweils ca. 30–40 cm breit. Der innerhalb liegende Kern, ebenfalls aus Kalkbruchstein, ist nur aufgeworfen und mit dem o. a. Mörtel befestigt.

Die NO-Ecke der Ruine scheint die Kernanlage der Burg zu sein, alle anderen Mauern sind an das dort verlaufende rechteckige Geviert angelehnt.

Die östliche Mauer dieses Geviertes weist einen von der Innenseite nach außen abfallenden, sich verjüngenden Schlicht in etwa 3 m Höhe (außen) auf. Ein Hinweis dafür, daß diese Mauer zunächst eine Außenmauer war. In der gleichen Mauer ist deutlich ein waagrecht durchlaufendes rundes Loch, Durchmesser 15 cm, zu erkennen, das einst einen Träger des Baugerüsts gehalten hat. Der darin befindliche Baumstamm wurde nach Fertigstellung abgeschlagen, der in der Mauer liegende Teil verblieb darin (Reste von Eichenholz wurden gefunden). An der Südecke dieser eben geschichteten Mauer wurde später eine ca. 4 m lange Mauer, nach Osten verlaufend, angebaut, an deren Südseite sich ein kleiner Raum befindet, in dem die Schachfiguren gefunden wurden (siehe Abschn. Funde). An dieser Mauer wiederum steht eine von S nach N verlaufende, deren S-Teil gleichzeitig die ostwärtige Mauer des „Schachfigurenraumes“ ist. Nach Norden verläuft diese Mauer nur ca. 2 m, um dann in die NW verlaufende Umfassungsmauer überzugehen. Dieser Teil der Umfassungsmauer trifft auf die Nordspitze der zuerst beschriebenen Mauer. Hier wird ein Dreieck durch Zufall gebildet.

Die Burg scheint mindestens zweistöckig gewesen zu sein. Holzreste, die gefunden wurden, lassen auf eine Holzdecke schließen, die auf einem Holzgerüst verankert war. (Keine Gewölbe, diese treten erst später in unserer Gegend auf.) Das Dach muß weichgedeckt gewesen sein (Stroh, Schindeln, Holz), da keine Ziegelreste gefunden wurden. Die wenigen Ziegelstücke in dem Mörtel des Mauerwerkes sind unbekanntes Ursprungs.

Wenn in diesem Abschnitt gesagt wurde, daß verschiedene Bauperioden festzustellen sind (die angebauten Mauern weisen darauf hin), dann kann es sich nur um geringe Zeiten handeln, höchstens (darf angenommen werden) liegen wenige Jahre zwischen den einzelnen Perioden. Zeitlich kann der Verfasser sich nicht festlegen.

Zusammenfassend ist hier zu sagen, daß die Anlage auf Grund verschiedener Bauperioden baugeschichtlich sehr interessant ist.

Ausgrabungen und Funde

Die Ausgrabungen wurden in der Zeit vom 8. bis 18. Juli 1963 mit Soldaten der 4. Kp PzBtl 304/Münsingen im Rahmen eines Biwaks durchgeführt. Die Leitung der Ausgrabung oblag Oberleutnant Bodin, Gammertingen. Die vorbereitenden Arbeiten (Vermessungen, Verlegung des T.P. Steines, Bereitstellung von Geldmitteln für die Restaurierung) führte Herr Forstmeister Gröning, Gammertingen, durch.

Die Grabungen wurden unter fachlicher Leitung des Landesamtes für Denkmalspflege durchgeführt. Die Grabungen begannen an dem höchsten Punkt (T.P. oberhalb des Schachfigurenraumes und an der N-Seite des Mauerdreiecks.

1.) **Mauerdreieck.** Zuerst mußten Sträucher entfernt werden: Die darunter liegende bis zu 4 m hohe Schuttschicht, bestehend aus Brennsteinen und Mörtel, bot wenig Interessantes. Hier und da wurde ein Wildschweinknochen und einige Tonscherben (Keramik), die der unteren Schicht, gefunden. Die unter der Schuttschicht liegende Kulturschicht war reich an Funden. Insbesondere wurden Funde in Südteil der Mauerspitze gemacht.

Die Kulturschicht barg in der Hauptsache Wildschweinknochen und Keramik (Tonscherben). Der stark sandhaltige, gebrannte Ton weist viele weiße, stecknadel-spitzengroße Punkte auf (Quarzgehalt des Sand-Ton-Gemisches).

Auf Grund dieser „weißen Punkte“ und des weichen Brandes lassen sich die Scherben ziemlich genau datieren (11. bis 12. Jh.). Es wurden Seiten-, Boden- und Randstücke gefunden, die sich z. T. zu Gefäßteilen zusammensetzen lassen. Die Scherben zeigen gleichmäßig laufende Wellenlinien bis zu einer Höhe von 15 cm. Auf einem Scherben ist deutlich ein Finger in dem Ton abgedrückt.

Weiter wurden z. T. gerade, z. T. gebogene Eisennägel von 8–10 cm Länge gefunden. Die Nägel waren, wie ein ebenfalls gefundenes Messer, stark oxydiert. Die gesamte Klinge, einschließlich des Dornes, der einst wahrscheinlich im hölzernen Griff steckte, ist erhalten.

Reiter scheinen einst auf der Burg gewesen zu sein, dies beweist ein ausgegrabener Sporn. Die Vernietung vorn, wo einst die Riemen zum Festschnallen waren, können mit den heutigen Werkzeugen nicht sauberer hergestellt werden. Der eigentliche Sporn, die Spitze, ist kaum zu erkennen, da er stark oxydiert ist. Damals hatte der Sporn den wirklichen Sporn, kein Spornrad; dies ist erst eine spätere Erfindung.

Selten hat man das Glück, in einer Burganlage neben genau zu bestimmender Keramik auch noch eine Münze zu finden. Eine kleine Silbermünze, ein Schwäbisch-Heller, Handhaller, wohl der schönste Fund in dem „Raum“, konnte gemacht werden. Die Münze, um 12. Jh. in Schwäbisch Hall geprägt, ist aus Feinsilber und zeigt auf der einen Seite ein Kreuz und auf der Rückseite eine offene Hand. Diese Art war seinerzeit ein gängiges, im ganzen süddeutschen „Bereich“ bekanntes Zahlungsmittel. Der einstige Besitzer scheint aber in Geldnot gewesen zu sein. Um zusätzlich Silber zu gewinnen, hat er die Münze rundherum beschnitten.

Außerdem kamen noch kleine Bronze- und Eisenteile zutage, deren Verwendung nicht mehr zu erkennen ist, da sie zum Teil zerbrochen oder stark oxydiert sind. Gut erkennbar sind nur noch eine Bronze-Nadel und ein Stück Bronzedraht. Nahezu alle Metallfunde wurden in der Nähe einer ehemaligen Feuerstelle (Feuergrube) gemacht, in der auch verkohlte Holzstückchen gefunden wurden. Die Feuerstelle war keine eigene Brandschicht, sondern lag in der Kulturschicht. Der Lehmboden unterhalb der Brandgrube war stark verbrannt (Ziegellehm), ein Zeichen dafür, daß die Feuerstelle längere Zeit benützt worden ist. Unterhalb der zwischen 20 und 35 cm hohen Kulturschicht befindet sich eine unregelmäßig starke, oben jedoch glatte Lehmschicht (Lehmstrich). Darunter war die gewachsene Erdschicht, z. T. bereits gewachsener Fels.

2.) **„Schachfigurenraum.“** Dieser Raum ist nach Nord, Ost und Süd durch Mauern begrenzt (4 mal 2 m), in die Südmauer zeigte eine bisher unbekannte Rundung nach innen, die sich von unten nach oben leicht verjüngt (Halbkreis). Auf der anderen Seite der Mauer verläuft die Rundung nicht weiter. Den Sinn dieser Rundung können erst spätere Grabungen ergeben. (Eine Treppe scheidet aus, da diese erst später als Wendeltreppen gebaut wurden. Ein Turm ist ebenfalls ausgeschlossen, Halbmesser zu klein, außerdem wurden Türme in 12. Jh. eckig gebaut.)

Auch dieser Raum war 3,5 m hoch mit Schutt bedeckt. Hier läßt sich jedoch klar beweisen, daß dieser Teil zweistöckig war. Unter der 1. Schuttschicht befand sich eine ca. 10 cm hohe unregelmäßig verlaufende Kulturschicht, die herunter gestürzt sein muß. Darunter wieder Schutt und erst nach ca. 3 m wieder eine Brand- und Kulturschicht. Wie bereits in der Mauerspitze wurden auch hier sehr viele Wildschweinknochen (Kiefer, Schulterblätter und Röhrenknochen) und Keramikscherben freigelegt. In der 1. Kulturschicht, die etwa 1 m über dem gewachsenen Boden war, wurden 5 Schachfiguren ausgegraben (3 Bauern, 1 Springer, ein Turm).

Die Figuren sind aus Knochen geschnitzt und zeigen bis auf die Bauern ein senkrecht verlaufendes Band aus eingekerbten Rillen. Größe der Figuren: Bauern 3 cm, Turm und Springer je 5 cm. Die Figuren sind einstmals in der Burg geschnitzt worden. Neben ihnen wurden gesägte Knochenstücke in der Größe des Springers gefunden. Wahrscheinlich handelt es sich bei diesen Knochen um das Rohmaterial. Dieser Fund dürfte der interessanteste dieser Grabung sein. Schachfiguren aus dieser Zeit sind im süddeutschen Gebiet bisher nur in einem Exemplar bekannt. (Sogenannter „Tübinger“ Springer aus dem 11. Jh., der 1932 in Tübingen gefunden wurde. Hierbei handelt es sich um eine aus Walroßzahn geschnitzte Figur.) Die Gammertinger Figuren erin-

nen stark an die Darstellung arabischer Schachfiguren aus dem 10.—11. Jh.

Die 2. Kulturschicht, die ohne klare Begrenzung in eine Brandschicht überging, barg in der Hauptsache Keramiken der bereits beschriebenen Art.

Sämtliche Funde wurden zur weiteren Auswertung und zur Restaurierung dem Landesamt für Denkmalspflege bzw. Museum, Landesmuseum Stuttgart übergeben.

Restaurierung der freigelegten Mauerteile

Parallel zu den Ausgrabungen wurden die Restaurierungsarbeiten an den freigelegten Mauerteilen als Sicherung durchgeführt. Das lose Mauerwerk wurde entfernt und wieder auf die Höhe des höchsten Teiles dieses Ruinentales aufgemauert. Die Ostmauer der Kernanlage wurde dabei von Süd nach Ost abfallend terrassiert.

Unsere Zollerheimat ein reizvolles Pirschgebiet

Jagd und Wild im Kreis Hechingen

Von Josef Schneider

Wem ist die Gestalt des heiligen Jägersmannes St. Hubertus nicht bekannt! Wie oft hat die Legende von ihm und jenem Hirsch mit dem strahlenden Kreuz zwischen dem Geweih erzählt oder ist von den Künstlern dargestellt worden. Immer wieder entzündet sie mit ihrer frommen Sinnbildlichkeit die Herzen, wie der Name Hubertus überhaupt mit dem verbunden ist, was der gute Jäger und Waidmann als Gefolgsmann des Heiligen schlechthin unter edler Ausübung des Waidwerks versteht. Das Gedenken um den heiligen Jägersmann, den übrigens auch die Pfarrkirche Grosselfingen zum Patron hat, weist damit auch in die Bereiche der Besinnung um die Ausübung des Waidwerks in unserer Heimat. Das Jagdwesen, das bei uns im Kreis Hechingen mit seinen herrlichen Pirschrevieren sehr ausgeprägt ist, hat in Kunst, Dichtung und Gesang durch die Jahrhunderte hindurch reiche Darstellung erfahren. Eine eigene Abhandlung könnte beispielsweise der Jagdmalerei vorbehalten bleiben, welche schon im 16. und 17. Jahrhundert den Jagdvorgang in großartigen Werken darstellte. Lukas Cranach der Ältere, Rubens, um nur die bedeutendsten zu nennen, schufen Werke, welche dazu bestimmt waren, ihre Zeit zu überdauern und der Gegenwart noch vom Jagdgeist früherer Zeiten zu künden.

Und das Lied des Jägers erst! Der Wald mit seinen vielen Stimmungsbildern, seiner Erlebnisatmosphäre, ist eine Stätte des Gesangs, aus dem das Glück des Jägers spricht, das Beobachten, das besinnliche Erleben des Natur- und Tierfreundes, das viele Tondichter angeregt hat. Schon dem kleinen Bub ist das Liedchen „Mit dem Pfeil dem Bogen, durch Gebirg' und Tal“ geläufig, und manches schöne Jägerlied rankt sich um Jagd- und Waidwerk. Ein reiches Kapitel heimatischer Jagdgeschichte spiegelt sich auch in der Abhandlung über den „Land und Leute verderbenden Streit um die freie Pirsch“, d. h. um den mehr als zweihundert Jahre dauernden Kleinkrieg zwischen den Zollergrafen und ihren Untertanen,

welchen vor wenigen Jahren in dieser Zeitschrift Pfarrer i. R. Riegger (Burladingen) nachgezeichnet hat. Oertliche Begebenheiten hält heute noch das Gemeindearchiv Owingen fest. Im neuen Kreisbuch hat auch Oberforstmeister Keihl (Hechingen) den Jagdwesen im Kreis Hechingen ein Kapitel gewidmet und das Wissen um die Entwicklung des Jagdrechts und Jagdwesens im Kreis wertvoll bereichert.

Das Reh am Waldesrand

Vor diesem eingangs dargestellten geschichtlichen Hintergrund erweckt das Jagdwesen unserer Gegenwart im Kreis Hechingen das Interesse all derer, die heimat- und naturverbunden sind. Mit dem Jagdwesen verbindet sich das Jahr, wie wir es mit dem Jäger und Waidmann erleben, der Rhythmus im Werden und Vergehen, das Erleben der stillen Landschaft und den Tieren des Waldes. Das äsende Reh am Waldesrand, die lieblichen Idylle einer Rehfamilie erfreuen nicht nur das Herz des Jägers sondern auch des Wanderers. Unser Heimatkreis mit seinen abwechslungsreichen Landschaftsgebieten, stimmungsvollen Waldmeeren und idyllischen Talgründen zwischen Schwäbischer Alb und Schwarzwaldrand besitzt ausgesprochen schöne Jagdreviere. Sie sind dank guter Hege, für die das Reh als Hauptwild unserer Heimat besonders dankbar ist, die Heimat guter Rehwildbestände. Fast wirkt es zu nüchtern, diese Bestände in Zahlen einzufangen, die uns das Kreisjagdamt Hechingen freundlicherweise zur Verfügung stellte. Sie beruhen auf den Bestandserhebungen der Jagdpächter unseres Kreises, welche im Sommer 1963 einen Bestand von 1 492 Rehböcken und 3 048 weiblichen Tieren einschließlich der Schmalrehe und Kitzen meldeten. Im Frühjahr 1963 wurde ein Bestand von 1 022 Böcken und 2 058 weiblichen Tieren gemeldet. Die Bestände waren vor allem auf der Alb, hervorgerufen durch den hohen Schnee, stark dezimiert worden, während im Unterland kaum nennenswerte Ausfälle zutage traten.



JAGDFREUDEN des Kamerajägers, wie sie sich auf unserem Bildstreifen ergaben, sind in dieser Form sehr selten, deshalb aber um so reizvoller. Noch ist sich dieser harmlos umhertummelnde Fuchs nicht bewußt, daß er nicht allein im „Gehege“ ist, sondern sich in der Nähe auch Rehe zur Äsung an den Waldrand gewagt haben. Schon hat das Reh (zweites Bild) Meister Reineke entdeckt und mit ihm wahrscheinlich auch der Rehbock, der sich hier als „Platzherr“ erweist und Meister Reineke ohne viel Aufhebens zeigt, wer Herr im Lande ist, ihm auch gleichzeitig eine Lehre fürs Leben mitgibt. Der Fuchs braucht alle Beine, um dem wütenden Bock zu entrinnen. Ein Waidmanns-Heil dem Kamerajäger, dem es gelungen ist, in freier Natur, einem Revier im Haigerlocher Bezirk, eine Foto-Jagdtausbeute zu erlegen, die Seltenheitswert besitzt.

Klischees: Schwarzwälder Bote, Oberndorf. Fotos (3): Weber.

In den Revieren unseres Kreises ist aber nicht nur das Reh zuhause, sondern auch Meister Reinecke, der Fuchs geht hier auf Beute. Andere Genossen des Haarraubwildes wie Dachs, Iltis, Marder und Wiesel sind ebenfalls hier beheimatet. Bei Meister Lampe, dem Feldhasen, besteht ernste Sorge um seinen Bestand. Mähbalken, Verkehr und andere Gefahren, über die bei den Hegeringversammlungen immer laut Klage geführt wird, sind stärker als die beste Hege. In der Luft kreisen prächtige Exemplare unserer heimatlichen Greifvögel wie Bussard, Habicht, Sperber, Turm- und Baumfalke, roter Milan. Dann und wann huscht eine Herde Rebhühner über den Weg, wenn uns eine Wanderung in die Stille der Felder führt. Unter vielen Mühen wurde der Fasan wieder eingesetzt. Auch der „Nachtvogel“, die Eule, nistet in den Türmen und läßt zu später Stunde ihren Ruf vernehmen. An fischreichen Gewässern und Weihern geht der Fischreier auf Jagd. Kurzum, vieles, was da „kreucht und fleucht“ in den heimatlichen Jagdrevieren ist der Hege und Pflege, der Aufmerksamkeit des Waidmannes anvertraut.

269 Jagdscheine im Kreis

So unglaublich es dem Laien erscheinen mag, ohne den Jäger und unsere spezielle deutsche Jagdgesetzgebung wäre unser Wildbestand längst ausgestorben. Freie Pirsch und Krankheiten hätten, wie dies auch in Nachbarländern der Fall ist, mit unserem heimatlichen Wild in den Wäldern gründlich aufgeräumt. Beispielhaft dafür sind die Zustände nach dem Revolutionsjahr 1848, das die ersehnte Freiheit brachte, auf eigenem Grund und Boden die Jagd ausüben zu können. Keine gute Zeiten kamen für das Wild, und der einstige Bestand an Hochwild wurde ausgerottet, wie überhaupt Rot- und Damwild längst aus der freien Wildbahn ausgeschieden sind. Dem Waidmann obliegt die große Aufgabe, innerhalb der Hege für das Gleichgewicht in der Natur zu sorgen, Raubzeug und Raubwild in angemessenen Grenzen zu halten und Krankheiten, deren Symptome der Jäger sofort erkennt, zu begegnen. Damit ist schon deutlich gesagt, daß ein guter Jäger nicht nur schießen darf, sondern Heger und Pfleger des Wildes sein muß. Idealist, müssen wir sagen, zu Opfern bereit! Nicht jeder ist dazu berufen,



Die Freude des Jägers, das Entzücken des Wanderers und Naturfreundes: das Reh am Waldesrand. Es ist das Hauptwild im Kreis Hechingen und, dank guter Pflege und Hege, in schönen Beständen vorhanden. Was könnte uns dieses ansprechende Bild des stattlichen Rehbocks anderes bedeuten als eine Besinnung auf die edle Ausübung des Waidwerks nach dem Vorbild des heiligen Jägers Hubertus, um den sich eine fromme Legende schlingt.

Jäger zu sein. Das setzt Liebe und Verbundenheit zur Natur, zur Kreatur voraus. Darüber hinaus ist ein gründliches Wissen von der Jagd, vom Wesen und von der Lebensart der Tiere in Verbindung mit jagdrechtlichem Wissen erforderlich. Diese Kenntnisse muß der Jägerkandidat nachweisen, will er den Jagdschein in der Prüfung vor einer Kommission, die vom Kreisjagdamt bestellt wird, erwerben. Im Kreise Hechingen besitzen 269 Personen den Jagdschein.

Im Kreisgebiet

56 gemeinschaftliche Jagdbezirke

Bundesgesetz als Rahmengesetz und die Landesgesetzgebung regeln die Jagdrechte. In der Gesetzgebung sind geregelt unter anderem Jagdrecht, Jagdbesitz, Jagdschutz und -beschränkungen, Wildschaden, Verkehr mit Wild und Strafvorschriften. Geregelt sind auch die Jagdbezirke. Im Büro des Kreisjagdammtes sieht sich der Besucher einer Karte gegenüber, die Aufschluß über die Jagdbezirke im Kreisgebiet gibt. Danach gibt es bei uns 56 gemeinschaftliche Jagdbezirke (einschließlich der unterverpachteten) mit einer Fläche von 23 318 ha Feld und 12 961 ha Wald. Zu den gemeinschaftlichen Jagdbezirken kommen die Eigenjagdbezirke mit einer Gesamtfläche von 2 901 ha Feld und 2 530 ha Wald. Im Kreis haben wir 13 Eigenjagdbezirke und außerdem 2 Staatsreviere. Im übrigen regelt das Kreisjagdamt alle jagdlichen Vorgänge als untere Jagdbehörde, der je ein Vertreter der Jäger, der Gemeinden, sowie der Land- und Forstwirtschaft angehören. Vorsitzender ist der Landrat, dem ein Sachbearbeiter zur Verfügung steht.

Neben anderen Funktionen, darunter der Ueberwachung der Grundsätze der Waidgerechtigkeit, gehört auch die Abschlußplanung in die Bereiche der Behörde. Der Abschlußplanung liegt die Wildstrecke zugrunde. Auch sie ist in Zahlen festgehalten und vermittelt einen Ueberblick. Ihr zufolge sind beispielsweise im Jagdjahr 1962 511 Böcke, 861 weibliche Stücke, 663 Hasen erlegt worden, 389 mal mußte der Fuchs den Balg lassen, ferner 54 Dachse, 286 Rebhühner, 349 Wildtauben und 23 Schwarzkittel. Das Wildschwein, welches kurz nach dem 2. Weltkrieg für die Landwirtschaft zu einem sehr lästigen Wild wurde und vor allem in Heiligenzimmern zu drakonischen Gegenmaßnahmen zwang, ist kein Standwild und daher im Kreis nur noch gering vertreten. Abschluß- und Schonzeiten liegen übrigens fest, wie in den Satz- und Brutzeiten überhaupt nicht gejagt werden darf, auch nicht solche Wildarten, die keine Schonzeit genießen.



Besorgt um seinen Bestand ist Meister Lampe, der Feldhase. Durch Mähbalken, Verkehrsmittel, Giftspritzmittel nimmt sein Rückgang bedrohliche Formen an.

Jägerromantik und Jägerlatein

Von den Jägern sagt man, daß es kaum Standesunterschiede gebe. Es scheint etwas dran zu sein. Wenn wir Gelegenheit haben, nach gemeinsamer Treibjagd oder bei einer Hegeringversammlung unter den Waidmännern weilen zu können, schwebt etwas von dieser Gemeinsamkeit über dem Raum. Da feiern dann Jägerromantik und Jägerlatein fröhliche Urständ, und nie wird man als Laie ganz in diese Bezirke des Waidmannes eindringen können, wiewohl es einem Naturfreund einen Genuß schenken kann, sich mit einem Jäger zu unterhalten, ihn auf den Pirschgang zu begleiten oder, was sonst sehr selten geschieht, ihm im Winter bei der Wildfütterung behilflich zu sein.

Unsere Hubertusjünger sind in der Kreisjägersvereinigung zusammengeschlossen, die wiederum unterteilt ist in die Hegeringe Alb, Hechingen, Kirchspiel, Haigerloch und Unterer Bezirk. Ihre Zielsetzung ist auch dem Laien einleuchtend. Es wird wohl in erster Linie immer die Wahrung der gemeinsamen Interesse sein, aber auch die Pflege des alten Jagdbrauchums, die alte Tradition, wie sie an den Fürstenhöfen entwickelt, überliefert, und nun von der Jägerschaft übernommen wurde. Zwei ausgebildete Jagdhornbläsergruppen pflegen das traditionelle Hornblasen bei Veranstaltungen und Treibjagden oder ehren verstorbene Kollegen am Grab mit dem letzten Halali — Jagd vorbei!

Unsere Waidmänner, die nicht zuletzt auch die Erhaltung und Förderung der Waidgerechtigkeit erstreben, die in Ziel und Auffassung mit ihrem großen Patron einig sind, brauchen nicht nur den Kontakt unter sich, sondern letztlich auch mit der Bevölkerung. Verständnis und Mithilfe können Beiträge darstellen, das heimatische Wild, das einfach in unsere Landschaft gehört, zu erhalten. Diese Mithilfe könnte sich darin ausdrücken, daß wir die Hunde nicht durch Feld und Wald streunen lassen, vor allem nicht im Winter bei Harschschnee; Hecken und Raine nicht abbrennen und Vorsicht walten lassen bei der Mäharbeit im Sommer. Diese Mitarbeit könnte sich ferner bei Aushandlung vernünftiger Pachtpreise auswirken, denn es dürfte vielleicht wenig bekannt sein, daß die Jagdausübung ein teurer Sport ist und der Jagdpächter auch große Auslagen hat, von den vielen Mühen bei der Wildfütterung im hohen Schnee im Winter ganz zu schweigen.

An der Erhaltung des heimatischen Wildes hat nicht nur der Jäger Anteil. „Die Menschen unserer Zeit“, so beschließt Oberforstmeister Keihl das Jagdkapitel im Kreisbuch mit Recht, „erkennen, daß Wald und Wild zusammengehören als ideelle Werte, für die es keinen Maßstab gibt. Sie fühlen es aber, wie sehr die Natur alle Mühen lohnt, zu erhalten und zu pflegen, was an lebendigen Gütern in ihr verborgen ist.“



Meister Reinecke nimmt im heimischen Wild einen wesentlichen Anteil ein.

Klischees: „Schwarzwälder Bote“, Oberndorf.

Haigerloch

von Hermann Anton Bantle †

Mit Erlaubnis der Schwester des Künstlers, Frau Johanna Bubser-Bantle, entnehme ich den folgenden Beitrag dem Nachlaß-Manuskript: „Pater Desiderius Lenz“.

Martha Schneider-Schwartzel.

Ergreifend schön singt König David den 130. Psalm: „An den Flüssen Babylons, dort saßen wir und weinten.“

Wie das Menschenschicksal ist das der Flüsse. Die Flüsse sind der Erde Tränen, die Wasser das Ebenbild unserer Seele — unruhig Wesen beide.

Erdverbunden ist der Mensch mit den Gewässern.

Ein Bächlein poltert aus einer simplen Felsspalte vor, und wohin es seinen Lauf nimmt, trägt es lautes Rumoren mit sich und bleibt doch nur ein inhaltloser Lärmhändler.

Leise wie Oel fließt ein anderer Quell aus unscheinbarer, kristallklarer Kieselsteinmulde davon und führt, soweit er sich auch bewegen mag, ein ruhiges, beschauliches Philosophendasein. Er murmelt nur feinhörigen Ohren seine Mollmelodie. Er liebt versonnene Wiesentäler und an ihn gebettete Dörfchen. Kühle Waldesschatten sind seine Wonne. Dem sentimental aufrührerischen Frühling bringen seine Ufer die ersten Primeln und Dotterblumen entgegen, und Kinder spielen, so harmlos wie er, in seiner Nähe. Und wieder ein Bächlein schlägt Wasserball auf Wasserball in wechselvollem Perlenschäum aus der Erde, ist unberechenbar und launenhaft von Anbeginn. Heute ist es zahn wie ein Lämmchen und vielleicht morgen schon ein tobender Geselle, der Bäume entwurzelt, vor dem man sich in acht nehmen muß, und wieder liebt man es, denn es steckt voller Lebendigkeit, will immer neu gestalten, bilden und modeln. Nie läßt er seinem Ufer Ruhe. Immer überschlägt es sich, bis es ab und zu an elementaren Hemmungen sich staut. Es ist voll sprudelnder Melodie, doch diese ist wie es selbst, schöpferisch und veränderlich, weil ihm jeder Regentag, jede Schneeschmelze, jeder Gewittersturm zusetzt und seine Kräfte zu Tollkühnheiten aufrührt. Stets ist es in Hetze. Rasch treibt es fort, in Eile über Mühlenräder hüpfend, die sich ihm in den Weg gestellt, neue Erlebnisse, andere Umgebung suchend. Es will überall dabei sein, will etwas bedeuten, will beachtet werden.

Zwischen Württembergs höchst gelegener Industriestadt Ebingen (750—800 m Meereshöhe) und der verfallenen Ruine der Schalksburg vor Burgfelden entspringt so ein wildes Wasser: die Eyach.

Kaum einige hundert Meter östlich der Quelle beginnt die sanfte Schmie (Schmichach) ihren Lauf, zur südlichen Donau, der europäischen Wasserscheide, die sich zwischen beiden aufrichtet. So muß die Eyach nordwestlich zum Neckar und Rhein sich wenden. Und da ihr Lauf nur etliche fünfzig Kilometer Länge, ihr Gefäll aber etwa 500 Meter beträgt, sucht sie ihr kurz bemessenes Eigendasein dahin zu entscheiden, daß sie sich eine besonders schöne, herrliche Landschaft erwählte und seit den ältesten Zeiten Menschen zum Ansiedeln in ihre Nähe lockte.

Flüsse formen nicht nur Landschaften nach ihrem Charakter um, sondern auch Menschen, die an ihren Ufern wohnen, in ihren Talritzen und auf angrenzenden Höhen sich niederlassen.

Könnte die Eyach erzählen, was in ihrer Sehweite schon alles war und vergangen ist, würden wir vielerlei hören, was trotz des Eifers der Chronisten nie in ein Buch kam, in niedergeschriebenen Berichten verbrannt, vernichtet oder verschollen bleibt und aus dem reichen Sagenschatz mündlicher Ueberlieferung nach und nach im Volksmund für immer verstummt ist.

Lyrisch, wie es sich für eine Dame ziemt, fließt die Eyach von Pfeffingen herab am lieblich gelagerten alten Kloster und Dörfchen Margrethausen und an Lautlingen vorbei ins groß und weit sich entfaltende Balingen Gebiet, eine der schönsten deutschen Landschaften hinein.

Bis um 1420 war diese Umgebung Eigentum der Schalksburg. Kein Wunder, daß sie aus den üppig gewachsenen Laubwäldern sehr neugierig und höhnend auf die hastende Eyach wie auf das altzollerische Balingen herunter und zu der wieder burggekrönten Pyramide des Hohenzollers hinüberschaut, war sie doch einst Stammburg der Zoller-Grafen, eines großen Geschlechtes, Ausgangsstation christlicher Kultur für das ganze Eyachtal, samt den ringsum anliegenden Gebieten.

Schon vor 1000 Jahren riefen Grafen der Schalksburg Mönche von der paradisischen Insel Reichenau auf diese 900 m über dem Meer gelegenen luftigen Höhen Burgfeldens und ließen dort wohl das älteste Gotteshaus der Eyachlandschaft bauen und es dem Erzengel Michael weihen.

Die Ebinger-, Balinger- und Hechinger-Alb mit dem überaus malerischen Gepräge ihrer Formen und Naturstim-mungen ihrer interessanten Gegensätzen von engen Tal-mulden und weiten Hochebenen, ihrer erlesenen Flora und weitgedehnten Fernsichten überraschten immer wieder

Die Eyachtalfurche läßt rechts den Böllat und die sagen-umwobene Schalksburg, links den scharfgeschnittenen Lochen-stein, den Schafberg und den ferner gelegenen Plettenberg hinter sich, kommt durch das ehemals mächtig befestigte Balingen, Spärliche Reste, besonders die schöne gotische Kirche, zeugen noch vom Mittelalter und lassen vermuten, wie reizend dieses Eyachstädtchen einst gewesen sein mag. Einige Kilometer später grüßt der Bach eine noch aus der romanischen Zeit erhaltene Gottesackerkirche und bald auch das friedliche Dorf Owingen. In dieser hemmungslosen Tal-weite läßt sich die Eyach etwas Zeit, grüßt nochmals die rückliegenden herrlichen Balinger Berge und kommt ahnungs-los zur Saline Stetten am Bergwerk vorbei. Sieht man hier die Eyach in ihrer Gelassenheit und Zucht, möchte man nicht glauben, daß sie schon sehr schicksalsderb mit den Menschen umging. Bei einem einzigen tobsüchtigen Hoch-wasser forderte sie über fünfzig Menschenopfer, und viele Häuser schwemmte sie vom Grund aus fort. Seitdem hat sie bei den Menschen keinen guten Leumund mehr.

Schon bei Stetten melden sich Höhenzüge, und neben der Saline rücken die Muschelkalkfelsen immer näher ihrem Ufer zu. Bisher traten ihr die Berge in respektvoller Entfernung zur Seite, sie konnte ungehindert in die Landschaft hinein-schauen. Nun aber soll die Verwöhnte durch Berge einge-engt werden? Neugierig blickt sie an den zudringlichen Berg-hängen hinauf. Dabei wird ihr Temperament etwas gemäch-licher. Oder ist's verhaltener Groll, die Ruhe vor dem Sturm? Da steht sie am Berg. Sie kann nicht weiter. In einer schar-fer Wendung sucht sie dem Felsen beizukommen — sie muß doch fort — muß mit dem Neckar sich vereinen! Wer darf ihr den Lauf verwehren? Ihr, der Stolzen, die aus einer wunderbaren Landschaft ehrwürdigen Kulturstätten, ältesten Siedlungen berühmter Geschlechter entstammt? Wer gibt dem Felsen das Recht, ihr den Weg zu versperren? Wut überfällt sie. Sie schäumt, sie zischt, sie regt sich auf, sie kämpft. Blindlings gerät sie immer tiefer in den Schlund, in den Kessel hinein. Dort hat sie sich, vom Felsen eingeschnürt, verbissen. Tosend sucht sie einen Durchbruch, höhlt Fels-löcher aus, verschwindet oft zur Hälfte, in schmaler Bahn sich noch behauptend, grollend und zischend, in neuen Stru-deln brüstend und doch permanent den sichelförmigen Berggrat umkreisend, Jahrhundert um Jahrhundert, wer weiß, wie lange schon?

In diesem malerischen Kessel, wo die Elemente um ihre Existenz so intensiv gegeneinander kämpfen, liegt unmittel-bar vor dem Schwarzwald und unterhalb der Zoller Alb das uroriginelle mit hohem künstlerischen Schwung der eigen-artigen Landschaft eingefühlte und angeschmiegte Städtchen Haigerloch in Hohenzollern, die Perle der Eyach die schöne Heimat von Pater Desiderius Lenz.

Schon in der Gotik setzte das längst ausgestorbene Haiger-locher Grafengeschlecht auf eine kühn in die Landschaft springende Felsnase ihre später nach einem Brande reich in Rokoko ausgestattete Schloßkirche, die mit dem bergaufwärts angebahnten Renaissance-schloß ein eindringliches Kulturbild darstellt. Der diesem steilen Schloßfelsen in erweiterter Kurve wie ein Schutzwall dem jähen Taleinfall entsteigende Gegenberg trägt eine Rokokokapelle. Sie wurde auf Veran-lassung des letzten Haigerlocher Fürsten Joseph Friedrich 1748 der heiligen Mutter Anna geweiht und durch ein voll-

endet schönes Kaplaneihaus und seiner stilgerechten Hofan-lage mit dem benachbarten Römerturm und dem dahinter verteilten Judenviertel zu einem markanten Scheitelbild zusammengefügt. Unten im engen Eyachtal, wo die hart-zackigen Felsen sich ein wenig zurücklehnen, bauten die Vorfahren ihre teils noch gotischen Fachwerkhäuser. Als sie sich vermehrten, klebten sie an jede freie Felsplatte höher die Berghänge hinauf ihre Wohnungen wie Schwalben-nester, bis sie oben am Römerturm und der schönen St. Anna Kapellenanlage den höchsten Punkt erreichten. Hinter diesem viereckigen Quadersteinturm, der von der entgegen-gesetzten Talwindung streng vom Eyachbach eingeschlossen wird, liegt das Judenviertel mit der bescheidenen, schmuck-losen Synagoge. Wohl in Erinnerung früherer Abgetrentheit wird dieser Teil immer noch „Hag“ genannt.

So bildete sich durch diese gar seltsamen Naturformen, die mit auserlesenen Kunstschöpfungen und den zwei altreli-giösen Kultgemeinden ein eigenartiges Gemisch ergeben, das in jeder Hinsicht uroriginelle Kleinstädtchen Haigerloch, das jeden Fremden märchenhaft überrascht und durch Peter Lenz zu Weltruf kam. Als der 1850 zu Stuttgart verstorbene Dichter Gustav Schwab Haigerloch sah, glaubte er, Dantes Motive aus der Unterwelt vor sich zu haben und zuletzt sagte er dann: „Immer klarer wurde mir: Diese Stadt lebt. Sie hat einst auf der Ebene gestanden. Irgend ein Ereignis hat sie zur Verzeiflung getrieben und in der Todesangst ist sie in die Tiefe gesprungen.“

In einer Juninacht kam ich zum erstenmal in diesen Eyachkessel. Als ich auf Haigerlochs Marktplatz dem Post-wagen entstieg, fühlte ich mich in eine tiefe Versenkung gefahren. Auf einem Postament neben mir hob sich eine Heiligenfigur, in unmittelbarer Nähe rauschten die Wild-wasser der Eyach. Weicher Mondschein fiel auf spitze Giebel der Häuser ringsum, stiegen einer hoch oben gebauten Kirche zu einem noch höher angelegten Baukomplex empor und verlor sich in unregelmäßigen Fels- und Baumgruppen. Als ich mich wendete, leuchteten zwischen Bäumen und mächtigen Felsgebilden einzelne Lichter herab. Sofort dachte ich an Luxemburg und an seine ähnlich eingesunkene Unter-stadt Pfaffental, aber dort ist die Anlage weit zügiger, nicht intim geschlossen wie hier. Ziemlich unmittelbar bevor ich nach Haigerloch kam, hatte ich einen sich allen Sinnen ein-schmeichelnden Mondscheinabend in Venedig erlebt. In leise Silberwellen hielt die Adria ihre in den Kanal Grande hin-einträumenden Paläste eingebettet. Wie jene Meeresbraut, der Lagunen Einzige, ihr Vollgeheimnis erst im Mondlicht offenbart, so enthüllt auch Haigerloch seinen Liebreiz am eindringlichsten im Mondschein. Die Nacht schaltet störende Detailwirkungen aus, bindet Fluß, Felswände, Schloßkirche und Schloßarchitektur zu wohlklingender Einheit harmonisch zusammen und läßt die Phantasie reichlich spielen. Es ist und bleibt erstaunlich, wie meisterhaft hier Vorfahren voll reicher Empfindung, hohe Kunst mit einer so eigenherrlichen Natur zu verbinden verstanden und einen wohlthuenden End-eindruck schufen, als sei die so glücklich gewordene Ver-schmelzung ein vom Himmel gefallenes Märchen.

Durch ihre Grafen- und Fürstengeschlechter wurde den Haigerlocher Siedlern allmählich die Fähigkeit künstlerischer Einfühlung ins Blut gelegt. Sie erlernten das gemeinsame Dienen an einer Idee, an Religion und Kunst und verstanden, in die landschaftliche Variation ihr originelles Städtchen ein-zubauen, Plastik und Architektur der Landschaft hebend.

In dieser großartigen Umwelt konnte wohl ein Genius sich an der eines am 12. März 1832 geborenen Knaben nieder-lassen, der auf den Namen Peter Lenz katholisch getauft wurde.

Da flogen 13 Mann über den Kopf des Fahrers in den Sumpf

Wenn wir Älteren heutzutage im Fernsehen oder gar an Ort und Stelle die Bobfahrmeisterschaften mit ansehen und dabei die kunstvoll berechneten und ausgebauten Bob-Bahnen mit neidvollen Blicken bewundern, denken wir unwill-kürlich zurück an die Jahre vor dem ersten Weltkrieg, wo man an den langen Herbst- und Winterabenden nicht wußte, wie man seine Jugendkraft zu zügeln hatte. Man versam-melte sich abends weniger in einer Wirtschaft als in der Bude eines Jahrgängers, der in seiner Werkstatt abends noch arbeitete und in seiner warmen Stube noch einige Licht-gänger erwartete. Dabei gab es allerhand Neuigkeiten zu hören, Pfeifen wurden geraucht, kurz oder lang, wobei man Holz- und Porzellanpfeifen, Schwänenhäse und andere un-terschied, man trank auch ein kleines Faß Bier, das damals wenige Mark kostete, leer, und hielt sogar Vorträge.

Man befaßte sich aber auch mit sportlichen Dingen, und vor allem kamen wir jungen Leute auf die Idee, einen Bob-schlitten zu bauen, der allen Errungenschaften der damaligen Zeit weit voraus war. Er mußte lenkbar sein, in der Mitte ein Gelenk haben, daß er sich dem Gelände, das ja meist buckelig war, anpaßte, weil er 4,50 Meter lang war und 17 Mann mußten hintereinandersitzen und die Kniegelenke mußten auf einer beiderseits montierten Stange liegen, da-mit die Füße vom Boden waren und kein Unglück passieren konnte. Der hintere Schlitten war 1,50 Meter lang mit 60 cm Spurweite, der vordere, lenkbare Teil war nur 60 cm lang und hatte nach oben ein Lenkrad. Man konnte mit die-sem Schlitten fahren, wie mit einem Auto. Als Bremsen dienten am hinteren Teil rechts und links zwei kräftige eiserne Kretzer und hinten ein ebenso kräftiger eiserner

Rechen, die aber nicht vom Fahrer aus bedient werden konnten, so daß dieser auf die Aufmerksamkeit seiner Passagiere angewiesen war. Dieser Bob erreichte auf freier Bahn, also über Hänge und Wiesen, bei gutem Schnee eine Geschwindigkeit von gut 100 Stundenkilometern, und wehe dem, der da ohne Schneebremse auf Steuer saß. Bei der eisigen Kälte im Januar 1914 führen wir vielleicht zehnmal von der „Wacht“ in Richtung Schlatt (etwa 800 m) bis zum Schlatter Kreuz. Dabei ging es durch viele Schneeverwehungen, und so schlug einem der eisige Pulverwind ins Gesicht, daß man kaum noch sehen konnte. Man wußte, daß da nur ein großer Kirschbaum in der Richtung stand und dieser mußte umfahren werden. In wenigen Sekunden war man unten und dann begann der Wiederaufstieg mit dem schweren Schlitten.

Die erste Fahrt mit dem an diesem Abend fertiggewordenen Bob fand etwa November 1913 statt, und zwar am Waldrand unter der Ruine Affenschmalz bis zum oberen Rand des Wäldchens in der „Delle“. Fieberhaft hatten die Mechaniker, Wagnermeister, Schmiede usw. gearbeitet. Der Schlitten mußte noch mit vereinten Kräften durch das Dorf und dort über die Felder hochgezogen werden. Es war kein Schnee, aber ein starker Reif. Die Wiesen waren weiß, der Himmel tiefblau, die Sterne funkelten wie Edelsteine.

Bei der folgenden Abfahrt gab es keine lange Bedenkzeit. Entschlüsse mußten in Gedankenschnelle gefaßt werden. Der Bob war bereits oben am Waldrand gedreht, die Bremsen festgehakt, und auf einmal saß ich am Steuerrad: Also gerade aus, denke ich, etwas nach links und dann nach rechts an den Feldweg einmünden, diesem entlang und dann im Weg, der ja ein wenig lehmig sein kann, dem Dorf zu...! Scheinwerfer? Fehlanzeige! Bremsen auf! Und schon geht das mit einer unglaublichen Geschwindigkeit bergab. Hundert gefrorene Maulwurfshaufen, ein Gerassel und Gerumpel... unmöglich, daß ich noch nach links und dann erst nach rechts kann. Und mit dieser Geschwindigkeit quer über den Weg zu fahren, der auf der anderen Seite eine kleine Böschung hatte — unvorstellbar, was dann passiert. Ans Bremsen denkt offenbar keiner mehr. Inzwischen habe ich das Steuer nach rechts gerissen, Killer zu... gen Osten! Da könnte ich wieder bergauf fahren, dann käme das Ding ganz von selbst wieder zum Stehen. Links ist das Wäldchen, auch Tannen- und Laubholz, aber ein steiler Abhang. Ich halte weiter rechts, wieder bergauf, komme aber eben wieder einen Sekundenbruchteil zu spät und da kommt noch eine kleine Böschung und ein kleiner Wasserlauf, der eine gewissermaßen weiche Landung gestattet. Mehr als einen halben Meter tief steckt der vordere Schlitten im Sumpf und was mir über den Kopf hinausfliegt, 13 Mann hoch, ist die erste Junginger Bobmannschaft, die sich aber später oft und oft bewährte.

Den ganzen Winter 1913/14, bis spät in die Nacht hinein, ist der Junginger lenkbare Gelenkschlitten, der gut 17 Personen faßt, im Betrieb. Groß und klein hat seinen Spaß und sein Vergnügen. Man wagt sich an steile Hänge wie „Schebdach“ und von der „Wacht“ nach Schlatt zu. Aber auch im Dorf selber, auf der alten Straße vom Pfarrdorf bis zum Zivi, hat man da eine wunderbare Bahn gehabt. Autos störten noch nicht. Bei der Abfahrt vom „Schebdach“ hatten wir einmal Pech. Der Fahrer Hillare-Johann bekam auf dem Glatteis die Linkskurve nicht, um am Bahndamm entlang zu fahren. Diesmal saß ich hinten und wir „landeten“ im Eisenbahngraben. Das Verhalten bei der Entladung war zwangsmäßig so, daß die ganze Besatzung, wie damals, nach vorn strebte und über den Rücken und Kopf des Fahrers wie Streichholzschachteln hinaus und auf das Geleise flog. Diesmal war kein weicher Grund, sondern ein Bahngleis, aber es ging auch diesmal alles gut ab. Wenn man bedenkt, daß der voll beladene Bob mit 17 Mann hintereinander etwa 25 Ztr. wog, so kann man sich seine Durchschlagskraft bei einer solchen Geschwindigkeit vorstellen.

Der Holz- oder Hörnerschlitten war um die Jahrhundertwende immer noch im Gebrauch. Die Kufen, die gewöhnlich aus einem Stück krumm gewachsenen Holzes gefertigt waren, das mit der Handsäge der Länge nach auseinandergesägt wurde, so daß zwei gleichgeformte Stücke entstanden, waren an der Vorderseite soweit gebogen, daß man sich dazwischen stellen konnte und ein größeres Quantum Brennholz an den Weg oder auch nach dem Dorf transportieren konnte, besonders wenn der Weg abwärts führte. Wurde dieser Schlitten zum Rodeln bzw. Schlittenfahren verwendet, so legte der Fahrer Schlittschuhe an und konnte so mehrere Personen auf einer geeigneten Bahn abwärts lenken. Kretzen konnte man mit einer geeigneten Stange, oder aber: der Lenker stemmte sich mit aller Kraft dagegen und bremste mit den Schlittschuhen,

Der kleine sog. Fiedlesschlitten war höchstens 20 cm hoch, zwei der Seitenbretter waren die Kufen, und man konnte sich gerade noch hineinsetzen. Dabei dienten die Füße, noch besser die Absätze, die ja meistens mit Eisen beschlagen waren, zum „Weisen“ oder „Leiten“. Man wagte damit sehr kühne Abfahrten, z. B. in des „Piusen Garten“, der oben eine sehr steile Abfahrt hatte und anschließend eine etwa anderthalb Meter hohe Schanze, über die man ein Stück weit hinausflog, um unten wieder weiter zu fahren. Hier war es auch besonders interessant mit Schlittschuhen. Die Technik war ähnlich, nur mußte man an wärmeren Nachmittagen auf der Hut sein, wenn man beim Sprung über die Schanze in dem zuletzt aufgeweichten Boden landete, die Schlittschuhe einbrachen, und die Geschwindigkeit ganz plötzlich gedrosselt wurde. Dann konnte nur noch mit den Schlittschuhen an den Füßen gesprungen werden, wobei man sehr lange Schritte nehmen mußte, um die Balance zwischen oben und unten wieder herzustellen, was keine einfache Sache war. —

In der Ziegelwiese war ein ähnlicher Betrieb. Dort hatte vor allen Dingen der damalige Jungschmied Josef Bosch mit seinem selbstgefertigten eisernen Rodler, der ebenfalls lenkbar war, das Wort. Er ging selbstverständlich auch auf alle anderen Bahnen und hatte immer Kundschaft genug.

Aber noch einmal zu den Schlittschuhen. Der Winter war meistens streng, es hatte Schnee und Eis genug, und so war der Hauptbetrieb auf dem Bach. Aber auch die Straßen hatten eine gute Unterlage für die Schlittschuhe. Eine Menge Spatzen kratzten da im Pferdewald, denn die Botenfahrzeuge brachten die Waren im Winter auf großen Pferdeschlitten. Ebenso waren die Langholzfuhreute oft mitten im Dorf damit beschäftigt, mit den langen Stämmen zu „schwicken“, d. h. zu wenden. Da war natürlich alles auf den Beinen, und das Rennen ging auf der Straße und auf dem Eis auf und ab. Schade, daß man damals noch keine Lederhosen kannte. Im Bach kam es natürlich auch zu kleinen Katastrophen, denn es gab zur Zeit des Eisgangs, immer noch auf Schlittschuhen, Einbrüche, die in der Gegend der „Post“, wo das Wasser ziemlich tief war, gar nicht so ungefährlich waren. Die großen Schneeballschlachten fanden meistens auch auf Schlittschuhen statt und dauerten bis in die Nacht hinein, wobei die Unterdörfler und die Oberdörfler erbittert gegeneinanderstanden, bis zuletzt der „Frich“ mit einem alten Reiterdegen den Engpaß zwischen seinem und seines Nachbarns Haus verteidigte, um dann unter Verwünschungen im Hinterhaus zu verschwinden. Nasse Schneebälle waren besser als die trockenen und „gingen“ auch besser. Ein rechter Kerl mußte von Kellers „Bruck“ über das Kirchendach werfen können, ebenso von der Kapelle über Kohlervogts Haus.

Eine waghalsige Sache war das Rennen mit Pferde- oder Mistschlitten. Dies war noch 1913/14 zu sehen. Besonders waren es die Ledigen, die da am Abend dabei waren, entweder von der „Wacht“ herunter an der Kapelle vorbei und der alten Straße entlang mitten ins Dorf zu fahren. Dies geschah auch mitunter am Tage, und die großen Schlitten waren immer gut besetzt. An der Deichsel waren ein oder zwei Mann mit Schlittschuhen postiert, die an der Deichsel vorausfuhren. Natürlich war es nicht möglich, auf eine kurze Strecke zu halten, und so gab es einmal eine gebrochene Deichsel am Bürohaus bei Gebr. Bosch und ein andermal konnten sich die beiden Weiser an Zivis „Bruck“ gerade noch „über Wasser“ halten, weil der Schlitten zwischen einem Randstein und einem Zaun hängen blieb, wobei die Deichsel über den Bach hinausragte. —

Im Herbst 1909 fand die erste Abfahrt mit Schneeschuhen im Jungkholz statt, und das war so: Ein ulmener Flecken mit 10 cm Dicke lag schon jahrelang auf der Bühne, halb vergessen. Der Holzwurm war nicht darin, und weil in diesen Jahren in Deutschland — mehr noch in seinen Zeitungen — die Rede vom Skifahren und Ski waren, so hätte es doch mit dem Teufel zugehen müssen, wenn man aus dem genannten Flecken keine Ski machen könnte. Der „Wangerle“, der auch später den Bob gemacht hatte, nahm die Sache in die Hand und faustete, mangels einer Bandsäge, die Bretter heraus. Der Fehler war aber, daß die Nasen an den beiden Spitzen nicht hoch genug waren und infolgedessen beim Abfahren unter die Schneeverwehungen oder unter Maulwurfshaufen liefen, was zu kunstvollen Verrenkungen und Luftsprüngen führte, die gar nicht geplant waren. Da die „Bindungen“ nur aus Flegelriemen bestanden, die um die Füße gebunden waren, mußten die unvermeidlichen Stürze auch einen Hartnäckigen überzeugen, daß die Nasen, wenigstens an den Schneeschuhen, künstlich hochgebogen sein müssen. Als ich eines frühen Nachmittags ein junges Mädchen am Bahnhof stehen sah, das zwar nicht winkte, aber doch guckte — gab ich es auf. Zwei Paar Ski konnte ich mit meinem Verdienst nicht kaufen. Cas. Bumiller.

Vom alten Jägermathes und seinen Jägerbräuchen

Von Marie Theres Baur †, Burladingen

„O Ietz, Bärbele“, sagte der alte Jägermathes, wenn er, das Jagdgewehr an der Seite, den Winkel vorkam und zur Jagd wollte, „du hettescht nix Gscheiteres tun können, als mir en Weg laufa!“ Da spuckte das Bärbele dreimal über seinen Flintenlauf und sagte: „Brich dir Hals und Knochen!“ — Dann lachte der Mathes wieder und war froh, daß ihm für diesmal kein anderes altes Weib begegnet war, spuckte aber eiligst selber nochmals über die Flinte und sagte dreimal, ohne dazwischen zu atmen: „satrans-sachtrans-sachtrans“ und stapfte dem Wald zu.

Manchmal auch hatte er Glück, da kam statt dem alten Bärbele die Jungmagd, die Kathrin und schoß mit ihrem Melkeimer an ihn hin, weil sie's eilig hatte. Da legte er geschwind sein Gewehr auf den Boden, nahm ihr die Milch ab und sagte: „Du Heidenblitz! Weidle, weidle, spring dreimal drüber. Kriegst dann auch ein Hasenwäde zum Abnagen. — So — — jetzt noch...“ — „Brich dir deine Knochen und schlag dir den Schädel ein!“ rief die Kathrin und lachte hell auf. Und der Mathes lachte auch. „So ischts recht. Bloß ama Jäger kei Glück wünsch!“ Und er pffff vor sich hin, während er das Plattenwege hinauf schnaupte der Pirsch zu. Ja, ja, das Bärbele und die Kathrin, die wußten, wie man sich einem Jäger gegenüber zu benehmen hatte. — Man durfte nicht lachen, wenn man an diese spaßigen Dinge hinlief, denn sie waren heiliger Ernst. Denn was ein rechter Jäger ist, der hat bis heute seinen Jägerbrauch und seinen Jägerglauben. Sei es, daß ihm keine alte Frau begegnen darf, wenn er den Schritt vor die Türschwelle zur Pirsch tut, sei es, daß ihm keine schwarze Katze über den Weg laufen soll, denn schwarze Katzen sind Hexen. Wäre ihm gar noch eine alte Frau begegnet, die mit einer Hand den Schurzzipfel hielt, so wäre nichts übrig geblieben, als daß er umgekehrt hätte, um seinen Gewehrschaft dreimal auf die Hausschwelle zu stoßen. Sonst hätte er keinen guten Schuß getan. Aber nicht wahr, was ein rechter Jäger ist — und der Mathes war einer —, der weiß sich in allen Lagen zu helfen. Erstens, er hat immer ein paar Körnlein Kimmich bei sich. Stellt sich ihm etwas Unebenes in den Weg, langt er in die Tasche, nimmt ein paar Körnlein zwischen die Finger, spuckt drüber und wirft sie über die Achsel. Jetzt ist er gegen jedes Jagdhindernis gefeit. Er kann auch einen Lurchenstein in der Tasche tragen. Der ist rund und glatt und zieht die Hasen an. Am besten wäre es freilich, wenn man eine Freikugel in seiner Büchse hätte. Es habe Jäger gegeben, die hätten solche Kugeln besessen. Dafür hätten sie aber ihre Seel dem wahrhaftigen „Gottseibeius“ verschreiben müssen. Aber es tuts auch, wenn man in der heiligen Weihnacht, Schlag Glocke Zwölf auf einem Kreuzweg seine Kugeln oder in der Dreikönigsnacht sein Schrot gießt. Man muß in jede dieser Kugeln ein Kreuz ritzen, dann sind sie unfehlbar. — Einmal hat der alte Mathes auch in der Weihnacht auf dem Kreuzweg Kugeln gießen wollen — er und noch ein paar Jäger — „unbeschrien“ natürlich. Aber was ist geschehen? Wie sie so von allen Seiten daher kommen und ihre Rucksäcke auspacken und zu gießen anfangen wollen, da gewahren sie etwas Schreckliches. Ein riesiges Tier mit meterweisem Gehörn schnaubt ihnen aus einem Graben entgegen — sie sehen den Dampf aus seinen Nüstern aufsteigen wie aus einem Höhlendrach. Einer tut einen Schrei, der andere greift zur Büchse, der dritte bekreuzt sich. Aber dann rafften sie doch ihre Siebensachen zusammen, denn das Riesentier ist aufgestanden — und rennen — rennen dorfeinwärts. Das Tier ihnen nach. Niemehr ist ihnen eingefallen, in einer Weihnacht auf einen Kreuzweg hinaus zu gehen. Kein Mensch im Dorf hat es geglaubt, daß das Tier nur die entlaufene Kuh der Laiberageth gewesen sei, die hinter den Männern

drein gelaufen und vor dem heimischen Stall um Einlaß gemuht habe.

Nein, es mußten nicht gerade Freikugeln sein. Es gab auch noch andere Mittel, die Flinte treffsicher zu machen. Man brauchte nur unter sein Pulver die zerriebenen Teile eines Rabenherzens mischen, noch besser pulverisierte Fuchslosung oder Maulwurfsleber, und wer das nicht wollte, die pulverisierte Haut einer Kreuzotter, und sicher ging kein Schuß mehr fehl. Am einfachsten war es, in den zwölf heiligen Nächten nur auf dem linken Fuß stehend, über die Achsel nach den vier Himmelsrichtungen zu schießen. Wer ein „Totenknochlein“ einer Jungfrau, in ein Säcklein eingenäht, um den Hals trug, hatte das Mittel in der Hand, keinen Fehlschuß mehr zu tun. Um Fasane und Auerhahne direkt ins Herz zu treffen, gab es ein besonderes Mittel, da mußte man die getrockneten Köpfe von drei Fledermäusen im linken Strumpf tragen.

Besondere Mittel hatte der Mathes, um gegen Wilddiebe gefeit zu sein. Man mußte in ein Spiegelglas von rückwärts die Namen derer einritzen, die man für Wilderer hielt und unter jeden Namen drei Kreise machen, in die ein Kreuz eingezeichnet war. Oder man steckte in seinem Garten einen Kreis aus Haselreisig, trat mit dem linken Fuß in den Kreis, während man mit der linken Hand ein Stückchen Brot verkrümelte, während man die Namen derer sagte, die man aus dem Wald wünschen wollte. Man konnte auch unter seiner linken Achselhöhle ein Säcklein mit Drudenfuß, Hühnertrab und Muskatnuß tragen, dann war man sicher, von keinem Wilderer angegriffen zu werden.

Freilich, auch der Wilderer wehrte sich gegen den Jäger. Auch sie hatten ihre Bräuche, und der Mathes wußte allerhand darüber. Zunächst einmal, wie man es macht, daß man ungehört und „unbeschrien“ in den Wald kommt. Also, da nimmt man Eberwurz und Drudenfuß, drei Unken und eine Fledermaus, siedet diese am Hugotag, das ist der erste April, in Essig und Ochsen-galle, reibt damit Fußsohlen, Flintenlauf und einen Baum in dem Gehölz, in dem man den Jäger vermutet, ein, und man ist sicher, daß dieser hinfert keinen Schritt eines Wilderers, keinen knarrenden Ast. von diesem berührt, mehr hört und die Wildererkugel trifft. — Auch den Weidmann selbst konnte der Wilderer bannen. Er zeichnete über den Weg, den der Jäger gehen mußte, drei Kreuze, die aber miteinander nur einen, den gleichen, Längsbalken haben und sagt dazu: „Das ist für mich, das ist für dich, das ist für den, der mir Schaden zuficht. — Alt drob, der waltet.“

Hatte der Wilderer ein Tier in der Schlinge und konnte es nicht holen, weil er den Jäger fürchten mußte, so holte er eine Haselgerte, band sie zu einem Kranz um den Hals und sagte dreimal: „Dem Jäger, dem Jäger, dem Jäger.“ Dadurch wurde dieser fortgelockt aus dem Wald, und der Wilderer hatte freie Pirsch.

Man konnte den Jäger auch „an“wünschen, daß seine Sohlen kleben, daß er die Füße nicht vom Boden brachte und müde wurde und keinen weiten Weg machen mochte. Dazu braucht man den Darm und die Schere eines Krebses, die dörrte und zerstiöß man zwischen Mondauf- und Untergang bei Neumond, warf davon drei Gaufeten hinter dem Jäger drein, wenn er vorüber ging und man konnte sicher sein, daß man vor aller Gefahr sicher war.

Die heutigen Jäger lachen, wenn sie die Geschichten vom alten Jägermathes hören. Aber heimlich und im stillen haben sie auch ihren Aberglauben und wollen nichts wissen von alten Weibern und schwarzen Katzen, die ihnen auf dem Pirschgang über den Weg laufen.

Aus der Geschichte des Klosters Habsthal

von J. A. Kraus

Ueber das ehemalige Frauenkloster des hl. Dominikus in Habsthal besitzt das Erzbischöfliche Archiv einige wenige Akten aus dem 17. und 18. Jahrhundert, einige Visitationsberichte 1712 ff., Zehntstreitigkeiten (1602 und anderes. In letzteren fanden sich Kopien älterer Urkunden, die hier mitgeteilt seien, auch wenn bezüglich der Namen Verlesungen möglich sind.

1401, 16. März: Menloch von Leinstetten (Lin-stetten) der alte und seine beiden Söhne Menloch und Georg verkaufen an die Priorin und den Konvent des

Klosters Habsthal ihren halben Teil des Stockens samt Groß- und Kleinzehnten von Völkofen, mit Wäldern, Höfen, Häusern, Hofstätten, Gärten, Bänden, Aeckern, Wiesen, Holz, Feld, Holzmarken, Tratt, Wunn und Waid, Feuerstätten, Zwing und Bann, Weg und Steg, Wasser und Wasserflüssen, Grund, Grät, unter und ober der Erd, Früchte, Zinsen, Nutzen, Rechten, Gewohnheiten und Zugehörden, genannt und ungenannt, funden und ungefunden, besucht und unbesucht, gebaut und unbebaut, wie sie das bisher besaßen. Die andere Hälfte gehört der Frau Ursula von Horn-

stein, der alten Amtmännin von Pfullendorf und dem Kern von Veringen(-stadt) zu je einem Viertel. Der Besitz stammt von Greten selig von Bartelstein, des genannten alten Menlochs von Leinstetten verstorbenen Ehefrau, als Lehen des Grafen Eberhard von Nellenburg, dem die Verkäufer das Gut in seine Hand aufgaben mit der Bitte, es nun dem Kl. Habsthal zu leihen. Der Kaufpreis beträgt 465 Pfund Häller. Es siegeln die drei von Leinstetten und dazu Graf Eberhard von Werdenberg als Herr zu Sigmaringen, sowie die frommen und festen Heinrich von Reischach, Frick von Magenbuch und Conrad von Burladingen. Datum: Mitte März 1401 (16. März).

Die Herren von Leinstetten (bei Sulz) erscheinen als Ministerialen von Reichenau und Stammesgenossen derer von Brandeck und Lichtenfels bereits mit Birchtlos Sohn Mangold im J. 1085. Als Letzten kennt man den 1525 verstorbenen Stephan v. L. (Kindler v. Knobloch II), 484). Als Wappen führten sie drei rote Sterne in Weiß. Obiger Menloch, dessen Name sonst bei den Herren von Dettlingen heimisch war, verkaufte 1401 auch als „Meinlach“ die zwei Höfe Ober- und Unteralheim als Lehen der Grafen von Hohenberg an Stephan von Emershofen. Außer den beiden oben genannten Söhnen, die Kindler nicht kennt, weiß man noch von zwei weiteren: Hugo, der 1414 Mönch in Alpirsbach und 1415—32 dort Abt war, sowie Stephan, 1435 erwähnt, 1470—80 Obervogt in Zavelstein. Ursula Landamännin, war (nach Kindler II, 124) mit Werner von Hornstein-Hertenstein (1385—1412) verheiratet, Brunos Sohn, und kommt noch 1406 vor. Gr. Eberhard V. von Nellenburg, 1363—1421, war ein Abkömmling der Grafen von Veringen (Kindler a. a. O. III, 197). Eberhard von Werdenberg besaß die Herrschaft Sigmaringen seit 1399 durch Kauf bzw. als Pfand um 7212 fl. von Gr. Eberhard von Württemberg. Seine Familie hatte sie bis zum Aussterben im Jahre 1534. Sie war um 1240 von den Grafen von Montfort und diese um 1180 von den Pfalzgrafen von Tübingen abgezweigt. Die von Bartelstein saßen links der Donau auf einer Burg bei Scheer; die von Reischach (Wappen: Eberkopf) stammten aus dem gleichnamigen Weiler bei Kloster Wald. Frick von Magenbuch saß 1398 zu Gutenstein, 1403 jedoch zu Meßkirch. Er verkaufte 1408 am 10. Januar mit seinen Söhnen Hans und Konrad die Hälfte des Zehnten zu Oberschmeien an das Kloster Laiz. Ihr Wappen zeigt einen halben steigenden Widder. Konrad von Burladingen endlich war der letzte nachweisbare Sproß des einst bekannten Geschlechts, über das hier schon öfter die Rede war, s. z. B. 1959, S. 40 f.

II.

Nicht wegen des Inhalts, sondern vor allem wegen der merkwürdigen Grenzziehung sei hier eine Urkunde des Klosters Habsthal vom 24. Juli 1532 mitgeteilt:

Hans Zimmermann Altamman und Michael Salthe (?) Altbürgermeister, beide Bürger zu Mengen, handeln im Namen der Aebtissin von Buchau, Elisabeth Freiin von Hohengoldseck, ferner die 2 Pfullendorfer Bürger: Stadtamtman Konrad Prenner und Zunftmeister Kaspar Pryn (?) als Vertreter des Abts Amand (Schäffer) von Salem als Lehensherrn der Pfarrei Levertswweiler, endlich Jakob Herdlin, Altbürgermeister zu Sigmaringen und Jakob Georg Kautmann zu Wald als Vertreter der Frau Priorin und des Konvents zu Habsthal entscheiden einen Streit wegen des Zehnten zu Bernweiler auf 2 Plätzen im Unteren Esch gegen Habsthal, sowie er an die Braitin stößt, die dem Pfarrherrn von Levertswweiler auf den vier Orten vier Garben geben, und im andern Teil auf den Hof Bernweiler. Jede der obigen Parteien glaubt ein Recht zu haben, dort allein den Zehnten zu fassen. So entschieden obige Schiedsleute heute zu Habsthal:

Es bestehen drei Marken: die erste läuft vom Apfelbaum am Holz bis in die Mark bei Großen Aepfelbaum unter dem Rain und Baid, von derselben Mark hinüber in den alten Stumpen, da auch eine Mark steht. Was oberhalb diesen drei Marken gegen Levertswweiler zu liegt, gehört der Zehnt der Pfarrei Levertswweiler. Von der Mark beim Apfelbaum am Holz bis in die Mark beim Großen Aepfelbaum unterm Rain und dem Rain nach hinaus bis auf die Braitin, wo eine Steinmark steht, und was oberhalb des Rains zwischen den drei erstgenannten Marken liegt, gehört bezüglich Zehnt der Pfarrei Ennetach. Der Zehnt unterhalb des Rains zwischen den drei Marken bis an die Braitin gehört denen von Habsthal. Als Zehnt von der Steinmark hinaus bis zu End des Rains an der Braitin gehören dem Pfarrer von Levertswweiler die vier Eck-Garben.

Die Urkunde siegeln Hans Zimmermann, Konrad Prenner und Kaspar Pryn, auch für Konrad Leyßing, Chorherrn zu

Buchau als Vertreter der Aebtissin, ferner Johann Keller, Pfleger im Steinhaus zu Pfullendorf anstatt des Abts von Salem, ferner Josue Eglinger, Untervogt zu Sigmaringen anstelle des Konvents zu Habsthal. Datum St. Jakobus Abend 1532. (Kopie um 1670 im Erzb. Archiv Freiburg Ka 54, 7 Habsthal. Eglinger war später Vogt in Trochtelfingen unter Fürstenberg. Die obige Grenze wurde im J. 1677 neu festgelegt und die Marken erneuert durch den Pfarrer Andreas Wey von Pfullendorf als Kommissär. Sein Siegel zeigt einen fliegenden Weih.)

III.

1579 3. August. Es war ein Streit entstanden zwischen dem Pfarrer von Hohentengen einerseits und dem Hl. Geistspital zu Mengen und dem Gotteshaus Habsthal andererseits wegen der Neubrüche in Völlkofen, desgleichen U. Lb. Frauen Pfründe zu Scheer wegen etlicher Neubruchäcker zu Völlkofen. Das Spital brachte einen pergamentenen Brief vor von Hans Kern, Bürgermeister zu Veringenstadt vom St. Thomasabend (20. Dezember) 1446, die andern Parteien ihre alten Register. Dekan M. Leonhard Haine zu Scheer als Vertreter der vazierenden Pfarrei Hohentengen und der genannten Pfründe zu Scheer verhandelte mit den Bürgermeistern und Rat zu Mengen als Vertretern des Spitals und des Klosters Habsthal, sowie Friedrich von Westerstetten-Trackenstein und Georg Aestlin, beide erbtruchsessische Gewalthaber und Amtleute zu Scheer, auch Hans Haug, Hans Fremdblin, Hans Sentenstein und Enderlin Premlin zu Völlkofen. Es wurde entschieden:

Die Neubrüche zu Völlkofen sollen der Pfarrei Hohentengen von Veitlin Peterlins Gestainat das Drittel Zehnten geben, von Menzen Peter im Praitelstock 5 Juchert allein von den 3 Juchert den Zehnten, ferner von dem Kriesenhirschlin die dritte Garbe von Hans Premblin (Briemle) in dem Letten, das Drittel des Zehnten von Hans Grembler an der Gemeinen Halde, der Oberen Halde das Drittel und Unteren Halde ebenso, von Hanselmanns Stockacker im Feßental den ganzen Zehnten, von Enderlin Premblin unterm Weiherwuh die dritte Garbe, von Hans Gassers 2 Juchert im Feßental ebenso und dann am Rain an Hödinger Halde im Kleineschlin von der Winterfrucht 2 Garben, von Sommerfrucht aber 1 Garbe. Dagegen hat die Pfarrei von Hans Haugs Acker unterm Weiher von 1 Juchert an der Straße und an Hans Zellers einer Rüssacher Juchert nichts an Zehnten zu fassen. Betreffend den Zehnten zu Günzkofen wurde entschieden: Der Pfarrer zu Hohentengen soll von Georg Millers Reute 2 Garben Winterfrucht bzw. eine Garbe Sommerfrucht erhalten. Item von Theuß Uol in Eißenberg eine Garbe Winterfrucht bzw. 1 Garbe Haberfrucht. Von Thomas Ymbler unterm Eißenger Rain 1 Garbe Winter- bzw. Sommerfrucht. Item von Simon Stumppen und Theiß Lechlin 3 Juchert die Hälfte, von Thoman Ymbern im Geigenberg von der oberen Juchert am Sola den ganzen Zehnt. Die Neubrüche stehen ganz der Pfarrei Hohentengen zu. Siegel: Westerstetten, Georg Aestlin, Rat zu Mengen, Kl. Habsthal. Datum Montag den 3. August 1579.

Ein neuer Vergleich datiert vom 19. Juli 1715.

(Schluß folgt.)

Veringenstadt ist zweifellos von Veringendorf aus gegründet worden, so auch die Stadt Sigmaringen ihren Namen vom viel älteren Sigmaringendorf erhielt. Dies ist kürzlich wieder herausgestellt worden bei einer Diskussion über einen Vortrag von Dr. Kerkhoff im Alemannischen Institut zu Freiburg über die Grafen von Veringen. Anschließend hat Dr. Fauler von Bad Krozingen, dessen Familie in Veringendorf alteingesessen war, darauf hingewiesen, daß mit großer Wahrscheinlichkeit die uralte Furt über die Lauchert bei der Veringendorfer Michaelskirche der Anlaß zu dieser Siedlung war zusammen mit den dort zur Verfügung stehenden Wasserkräften zum Mühlenbetrieb. Da der Berg an der westlichen Seite der Furt Kirchberg heißt, stand vielleicht die Michaelskirche auf oder an diesem Berg. Die südlich der Kirche und östlich der Bahnlinie gelegenen Felsen heißen Altenburg, so schon im Habsburger Urbar um 1310. Davon ist die Burgruine Affelstetten westlich der Lauchert unterhalb des Dorfes an der Einmündung eines Trockentales hart an der Straße wohl zu trennen. Bei Veringen denkt man an „Angehörige eines Faro“. Da aber Neufra (Niveuron) so viel wie „Neue Furt“ (wo man eben leicht den Bach durchfahren kann) bedeuten kann, wäre zu überlegen, ob man bei der Erklärung von Veringen nicht an den gleichen Wortstamm denken dürfte, und so zur Deutung käme: „Bei den Leuten an der Lauchertfurt!“

Mariazell am Zoller

Wer kennt nicht das kirchliche Mariazell unweit des Zollerberges am Abhang des Zellerhorns mit dem Friedhof für das Pfarrdorf Boll? Einst bestand hier eine eigene Pfarrei Zell, die in ihren Uranfängen nach Ansicht von W. Baur und anderen vermutlich auf eine Mönchszelle des Klosters Sankt Gallen in der Schweiz zurückgeht. Dieses hatte im Jahre 789 von den edlen Adalbert und Wolfret ein Hofgut mit einem Wald geschenkt bekommen, der wohl hier an der Halde zu suchen ist, also lange bevor die Zollerburg entstand! In der Nähe führte auf die Albhöhe hinauf die uralte, aber längst vergessene Erntstaig, auf der die Klosterleute ihre Einkünfte aus den Besitzungen zu Betra, Beuren, Weildorf, Bisingen Hechingen, Wessingen, Rangendingen u. a. über ihre Pfarrei Truchtelfingen nach Süden beförderten. Aus der Zelle wurde ein Dörflein Zell mit einer Pfarrkirche des hl. Gallus, zu der vermutlich auch die späteren Orte Boll, Stetten und die abgegangenen Semdach und Weiler hinter dem Zoller gehörten. Zell kommt zwar erst 1255 mit Wernherus pincerna de Cella (Wernher Schenk von Zell) namentlich in der Geschichte vor (Boll mit Burkard von Boll 1260), aber der alte Kirchenpatron St. Gallus weist mit aller Bestimmtheit auf eine Gründung durch das genannte Benediktinerkloster. Eine Glocke des Kirchleins stammt aus dem 12. Jahrhundert! Die Pfarrei Cella selber erscheint im Jahre 1275 im sog. Zehntbuch der Diözese Konstanz im Dekanat Offerdingen mit einem Einkommen von 10 Mark Silber. Die Schenken von Zell hatten hier als zollerische Dienstmannen eine Burg, die 1366 als Ruine (Burgstall) erwähnt wird. Sie nannten sich später auch von Andeck, Neuenzell, Erpfinden und Stauffenberg. In den Jahren 1313 bis 1322 war Konrad der Walch Pfarrer von Zell und zeitweise auch Dekan, 1335 bis 1338 nennen Urkunden einen Pfarrer Lutz von Liechtenstain, 1437 nach dem Tode des Albert Walch (Walk) einen Wernher Schlaitz. Unter dem Kirchherrn oder Pfarrer Ludwig Peter im J. 1440 erfahren wir, daß die Kirchenheiligen zu Zell jetzt „Unsere Liebe Frau Maria und der liebe heilige St. Gallus“ seien. Es war also, wie auch anderwärts, die Muttergottes ehrenhalber vor den eigentlichen Patron gerückt. Das Patronatsrecht der Pfründe scheint von den Zollergrafen um 1416 an die Walchen, 1420 an die von Ow, 1446 an Württemberg und 1472 wieder an Zollern gekommen zu sein. Schon 1479 findet sich neben Zell der Pfarrei-Name Boll, woraus zu schließen sein dürfte, daß das Dörflein Zell seine Bedeutung verloren hatte und es nur noch eine Frage der Zeit sein werde, bis ein neuer Pfarrer nach 1488 (Ludwig Peters Tod) ins Dorf hinab zur Nikolauskapelle zog, nämlich vermutlich Thomas Knebel. Der Platz des Dörfleins, der Burg und der ehemaligen Mühle Zell ist später durch Tuffstein-Abbau völlig verwischt worden. Im Jahre 1439 hatten die Pfaffen Wernher Schlaitz der alte und der junge vom Zollergrafen die Erlaubnis erhalten, in das Burgstall (Burgruine!) zu Zell zu bauen und zimmern zu lassen. Im J. 1544 stand neben dem Galluskirchlein nur noch ein Bruderhaus mit 1

Mannsmahd Wiese und einem Gärtle, die der Bruder nutzen durfte, wofür er den Mesnerdienst versah. Noch 1744 haben die Franzosen eine Offizierswache in das Pfaffenhaus zu Zell legen können. Dann hört man nichts mehr von dem Haus. Nach dem Wegzug des Pfarrers spricht eine Privaturkunde von 1509 bereits von der St. Nikolauspfarrkirche zu Boll, obgleich noch lange die Pfarrei offiziell Zell hieß. Das Vorhandensein eines einsamen Kirchleins auf dem Friedhof mit einem Waldbruder führte naturgemäß in einer wallfahrtsfreudigen Zeit viele Pilger nach Zell, zumal ja die Gemeinde Boll ihre Toten immer noch bis heute bei dem Kirchlein beerdigte, so daß von selbst eine Wallfahrt entstand, in der dann hauptsächlich, wie schon 1440, die Muttergottes verehrt wurde. Erst ums Jahr 1700 begegnet uns der Name „Maria Zell“. Eine damals von Baptist Boll und seiner Frau Franziska geb. Ott und deren 6 Kindern gestiftete Motivtafel berichtet eine Legende:

„Um den 25. Juli 1631 (in Wirklichkeit 1633!) sei bei der Belagerung der Festung Hohenzollern durch die Evangelischen das sog. Mariazeller Kirchlein verbrannt, aber das wundertätige Muttergottesbild unversehrt aus den Flammen gerettet worden. Nur das Jesuskindlein sei am Füßlein etwas angebrannt gewesen.“ Eine andere Legende erzählt, die Baumaterialien der nun zu Boll aufzubauenden Kirche seien von Engelshand immer wieder des Nachts nach Zell geschafft worden, wo man daher die Kirche wieder erstellte. Dies ist wohl eine blasse Erinnerung an die Verlegung der Pfarrei. Am 7. September 1655 weihte der Konstanzer Suffraganbischof Georg Sigismund Müller die neue Kirche in Zell, die auf gotischen Mauern wieder errichtet war, und zwar als „Pfarrkirche“ für das Dorf Boll zu Füßen des Zollerberges.“ Noch im Jahre 1776 heißt sie „Pfarrkirche“. Unter dem Fürsten Josef Wilhelm von Hohenzollern wurde das Gotteshaus 1757 von Christian Großbayer von Haigerloch umgebaut und um neun Schuh verlängert. Wo das alte Marienbild hinkam, ist nicht bekannt. Das heutige wurde mit dem Altar erst um 1890 aufgestellt. Zwei größere Gemälde des hl. Fridolin stammen aus seiner um 1740 hier aufgekommene Verehrung als Patron gegen Viehseuchen. Renovationen des Heiligtums fanden 1889, 1915 und 1935 statt. Während noch 1612, 1769 und 1779 der hl. Gallus ausdrücklich Schutzherr des Kirchleins genannt wurde, ist vor 1863 die hlst. Dreifaltigkeit ehrenhalber und ranggemäß an erste Stelle gesetzt worden. Nicht mehr erloschen aber ist die seit mindestens 1400 nachweisbare Verehrung der allerseeligsten Jungfrau Maria. An den Samstagen und bestimmten Festen des Kirchenjahres pilgern noch heute viele zur Mutter der Gnade ins stille Waldkirchlein Maria-Zell, das von der politischen Gemeinde liebevoll unterhalten wird. (Hilfsmittel: Stoffsammlung des Pfr. Kernler zur Gesch. d. Kap. Hechingen; Willi Baur: Blätter d. Schwäb. Albvereins 1931 S. 289 ff.; „Der Zoller“ 17. Nov. 1931, Nr. 266 und Nr. 270; Kunstdenkmälerwerk: Krs. Hechingen.) Krs.

Ringingen und Graf Gerold († 799)

Der schwäbische Graf Gerold, Schwager Karls des Großen der laut Gallus Oheims Chronik von Reichenau u. a. die Orte Ringingen u. f. der Schär und Burichingen u. f. der Schär an dieses Bodenseekloster schenkte, ist nach bisheriger Ueberlieferung am 1. September 799 an den Folgen eines Pfeilschusses im Gebiet der Avaren (Oberösterreich) umgekommen. In neuerer Zeit hat man aus dem Ablauf der Avarenkriege jedoch seinen Tod um 2—3 Jahre vorverlegen wollen, so in der Kreisbeschreibung Balingen. Unterzeichneter ist in seiner Ortsgeschichte von Ringingen dieser Annahme gefolgt. Allein ihr steht eine Urkunde entgegen, die in einem Passauer Kodex des 9. Jahrhunderts erhalten ist: Am 20. Juni 799 weilte Graf Gerold noch als Präfekt von Bayern und Vertreter Karls des Großen zusammen mit Bischof Walterich von Passau zu Traisenburg an der Donau und erhielt von letzterem die Martinskirche zu Linz auf Lebenszeit als Lehen übertragen. Allerdings kam er schon wenige Monate später, nämlich am 1. September 799 ums Leben. Bischof Arno von Salzburg hat zuvor, aber ebenfalls im Jahre 799, im Auftrag des Königs Karl einen gewissen Theoderich zum Bischof von Slavania an der Donau ordiniert, den er dann mit dem Grafen Gerold dorthin führte und einsetzte (Jahrbuch d. oberösterreichischen Musealvereins, Linz 1962, S. 217—218). Somit wird man an dem bisher angenommenen Todesjahr 799 festhalten müssen.

Der Ausdruck „Ringingen u. f. der Schär“ begegnet später nicht mehr, wie auch der Reichenauer Besitz daselbst

früh veräußert worden sein muß. Aber dieser Ausdruck deutet zweifelsfrei auf das hohenzollerische Ringingen, das ja unweit der Grenze des Forsts u. f. der Scheer (Killerthal-Fehlatal) liegt. Die Martinskirche zu Ringingen deutet auf ehemaligen Besitz der Fränkischen Könige hin. Gallus Oheim irrte jedoch, wenn er „Burichingen auf der Scheer“ mit Burladingen gleichsetzte. Dieses hieß nämlich im 8. Jahrhundert Burdladingen. Burichingen ging dagegen so früh ab, daß man bis heute keine eindeutigen Spuren finden konnte. Doch kann es auch nicht weit von der Fehlta-Starzel-Linie entfernt gelegen haben. Zwei Vermutungen sind schon aufgetaucht: Die römischen Reste auf der Schlichte bei Burladingen-Hausen könnten den Namen Burg-Burichingen erzeugt haben, oder Burichingen sei später in „Ringingen“ umbenannt worden, als die Freistätte und Gerichtsstätte („Ring“) im Kreben von Ringingen ihre Bedeutung bekam. Ringingen bedeutete dann „Leute am Ring“. Da Gallus Oheim seine Ortsliste der Gerold-Schenkungen vermutlich aus dem 11. Jahrhundert vorfand, könnte dort bereits der alte und neue Ortsnamen enthalten gewesen sein. Die Schwester des Grafen Gerold, Hildegard, die zweite Gattin Karls des Großen, war um 757 geboren und starb am 30. April 783. Von ihrem anderen Bruder Udalrich sollen die Grafen von Heiligenberg, Bregenz, Pfullendorf, Kiburg und Gammertingen stammen. Die Eltern der 3 Geschwister waren Graf Gerold der ältere und Imma, die 798 starb. Sie war wiederum eine Schwester des Linzgaugrafen Ruodpert. Kraus

Das zweigeteilte Dorf Rangendingen im Mittelalter

Nach Ansicht der Geschichtsforscher gehörte das Dorf Rangendingen im 14. Jahrhundert zur Zollergrafschaft. Neben der Grafschaft Zollern bildete sich die Grafschaft der Hohenberger Grafen, zu der auch die Grafschaft Haigerloch kam. Zwischen beiden Grafschaften Zollern und Hohenberg gab es wiederholt Streitigkeiten. Zollern und Hohenberg teilten das Dorf Rangendingen in einen zollrischen und einen hohenbergischen Teil. Da keinerlei Urkunden über diese Teilung vorhanden sind, liegen das Datum der Teilung und die Gründe für die Teilung vollständig im dunkeln. Es können Fehden, Heiraten, Erbschaft oder Verkauf Gründe für die Teilung gewesen sein. Der hohenbergische Teil Rangendingens wurde an die Herrschaft Haigerloch angeschlossen. Auch über den Verlauf der Grenzlinie durch das Dorf liegen keine Urkunden mehr vor. Ich vermute, daß der kleine Dorfbach (heute überdeckt) die Grenze bildete. Urkundlich wissen wir, daß die Teilung 1336 bereits bestand.

Teilung der Hoheitsrechte:

Das Recht, die Benutzung der ganzen, ungeteilten Dorfmarkung durch Gebot und Verbot zu regeln (Zwing und Bann), blieb beim Zollergrafen. Den Posten des Stabhalters bei Gerichtssitzungen besetzte der Zollergraf. Jeder Graf ernannte in seinem Ortsteil einen Hainburger oder Amtmann. Die Gerichtseinnahmen fielen je zur Hälfte an die beiden Grafen. Das Besetzungsrecht der Pfarrei stand dem Hohenberger Grafen zu, das Gotteshaus stand in seinem Dorfteil.

In jedem Ortsteil war der zuständige Graf der Leihherr. Ihm gehörten alle leibeigenen Personen seines Dorfteils, die ihm ungemessene Frondienste, den Hauptfall, die Abgaben der Leib- und Fastnachtshennen, Entlassungsgebühren aus der Leibeigenschaft und Getränkesteuer leisten mußten. Getrennt waren auch die Jagdgerechtigkeit und der Kriegsdienst. Der hohenbergische Ortsteil stellte zusammen mit

Steinhofen 16 Kriegswagen und durfte in Kriegszeiten Zuflucht auf dem Schloß in Haigerloch nehmen. Das Großzehntrecht blieb ungeteilt. Inhaber dieses wichtigen Rechtes waren die Grafen von Hohenberg und die Pfarrei von Rangendingen. Die Hohenberger gaben ihr Zehntbezugsrecht als Mannlehen für treue Dienste an die Herren von Ow zu Wachendorf. Die Pfarrei erhielt jährlich $\frac{1}{4}$ des Großzehnten, die Herren von Ow ursprünglich $\frac{2}{3}$, später immer $\frac{3}{4}$ des Zehntertrages.

Der zollerische Ortsteil zählte im Jahre 1435 90 Personen; 1467 23 Männer, dazu noch die Weiber und Kinder. Der hohenbergische Ortsteil zählte 1467 18 Männer, dazu noch Weiber und Kinder. In beiden Ortsteilen gab es einige Leibeigene, die dem Herrn leibeigen waren.

Die Besitzer des hohenbergischen Ortsteils Rangendingen: Während der zollrische Teil beinahe dauernd im Besitze der Zollergrafen blieb, wechselten im hohenbergischen Ortsteil zusammen mit der Herrschaft Haigerloch die Besitzer recht häufig. Bis zum Jahre 1354 blieb er im Besitz der Hohenberger, kam dann am 26. 5. 1354 an den Grafen Wilhelm von Montfort-Bregenz, am 9. Februar 1367 durch Verkauf an den Grafen Eberhard von Württemberg, bald darauf durch Verpfändung an Diem von Dettingen, 1368 wieder an die Hohenberger, 1381 durch Verkauf an Herzog Leopold von Oesterreich, 1392 infolge Verpfändung an Konrad von Weitingen, 1436 durch Weiterverpfändung an Freiherrn Heinrich von Stoffeln, 1448 als Pfand an den Grafen Ludwig von Württemberg, 1452 an das Haus Oesterreich (Erzherzogin Mechtilde), 1467 an den Grafen Jos Nikolaus von Zollern. Damit waren beide Dorfteile wieder beisammen, und zwar im Besitz der Zollergrafen, die alle Hoheitsrechte in ihrer Hand vereinigten. — Der zollerische Ortsteil kam lediglich 1420/23 nach dem gräflichen Bruderstreit an das Haus Württemberg und fiel dann zurück an die Zollergrafen. Wiest.

Grosselfinger Flurnamen

von Josef Stöbel

Oestlich der „Läng- oder Lengwiese (so am 13. 9. 1954, als Diepold Killmaier und Christian Scher dort eine halbe Jauchert für einen jährlichen Zins von $5\frac{1}{2}$ fl. verkaufen) liegt die Flur „Kieleck“, in den Urkunden auch Killeck, Kyllhöck und Chilleck genannt, auch Kylläcker. Einheitlich an diesen für dieselbe Flur gebrauchten Namen ist nur das Grundwort Eck. Dies besagt, daß die Flur an einer von den damaligen Menschen viel begangenen Feldecke liegt. Das kann nur die Ecke sein, an der die Grosselfinger bei des „Gobis Kreuz“ vom Weg nach Hechingen nördlich in einem rechten Winkel abbiegen mußten, wenn sie den Sonntagsgottesdienst in ihrer damaligen Pfarrkirche Weilheim besuchen wollten. Bis 1472 war Grosselfingen pfarrrechtlich nach Weilheim eingemeindet. Nun ist auch der Name Kieleck klar; er ist die Kilchecke, wie man damals sagte; denn im ahd. wurde die Kirche chilichha, später kiricha genannt, vom griech. kyriakon = Haus des Herrn. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die alten Grosselfinger im Oberdorf in der Löchlesgasse wohnten, für die der Weg über des „Gobis Kreuz“ und das Kieleck“ nach Weilheim der kürzeste und bequemste war.

Grosselfingen besaß zwar schon vor 1395 zwei Gotteshäuser, das „Bildelhäusle unserer lieben Frau auf der Steig“ bzw. ob der Badstube und die dem hl. Johannes geweihte Kirche am Eingang zur Löchlesgasse; aber diese war seit der Dotation vom 23. Juni 1395 nur Kaplanei zu Weilheim. Im großen Ansehen stand das „Bildelhäusle“ und es besaß erhebliche Stiftungen. Es war aber in der Hauptsache Wallfahrtskapelle, was die vielen Motiv- und Gelübdetafeln beweisen, die dort aufgehängt waren. Wahrscheinlich beruht die Wallfahrt auf dem bei der Kapelle entspringenden Brunnen, dem man eine gewisse Heilkraft zuschrieb. Noch in meiner Jugend mußte ich täglich für eine alte Tante von diesem Brunnen ein Krüglein voll Wasser holen, sie litt an einem Gallen- oder Leberleiden.

Der Beinamen „Frauenpflege“ bezog sich in den vielen Urkunden immer auf das zum Kapellchen gehörige Gut. Ihr Standort wurde in Jahrhunderten nicht geändert, obwohl im Jahr 1737 an Stelle des baufälligen „Häusles“ ein neues erbaut wurde. Baumeister desselben war der Vogt Christian Pflumm. Als Patron wurde aber der hl. Wendelinus gewählt. Dieser war ein schottischer Königssohn, wurde später Einsiedler und als solcher von den Hirten und

Landwirten verehrt. Die Baustelle wurde „auf der Steig“ genannt, weil dort das Gelände steil und jäh (gäh) zum Gießbach abfällt. Nördlich davon standen in jener Zeit noch keine Häuser, und über den Bach führte auch noch keine feste Brücke; man mußte den Gießbach in einer Furt überschreiten. Dort, wo heute das Rathaus steht, stand die „Badstube“ und die unausbleiblich dazugehörige Wirtschaft. Aller Wahrscheinlichkeit war sie ein Lehen der Dorfherren. Als Bader werden 1530 Friedrich Koch und 1584 Georg Ströblin genannt. Das südwestlich vom „Lamm“ gelegene kleine Gelände wird „auf der Halde“ genannt. Dort steht seit 1960 auch das Mahmal des „Ehrsamem Narrengerichtes“ mit dem Symbol, dem „Sommervogel“.

Westlich von der Badstube, wo heute der Transformator steht, stand früher die Salpetersiederei. Den Salpeter (Salvater) brauchte man zur Bereitung des Schießpulvers, und die Salpeterherstellung war wegen der vielen damaligen Kriege ein sehr lukratives Geschäft. Ihr Hauptsitz befand sich im badischen (damaligen österreichischen) Hotzenwald. Die Erzeuger von Salpeter wurden „Salpeterer“ genannt. Durch ihr Gewerbe sind sie wohlhabend geworden, aber auch selbstherrlich und eigensinnig. Als ihr Land 1805 an Baden kam, haben sie dem Anschluß vielfach widerstrebt und dem neuen Landesherrn die Steuer verweigert.

In Grosselfingen betrieb die Salpeterherstellung um das Jahr 1760 ein Johannes Ruff, m. E. aus dem Geschlecht das bis in unserer Zeit den Steinbruch am Bandgäßle im Besitz hatte (siehe Nr. 48).

Die Grosselfinger Johanniskirche stand aber, wie man meinen könnte, im „Unterdorf“ nicht außerhalb des Dorffeters, sondern mitten zwischen Oberdorf und Löchlesgasse. Im Oberdorf wohnten die Herren und die freien Bürger, in der Löchlesgasse aber die Zugewanderten, die Leibeigenen und die Tagelöhner. An den Kirchenpatron Johannes erinnern noch heute die fast in jeder einheimischen Familie vorkommenden Namen Johann Baptist oder Johann Evangelist, wobei Johann meist in Hannes oder Johannes umgeformt wurde. Neben dem Kirchenpatron Johannes gibt es seit dem 12. 11. 1537 urkundlich erstmals den Patron Hubertus (siehe auch Ziffer 112).

Der Name Kieleck wird auch von chill = eingekellt (Killertal) abgeleitet oder von Kieneck, weil dort ein

Fichtenwäldchen gestanden sei, von dem man den Kienspan gewann, der damals ein wichtiges Beleuchtungsmittel war (Hebel sagt: „dem Aetti tut der Kienspan weh“) oder von „kiel“ = quälen und knüpft damit an den „Kielkrapp“ an, wie der Kohl- oder Kolkrahe genannt wird, weil sich dieser bei seinem Gesang eben so quälen muß, wie die Bauern beim Ackern des dortigen Geländes oder von chill=Tobel oder Schlucht, weil der Rabe dort sein Nest habe. Die einfachste und plausibelste Ableitung ist unzweifelhaft die von Kilch- oder Kirchecke.

Auf des „Gobis Kreuz“ zu kommt von Süden her ein breiter Feldweg, den man im Volk „Heerstraße“ nennt. Diese scheint ein alter Römerweg zu sein, der sich über Hagen, das alte Hagenbach, am Sauweierle vorbei an Niederhechingen führt. In den Weilheimer Wie-

sen, nordwestlich vom Hagelhof, nahe am dortigen Wald, kann man noch die Römerstraße erkennen. In den Besitzbüchern von 1730 und 1760 wird dieser Weg „Höh- u. Hochstraße“ genannt, was auch nicht unrichtig ist. Offenbar haben die Schreiber der genannten Besitzbücher mit dem Namen Heerstraße nichts anfangen können. Um das Jahr 1860 haben der Weber Anton Beck (Obmann) und der Schuhmacher Joseph Beck, mein Großvater mütterlicherseits, den Weg teilweise aufgekauft und daraus gut bonitierte Aecker gemacht. Dort hat man beim Ackern alte Flintenrohre gefunden, von denen einige zu unserer jugendlichen Spielsache gehörten. Im Grundbuch heißt das Gelände „uff Eschle“. Durch die Anlage eines Flughafens im Jahre 1937 ist der alte Flurcharakter verwischt worden.

(Fortsetzung folgt)

Luftbild und Archäologie

v. Georg Bodin

Die Geheimnisse unserer langen und wechselreichen Geschichte liegen noch größtenteils unentdeckt unter Wiesen, Feldern und Wäldern. Längst verschwundene Siedlungen, Hügelgräber, Keltengräber und Römervillen, ja selbst frühmittelalterliche Wachtürme werden nur durch Zufall entdeckt, wenn in der Ackerfurche Scherben, Ziegelstücke o. a. vom Pflug freigelegt werden. Ebenfalls werden diese Zufallsentdeckungen bei Ausschachtungsarbeiten von Neubauten, beim Ziehen von Drainagegräben und beim Straßenbau gemacht.

Nicht jeder Bauer, nicht jeder Arbeiter ist archäologisch soweit gebildet, daß er Tonscherben nicht für Reste eines Mostkruges hält, viel weniger noch können Laien Verfärbungen des Bodens für geschichtlich interessant halten. (Gerade Verfärbungen des Bodens sind für den Archäologen häufig aufschlußreiche Hinweise für längst vergangene Siedlungen.) Sollte die Erde irgendwelche wertvollen Gegenstände freigeben, verschwinden diese häufig unausgewertet in Privatsammlungen.

Durch den Einsatz von Maschinen in Baugruben gehen meistens kleinere Fundstücke verloren und tauchen später durch Zufall an anderen Stellen wieder auf.

Ein gutes Beispiel dafür bietet der Pflanzgarten des Gammertinger Stadtwaldes. Ein großer Teil des beim Schulneubau nicht benötigten Humus wurde zur Verbesserung des Bodens in den Pflanzgarten gebracht. Bei den sommerlichen Arbeiten darin, wurden immer wieder mittelalterliche Keramik-Teile gefunden, die ursprünglich aus der Baugrube des Schulneubaues stammen.

Des öfteren melden Baufirmen und Bauherren bewußt nicht angeschnittene Zeugnisse unserer Geschichte, um wegen der wissenschaftlichen Grabungen nicht in Zeitverzug zu kommen.

Durch Unwissenheit, falsch verstandene Sammlerfreude, durch Einsatz von Maschinen und nicht zuletzt durch bewußtes Verschweigen gehen häufig aufschlußreiche Zeugnisse der Heimatgeschichte verloren.

Um dies wenigstens teilweise zu vermeiden, müßte eine systematische Luftbildforschung von den zuständigen Stellen betrieben werden. Ein schönes Beispiel für den Ansatz zu einer solchen Forschung gibt das Auffinden des römischen Gebäudes auf der Markung bei Sigmaringen, als Heeresflieger der Bundeswehr durch Luftaufnahmen das Vorhandensein eines Mauergeviertes feststellten. Könnten zuständige Stellen (Landesamt für Denkmalspflege) diese Möglichkeiten, die die Heeresflieger der Bundeswehr mit ihren langsamfliegenden, mit Spezialkameras ausgerüsteten Flugzeugen bieten, nicht mehr ausnützen? (1960 hat das Landesmuseum Bonn zur Luftbildforschung die Möglichkeiten, die die Heeresflieger bieten, weitgehend ausgeschöpft.)

Wie kann nun eine solche Forschung betrieben werden?

In der Photographie wird Schräglicht besonders gern beim Photographieren von flachen Reliefs, Münzen angewandt. Das einfallende Schräglicht läßt Erhebungen klarer erkennen. Ähnlich ist es bei der Nutzung des Luftbildes für archäologische Zwecke. Das schräg fallende Sonnenlicht eines klaren morgens oder abends läßt Erhebungen oder Vertiefungen im Boden durch die Schattenwirkung besonders deutlich erkennen. Bodendenkmäler, die auf diese Art erkannt werden, bezeichnet man als „Schattenmerkmale“. Leider werden auf diese Weise nur noch wenige Bodendenkmäler gefunden, da in unserer Kulturlandschaft der Pflug seit Jahrhunderten alles einebnet.

Eine weitere Möglichkeit, die besonders in Kulturlandschaften angewandt wird, macht sich die Störung der Schichtenordnung des Bodens zunutze.

Obwohl durch die einebnende Wirkung des Pfluges keine Oberflächenspur mehr festzustellen sind, kann die Luftbildkamera trotzdem die Umrisse von Bodendenkmälern feststellen. Wie ist das möglich? Durch Eingriffe in dem Boden, sei es durch Bau von Gräben, Gruben oder Mauerfundamenten, wird die natürliche Schichtung des Bodens gestört. Diese Narben bleiben für immer bestehen.

Häufig ist der Boden im Inneren anders gefärbt als an der Erdoberfläche. Dieser andersfarbige Boden gerät nun nach oben und zeugt hier von einer früheren Störung der Bodenschichtung.

Auch durch häufiges Pflügen kann diese Verfärbung nicht verwischt werden. Diese „Bodenmerkmale“, wie der Fachmann diese Art Spuren nennt, können natürlich nur in frisch gepflügtem und geeegtem Acker, besonders während der Herbst- und Frühjahrsbestellung wahrgenommen werden.

Als dritte Möglichkeit lassen sich Bodendenkmäler auf Grund der „Bewuchsmerkmale“ aus der Luft wahrnehmen.

Die Störung der Schichtenordnung macht sich auch im Pflanzenbewuchs bemerkbar.

Einstige Gruben und Gräben speichern Feuchtigkeit, aus denen die darauf wachsenden Pflanzen ihre Wasserreserven bei Trockenheit ziehen. Diese Pflanzen bilden Streifen, Vierecke oder Kreise, die inmitten der trockenen als saftig grün erscheinen.

Umgekehrt ist es bei Pflanzen, die auf unterirdischen Mauerresten stehen. Ihnen mangelt es an Feuchtigkeit, und sie erscheinen deshalb gelber als die darunterstehenden.

Voraussetzung für das Erkennen der Bewuchsmerkmale ist natürlich eine geschlossene Pflanzendecke, am besten Gras oder Getreide.

Alle angeführten Merkmale sind auf Luftbildern deutlich als Grautöne zu erkennen.

Kurznachrichten

Zwing und Bann

Der Südwestfunk berichtete vor einiger Zeit über den „Kampf der sog. Salpeterer im südbadischen Hotzenwald gegen Zwing und Bann im Hauensteinerland“ nach einem Manuskript von Konrad Winkler. Es steht zu vermuten, daß letzterer keine Ahnung hat, was Zwing und Bann bedeutet, sonst würde er keinen solchen Unsinn geschrieben haben. In der Dreifelderwirtschaft war von selbst ein Flurzwang nötig: In jedem Esch mußte gleichreifes Getreide geerntet werden. Also im Sommeresch nur Sommerfrucht, im Winteresch nur Winterfrucht, während der Brachesch für die freie Weide freiblieben mußte. Da konnte es keine Ausnahme geben, schon weil meist zu wenig Wege zu den Aeckern bestanden. Außerdem mußte man die Sommer- und Winterfrüchte für das Weidevieh verbieten, (und das eben heißt bannen) sonst wäre ja kein Ackerbau möglich gewesen. Auch die Wiesen, die Heu geben sollten, mußten bis zum Herbst geerntet, d. h. für den Zutritt gesperrt werden, gewöhnlich von Jergentag an (23. April). Auch der Jungwald wurde geerntet, d. h. geschützt gegen Verbiß durch Ziegen und Schafe. Der ganze Bezirk, in dem diese Verbote bzw. diese Rechtsordnung galt, hieß „Zwing und Bann“, also die gesamte Gemarkung! Gegen diese Rechtsordnung und deren Gebiet konnte es unter vernünftigen Menschen natürlich keinen Kampf geben, wollte man nicht die Ernährung der Gemeinden in Frage stellen.

Man sprach auch von „Zwing- und Bannsteinen“ und meinte damit die Grenzsteine der Markungsgrenze. Die Aufsicht und Strafgewalt über Zwing und Bann lagen meist in Hand der Gemeinde selbst, manchmal freilich hat auch die Obrigkeit sie kräftig in die Hand genommen, wohl nicht zum Nachteil der Gemeindeglieder und Ortsbewohner, sondern zu deren offensichtlichem Nutzen. Zwing und Bann sind somit gleichzusetzen mit *D o r f r e c h t* und dessen Reichungsgebiet und daher auch in Beziehung zu bringen mit der Handhabung und Durchführung dieses Rechtes, also auch mit dem Ortsgericht. In späterer Zeit redete man von Bann oder Bahn einer Gemeinde, von *Bahnloochen*, das sind Grenzzeichen an Steinen oder Bäumen oder Pfählen. Das Gebiet einer Gemeinde wurde manchmal auch als „Zehnten“ (Zeanta) angesprochen, soweit eben der Zehnte der Hauptfrüchte eingezogen werden konnte. Noch heute gibt es Flurnamen wie *Bannholz*, *Bahnshachen*, *Uf dem Zehnten* und ähnliche. Uebrigens sagt man in Ringingen statt jemand bezwingen „ihn bannen“. Als mein erster Neffe zur Welt gekommen war und ganz friedlich in seinem Bettchen lag, besuchte ihn Dettas Gabriel, der gerade 5 Jahre zählte. Als er den Kleinen sah, meinte er allen Ernstes: „Dea bann i no (Ueber den werd' ich noch Meister)!“ Krs.

Weidevertrag Heiligenzimmern—Bernstein 1515

Zu wissen sei aliermenniglich, die diesen Brief ansehen oder hören lesen, daß etlic Spänn und Irrung erwachsen sind wegen einer Zufahrt und Weide zwischen den ehrbaren Brüdern zu Bernstein und dem Vogt, Gericht und ganzen Gemeinde des Dorfes Horgenzimmern. Daher haben wir Hans von Stadion, Obvort der Grafschaft Zollern und zu Haigerloch, und mit mir Bernhard Bolz, Schultheiß zu Haigerloch diese Spänne mit beider Parteien Zustimmung übereingebracht, gerichtet und geschlichtet, wie folgt:

Die Brüder mögen 32 Haupt Vieh haben, Rindvieh, aber nicht mehr, dazu noch 4 oder 5 Stück Zugvieh ungevarlich, als Zugrosse. Diese Zugvieh-Stücke mögen sie voraus weiden und nicht unter das Zimmerner Vieh treiben. Mit allem mögen sie fahren bis unter das Dorf, und darüber nit, dann über die Tränke ungefährlich, und danach von der Tränke wieder hinter sich hinaus hinter dem Dorf hinab über den Bach der Weide nach, wie von alters her, ohne Arglis und Gefährde. Und das Hag soll stehen und soll gehen in 1 Stein in den andern, und nit weiter verrückt werden den Marken nach. Und soll das Hag innerhalb dem Markstein stohn, und sollen die von Zimmern nit über die Markstein fahren. Item der erste Stein steht oben am Acker, gleich bei dem Stein, der die von Kilchberg (Kloster) und die Brüder scheidet, und zeigt umb und umben am Hag abhin, bis unten an den Weiherwuhr. Und von demselben Stein uf und uf bis zu der Lucken; dort steht auch ein Stein am Hag. Dann umb und umbin aus einem Stein in den andern, bis in den Stein ob dem Weiheracker. Und sind der Steine überall vierzehn nacheinander gesetzt, mit beeder Parteien Wissen und Willen, und haben selbst einander die Marksteine helfen setzen. Item und mögen die Brüder die Saugkälber denselben Herbst auch wohl austreiben, unverhindert von Seiten deren von Zimmern, aber ferner nit. Item die Kälberwies sollen die von Zimmern den Brüdern bannen für und für in Ewigkeit, ohne alle Irrungen, Hindernus und Eintrag. Auch soll diese Richtung und Tädung den Brüdern an ihren Freiheiten, so sie vom Fürsten von Oesterreich haben, keinen Schaden noch Nachteil bringen alwegen und zu ewigen Zeiten. Zwei gleichlautende Briefe wurden hierüber gemacht, für jede Partei einen. Jede hat versprochen, bei guten Treuen bei diesem Vertrag zu bleiben... Wir beide Parteien haben den edlen Hans von Stadion unsern Junker als Tädungsmann gebeten, sein Siegel an den Brief zu hängen, ebenso den ehrsamem Martin Koller, Schultheiß und Keller zu Haigerloch... der Brief ist geben am Samstag an St. Luzien Tag der hl. Jungfrau, als man zählt von Christi unsers lieben Herren Geburt fünfzehnhundert und fünfzehn Jahr (13. Dez.). Ha 413, S. 238 im Erzbisch. Archiv Freiburg.) Kraus

Volksmision 1767 scheint in Ringingen oder Umgebung gewesen zu sein. Es fiel mir nämlich in Ringingen ein Andachtsbildchen des hl. Ignatius v. Loyola in die Hände. Ignatius im Habit mit Birett, rechts neben ihm ein Kreuz im Boden in Art unserer Feldkreuze, auf der andern Seite des Heiligen ein Drache, dem er mit einem Stock droht, darüber schwebend im Strahlenkreuz leuchtend IHS. Unten steht „I. N. Stöcklin sculpsit; S. Ignatius Loyola, soc. Jesu Fundator. Wider den bösen Feind und Zauberer.“ Auf der Rückseite ist mit Tinte geschrieben: „P. Joseph Hiermayer, anno 1767, Missionari“. Größe 7,7 zu 12,3 cm. Krs.

Die Ringinger Burgruine auf dem Nähberg, manchmal kurz aber unrichtig „Ruine Nähberg“ genannt, wurde im Spätherbst 1963 durch eine Betondecke gegen die Witterungseinflüsse abgesichert. Der staatlichen Forstverwaltung gebührt hierfür der Dank aller Heimatfreunde. Die Arbeiten wurden durch die Fa. Hönes-Salmendingen und die Waldarbeiter durchgeführt, nachdem die obere Kante des Bergfrieds eingeebnet und Zimmermeister Alex Hochticher die Verschallung angebracht hatte. Sobald weitere Mittel zur Verfügung stehen, will man die schadhafte Westecke des Turmes wieder ergänzen. Historisch hieß die Burg stets Ringingen, heute besser „Hohenringingen“. Dagegen entstand der Name des Nähberges aus Nehberg, und diese Form entwickelte sich aus *A n E h e n b e r g* (= eckiger Berg). Krs.

Ein Dingrecht zu Gruol, das mindestens seit 1400, vermutlich aber schon lange zuvor durch den Abt von Alpirsbach oder seinen Beauftragten jährlich dreimal (um Martini, Lichtmeß und 1. Mai) stattfand, wird von Hans Rommel in seinen „Freudenstätter Heimatblättern“ Nr. 11 vom 11. Nov. 1963 behandelt. Das Vogtbuch des Klosters beschreibt um 1400 die Rechte der Untertanen des Klosters und ist abgedruckt bei Reyscher, Altwürttbg. Statutarrechte 1834, S. 34—42. Sämtliche klösterlichen Untertanen müssen jeweils vor dem Dinggericht erscheinen. Entschieden wurde über Erb und Eigen, liegende und fahrende Habe und niedrigergerichtliche Strafen, nur nicht, „so es den Lüten an das Leben gieng“. Erfolgte ein Urteil nicht einstimmig, so war Berufung an ein anderes Gericht zu Wittershausen, Niederdobel, Dornhan, bis ans Stuhlgericht zu Alpirsbach möglich. Dieses tagte aber nicht im Kloster selbst, sondern im nahen Röttenbach. Das Gerichtssiegel, das Rommel abbildet, zeigt einen auf einem Stuhl sitzenden Stabhalter; daneben steht der Abts-Stab. Alpirsbacher Urkunden, die vor allem unser Grune oder *G r u o l* betreffen, brachte die „Hohenzollerische Heimat“ 1962, S. 42, 60; 1963, S. 14. Krs.

Schurtag—Schuddig

Vom „Schurtag“ zum „Schuddig“ dem Elztäler Fasnetnarren bzw. dem Fasnethäß, ist nach Prof. Dr. K. S. Bader (in *Schau-ins-Land* 1963, S. 99—115) nur ein kurzer sprachlicher Schritt. Schurtag bedeutet in alten Urkunden bis um 1800 herauf soviel wie *Aschermittwoch*, so 1417 „Schuirmittwuch“ (Bern i. d. Schweiz), 1493 Schurtag (Reichshofen i. Elsaß), 1576 Schaurtag (Gengenbach), 1577 „alte Fasnacht, als ein ehrsamer Rat und ihre Hausfrauen geschaurt haben“ (ebenda); 1604—1608 Schurtag (Wolfach), 1606 Schawertag (Kinzigtal), 1630—32 „Aschermittwoch, genannt der Schaurtag“ (Wolfach), 1643 „über den Schaurtag ist von der Stadt Haslach i. Kinz. der Burgerschaft an Wein geben worden 3 Ohm 6 Maß“; 1680 „als mich die Weiber am Suertag geschaurt haben, hab ich ihnen 2 Maß Wein bezahlt“ (Sasbach bei Achern); 1789 Abhaltung des Schurtig (Elzach). Aus Schurtig wurde nach Bader der Schuddignarr, bzw. das Schuddighäs. (Im Schwäbischen hätte man Schuutig mit langem u erwarten dürfen!) Der eigentliche Fastenbeginn war verschieden, oft erst am Sonntag *Invocavit*, also dem ersten Fastensonntag!

Zur Erklärung des Wortes Schurtag macht Bader mehrere Versuche, um schließlich auf ein schweizerisches Wort „schürren, scheuren“ o. ä. hinzuweisen, das heute im Prättigau so viel als „schwarz machen“, oder „mit Ruß verschmieren“ bedeute. Dabei ist „eine sinn-gemäße Verbindung mit der am Aschermittwoch den Kirchgängern auf die Stirn gestreute Asche offensichtlich“. Dies will jedoch in unserer Gegend durchaus nicht jedermann einleuchten. Dagegen in Köln habe man 1911, berichtet mir ein Gewährsmann, den Gläubigen ein deutliches tiefschwarzes Aschenkreuz auf die Stirne gemalt! Bei uns wird nur etwas graue Asche auf das Haupt gestreut, und zwar in Kreuzform. Dagegen hat Schurtag in allen Belegen Baders den Begriff des Trinkens und Essens! Nur bei der Nachricht von 1680 aus Sasbach ist leider nicht klar, worin das Schauern der Weiber bestand, worauf sie erst nachträglich Wein bekamen.

Ein von Bader nicht angeführtes „Historisches Wörterbuch der Elsässer Mundart“ von Charles Schmidt (Straßburg 1901) bringt Seite 315 drei weitere urkundliche Belege: „Im Jahre 1263 starb der Bischof Walther (von Straßburg) an dem Schürtag“; 1431: „es sollen die Meister der Tucherzunft den Zunftgenossen geben auf den Schürtag den Morgenimbis“; um 1490: „an dem Eschermittwoch, den man nennt den Schurtag“ (Geiler von Kaisersberg). Als Erklärung gibt Schmidt an, was er im „Glossarium Ger-

manicum“ von Scherz (Straßburg 1781 S. 1454) fand: Schürtag sei der Aschermittwoch, komme von schüren, reinigen, und bedeute dies absolutionis (Tag der Lossprechung).

Ein solcher Tag war jedoch der Aschermittwoch schwerlich, wenn man auch in alter Zeit den öffentlichen Büßern an diesem Tage ihr Bußgewand und die geweihte Asche gab. Ob man ihnen wohl auch teilweise das Haar als Zeichen der Buße schor? Dies würde auf Schur- Abscheren (bzw. u. U. sogar Schererei, Quälerei, Verdruß) führen, was aber nicht passen will. Denn der Begriff des Trinkens wäre damit völlig unerklärt.

Ob Schur mit Schafschur im Frühling und einem damit verbundenen Trunk etwas zu tun hat, ist schwer zu beweisen. In unserer Gegend scheint der Aschermittwoch doch dafür etwas zu früh zu sein, dagegen sei er in Südfrankreich nicht außergewöhnlich. Man dachte bei Schür auch schon an Auskehr der Fasnet, also scheuern, und dies klingt gar nicht so übel.

Vielleicht liegt die Lösung des Rätsels in der mittelhochdeutschen Femininform schiure = Becher, Pokal (M. Lexer, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch 1930, S. 184). Schur- oder Schuirtag wäre dann bei Annahme eines entsprechenden Tätigkeitsworts der Tag des Bechers, Pokulierens, Trinkens und Essens, so wie alle Beispiele Baders es verlangen! Uebrigens bedeutet das der Schur zugrundeliegende ahd. sceron nicht nur scheren, sondern auch „ausgelassen sein“, was für das schweizerische „Schürelen“ und den Schurtag ausgezeichnet passen würde, wenn man nicht an das lateinische scurra = der Spaßmacher erinnern will (Kluge—Götze, Etymol. Wörterbuch 1934, S. 514). Ein Zusammenhang mit diesem lat. Wort könnte durch die Klöster leicht geschaffen worden sein, da diese ja bekanntlich viele Fastnachtsbräuche vermittelt haben. Aber es müßten noch mehr urkundliche Nachweise vor dem Jahr 1500 beigebracht werden, bevor man das letzte Wort sprechen kann. Joh. Adam Kraus.

Das Grab der Königin Arnegunde

In St. Denis bei Paris, der Krönungsbasilika vieler fränkischer Könige, hat man seit 1957 systematische Grabungen veranstaltet, wobei eine Menge alter Gräber bis zur Römerzeit zutage kam. An einer Stelle fanden sich drei Steinsärge (Sarkophage) übereinander, welche die Nummern 11, 49 und 46 erhielten. Das jüngste Grab der drei, das Nr. 11, enthielt eine reiche Männerbestattung mit prachtvollen Waffenbeigaben, die aber noch nicht veröffentlicht sind.

Das mittlere Grab Nr. 49 stellt einen Kalkstein-Sarkophag dar mit dem Skelett einer 45jährigen Frau, deren Füße gegen die Wand stießen, so daß oberhalb des Hauptes ein freier Raum blieb. Sofort fielen den Gelehrten zwei große Scheibenfibeln (Spangen mit Sicherheitsnadeln) mit einzelligen herrlichen Verzierungen auf. Man unterlegte den ganzen Fund im Sarg in vier Teilen, hob sie sorgfältig heraus und untersuchte sie mit aller Gründlichkeit im Laboratorium. Bald stellte sich heraus, daß es sich um eine blonde Frau von etwa 1,55 m Größe handelte, die an den Schläfen zwei Goldnadeln trug, die einst einen seidenen Schleier zusammenhielten, der um das Haupt geschlungen war und über die Schultern herabfiel. Außer den 2 Fibeln fanden sich eine große vergoldete Silbernadel und eine prachtvolle Gürtelgarnitur. Diese hatte die Frau nicht an, sondern sie war ihr zwischen Kleid und Tunika mitgegeben worden. An den Ärmeln der Tunika zeigte sich eine schön gestickte Borte aus Satin mit Goldfäden. Ferner fand man Strumpfbänder aus Leder mit herrlichen Schmuckstücken verziert, und feine Schuhe aus Leder mit Riemen und um die Waden gewickelte Kreuzlederriemen. Die Frau trug selbst noch einen Ledergürtel ohne Metallteile, der das Kleid zusammenfaßte und merkwürdigerweise, wie die Lunge der Toten, erhalten geblieben war. Die Gürtelschließe zeigt Stierköpfe. So konnte man im wesentlichen die Kleidung der Frau rekonstruieren: Das Hemd bestand aus sehr feinem Linnenstoff, das Kleid darüber aus violetter oder leicht indigofarbiger Seide, das von der Schulter bis zu den Knien reichte. Die Beine waren mit Leinenstrümpfen bedeckt, und zwar aus größerem Leinen als das Hemd. Ueber dem Kleid trug sie eine lange Tunika aus rotbrauner sehr feiner Seide, die fast bis an die Füße reichte. Eine lange Nadel stak darin, und oben wurde sie durch die beiden Goldspangen mit roter Amandeinelage und Kreuzmuster zusammengehalten. Vom Haar und Kopfschleier sah man noch Reste bei den beiden Goldnadeln, die den Schleier einst zusammenhielten. Die Tote ruhte auf einer leuchtend roten Decke, die seitwärts über sie eingeschlagen war. Darüber lag noch ein Linnentuch. Die Gürtelgarnitur stellt ein Unikum dar aus silbervergoldeter Unterlage und

einer Schilddornschnalle. Die Riemenzunge der Strumpfbänder zeigt zwei beißende Tierköpfe, nämlich Raubvögel mit gekrümmten Schnäbeln. Zu erwähnen sind noch 2 Körbchen Ohringe und ein Siegelring am linken Daumen aus massivem Gold. Die Schuhriemen zeigen Schnallen mit feinem Schlingenwerk und stilisierten Tierköpfen. Neben dem rechten Fuß lag unter dem Oberschenkel eine kleine Flasche, und neben dem Haupt einige Münzen, ferner einige in einem Lederbeutel in Gürtelgegend. (Heidnische Gräber zeigen manchmal Münzen im Munde des Toten als „Ueberfahrtgeld“ für den Götterhimmel). Und nun der Trumpf: Der Siegelring trägt die Inschrift „Arnegunde regine“ (Siegel der Königin Arnegunde). Nach Feststellung der Forscher De Nord und Fleury handelt es sich um die zweite Gattin Arnegunde des Königs Chlothars I., Schwester seiner 1. Frau Ingunde, also die Mutter des Königs Childerich. Da letzterer im Jahre 539 das Licht der Welt erblickte, wird seine Mutter um 520—525 geboren sein. Weil sie laut Totenbefund im Alter von 45 Jahren abgerufen wurde, muß das Grab in die Zeit zwischen 565 und 570 gehören. Die Schmuckgegenstände des Grabes geben wichtige Anhaltspunkte für die Datierung anderer Fundgegenstände jener Zeit. Bekanntlich ist schon im Jahre 1655 aus dem Grabe Childerichs sein Siegelring mit dem Namen geborgen worden. (Nach Prof. Dr. Jankuhn—Göttingen.) Krs.

Chor- und Altarweihe in Glatt?

Von Glatt gelangte folgende lateinische Urkunde ins Staatsarchiv nach Sigmaringen. Oberstaatsarchivrat Dr. Stemmler hatte die Güte, eine Abschrift zur Verfügung zu stellen, die hier ins Deutsche übertragen ist:

1293 Januar 6.: „Bonifatius, durch Gottes Güte Frater und durch göttliche Gnade Bischof, Angehöriger des Ordens der Augustiner-Eremiten und Vertreter in geistlichen Sachen des ehrwürdigen Vaters und Herrn, Rudolfs, von Gottes Gnaden Bischofs von Konstanz (wünscht) allen, die dieses Schreiben sehen, ständiges Heil im Herrn.

Allen sei kund, daß wir auf Bitten des Herrn (Ritters) Uolrich von Nüwenegge einen Chor und Altar konsekriert haben und zwar den Altar zur Ehre der seligsten Jungfrau Maria, des Bekenners Nikolaus, der Jungfrau Katharina, des Märtyrers Valentin und des Bischofs und Bekenners Augustin. Allen die reumütig sind und beichten und diese Kirche am Weihejahrtag, den wir auf den Tag der Unschuldigen Kinder festsetzen, und an den Tagen der genannten Schutzpatrone besuchen, verleihen wir 40 Tage Ablass der Hauptsünden und 1 Jahr der läßlichen Sünden. Zu Urkund dessen ließen wir dieses Schriftstück fertigen und mit unserem Siegel bekräftigen. Geschehen und gegeben im Jahre des Herrn 1293, am Tage Epiphanie.“

Es ist eine Pergamenturkunde von 18 zu 11,5 cm Größe, deren anhängendes Siegel verloren ist. Auf der Rückseite steht lateinisch: „Chorweihe“.

An das

Postamt

in

Der Konstanzer Weihbischof Bonifatius I. episc. Bossoniensis, ist von 1289 bis 1299 nachzuweisen. Bischof Rudolf selber, ein Graf von Habsburg-Lauffenburg, wird 1274 bis zu seinem Tode am 3. April 1293 erwähnt. Zu Ritter Ulrich von Neuneck, der 1299 in Glatt wohnhaft war, bringt Seb. Locher¹⁾ einige Daten bei. Bereits 1292 hatte er erwachsene Söhne und Töchter.

Trotzdem in der Urkunde kein Ort genannt ist, nahmen Hodler²⁾ und Herberhold³⁾ an, es habe sich um die Pfarrkirche und den Hochaltar von Glatt gehandelt, die vermutlich kurz vorher neu errichtet worden seien.

Ersterer führt keine Gründe an, die Gründe Herberholds aber scheinen mir nicht überzeugend zu sein! Denn a) Die Herren von Neuneck hatten an verschiedenen Orten der Gegend Besitzungen, nicht nur in Glatt. b) Im Gegensatz zu anderen Glatter Urkunden trägt gerade diese auf der Rückseite keinen Archivvermerk, lag also offenbar dem Archivar vom Kl. Muri bzw. dem Pfarrer von Glatt nicht vor. c) Es muß als höchst auffällig bezeichnet werden, daß nur von einer Kirche, nicht Pfarrkirche, und einem Altar, nicht Hochaltar, die Rede ist. In kirchlichen Urkunden wäre dies außergewöhnlich. d) Patrona der Pfarrkirche von Glatt ist neben der Ehrenpatronin Maria seit 1337 nachweisbar bis heute der heilige Gallus, nicht St. Nikolaus. Das Kloster St. Gallen erhielt hier schon zu Anfang des 8. Jahrhunderts Besitz.⁴⁾ Um 1200 aber war der Einfluß des Schweizer Klosters bei uns so stark im Rückgang begriffen, daß eine Neuwahl des hl. Gallus zum Kirchenpatron als völlig ausgeschlossen zu gelten hat! Vielmehr dürfte St. Gallus schon um 800 Kirchenpatron in Glatt geworden sein.

Somit wird m. E. mit dem neugeweihten Chor und Altar eher irgend eine Kirche oder Kapelle im Gebiet des Ulrich von Neuneck gewesen sein, vielleicht im Wasserschloß zu Glatt, das sicher schon damals bestand, wenn auch in anderer Form. Mit einer Kapelle wird es sicher ausgestattet gewesen sein. Auch der heutige Chor der Kapelle springt in den Graben vor, könnte also nachträglich errichtet worden sein.

J. Adam Kraus.

Anmerkungen: 1) Locher in Mitt. Hohz. 11 (1877) S. 77, bzw. richtiger 93. 2) Hodler, Oberamt Haigerloch 1925, S. 714. 3) Herberhold in Hohenz. JHefte 1938, S. 137 Anm. 2. 4) Hohenzollerische Heimat 1959 S. 11.

Der Steinhilber Augstberg ist tatsächlich nach frdl. Mitteilung des Oberlehrers Bernh. Butz in Vermgendorf, wie er auch im Festbuch des Männergesangsvereins 1962 S. 30 angibt, bis ins vorige Jahrhundert Weide gewesen. 1843 hat man erstmals auf dem „Augstberg“ versuchsweise 6 Eichen und 2 Eschen gesetzt. 1872 auf dem hinteren Augstberg eine Waldkultur angelegt und 1889 auch auf dem vorderen. Somit ist die Erklärung des Namens aus „awist“ = Schafstall, Schafhürde wahrscheinlich zutreffend.

Krs.

BESTELL-SCHEIN

zum Bezug der „Hohenzollerischen Heimat“

Ich/wir bestelle(n) ab sofort zum laufenden Bezug durch die Post Stück „Hohenzollerische Heimat“, Verlagspostamt Gammertingen, zum halbjährigen Bezugspreis von DM 1.40.

Vor- und Zuname

Genauere Anschrift

Dieser Bestellschein ist bei Neubestellung bzw. Nachbestellungen der nächsten Poststelle aufzugeben. Um deutliche Schrift wird gebeten.

OSTERN

Wenn die Lämmer weiden
Nach des Winters Scheiden,
Grünt der fahle Rain,
Dann wird Ostern sein.

Wenn die Veilchen sprießen,
Ihren Duft verfließen,
Zwischen Blatt und Stein,
Dann wird Ostern sein.

Wenn die Vögel singen
Und die Glocken klingen,
Wenn die Seele rein,
Dann wird Ostern sein.

Wenn die Herzen schlagen
Nach des Sturmestagen
In des Kreuzes Schein,
Dann wird Ostern sein.

Maria E. Flad.

Vier Heimatbilder (Haigerloch, 2 Sigmaringen und Inzigkofen, dieses ums Jahr 1700) brachte die Druckerei Holzinger u. Co. in Hechingen auf Weihnachten in sehr schöner neuartiger Reproduktion heraus, die jeden Heimatfreund mit Freude erfüllen werden, zumal diese alten Ansichten sehr selten sind. Sie geben einen ausgezeichneten Wandschmuck.

Judenschnecken heißt man auf der Alb und wohl auch anderswo die nackten, roten oder schwarzen, über fingerlangen, gehäuselosen Schnecken, die bei Regenwetter an allen grasigen Wegen und im Wald zu sehen sind. Warum aber Judenschnecken? Wer kann Auskunft geben? Krs.

Katzenbeeren nennt man in Ringingen und auch sonst die schwarzen Johannisbeeren, vermutlich wegen des Geschmacks, der manchen Leuten nicht behagt. Er erinnert sie angeblich an gewisse „Visitenkarten“ der Katzen. Die Beeren sind bekanntlich sehr reich an Vitaminen.

Zu Pfr. Fidelis Engel, von dem in dieser Zeitschrift 1952 S. 39 die Rede war, hat der hochverdiente 88jährige Pfr. i. R. Theodor Selig in Riedlingen (Kirchstr. 2) einige wertvolle Ergänzungen mitgeteilt, die sowohl im Nekrolog Engels im „Freib. Diöz. Archiv“ 17, 1885, S. 22 als auch bei Eisele im Aufsatz über die Sigmaringer Geistlichen (Mitt. Hohz. 58, 36) fehlen. Engel war am 18. Juli 1769 in Bingen geboren, am 2. Juni 1793 geweiht, 1794 Vikar in Stetten, dann 1795 Cooperator in Offingen am Bussen und Herausgeber der ältesten bekannten Bussen-Wallfahrts-Gebete mit dem Titel „Beständige, bis in den Tod dauernde Andacht gegen die mildreichen schmerzhaften Mutter Gottes Maria auf dem Bussenberg.“ Am Schluß nennt er sich F. E. C. I. = Fidelis Engel Cooperator Indignus (unwürdiger Cooperator oder Mitarbeiter). Man vergleiche das Büchlein von Pfr. Th. Selig „Unsere liebe Frau vom Bussen (1. Aufl. 1921), 2. Aufl. 1951, S. 32, wo erstmals die Autorschaft angegeben ist. Damals, 1795, wirkte übrigens dort ein sehr wallfahrtsfeindlicher Pfarrer! Engel war dann 1798 Vikar in Gutenstein, wo er im J. 1800 Pfarrer wurde; seit 18. 9. 1810 Pfarrer in Wilflingen bei Riedlingen, schon 11. Januar 1818 Dekan und Stadtpfarrer in Riedlingen, dann 1. Oktober 1818 daselbe in Sigmaringen und zugleich Rektor des neugegründeten Gymnasiums in Heddingen, auch geistlicher Rat der Regierung. 1824 kam er als Pfarrer und geistl. Regierungsrat nach Veringendorf. Später wurde er auch erzbischöflicher Kommissar für Hohenzollern. Er starb im Alter von 84 Jahren am 13. Juni 1853. — Bemerkung sei noch, daß H. H. Pfr. Selig auch das älteste Wallfahrtsbild von Deutstetten (als Druck, mit Gebet) dem Herrn Dr. Senn für die Hohenzollerische Heimatbücherei Hechingen überlassen hat!

J. A. Kraus.

Berichtigung: In Jahrgang 1959, S. 33 dieser Zeitschrift ist in die Ueberschrift ein „en“ zu viel hineingerutscht. Der Kohlenmeiler, in dem der Dorfschmied sein Holz verkohlte, hieß nämlich in R. „Kohlhaufer“ im Gegensatz zu dem in der Werkstatt aufgeschütteten Kohlenhaufen. „Kohlhütte“ nannten wir auch die provisorische Wohnung bei dem Meiler, solange dieser in Betrieb war, und noch jahrelang auch die Stelle im Walde.

Die Verfasser tragen für den Inhalt ihrer Abhandlungen die Verantwortung.

Hohenzollerische Heimat

Vierteljahresblätter für Schule und Haus

Preis halbjährlich 1.40 DM

Herausgegeben vom Verein für Geschichte,
in Verbindung mit



Kultur- und Landeskunde in Hohenzollern
der hohenz. Lehrerschaft

Druck:

Schriftleitung:
Josef Wiest, Rangendingen
25 Y 3828 F

Buchdruckerei S. A c k e r, Gammertingen
Postscheckkonto Stuttgart 35 892
Bank: Hohenz. Landesbank Gammertingen 15

Nummer 3

Gammertingen, Juli 1964

14. Jahrgang



Der Verein für Geschichte, Kultur- und Landeskunde Hohenzollerns verlor am 3. April 1964 seinen 1. Vorsitzenden Se. Königl. Hoheit Franz Joseph Prinz von Hohenzollern. Die Veröffentlichungen der „Hohenzollerischen Heimat“ fanden stets das besondere Interesse des Heimgegangenen. Die Verbreitung unseres Blattes lag ihm sehr am Herzen. Wir werden ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Nikolaus Maier, stellv. Vorsitzender.

Auf unseren Straßen und Wegen um 1900 herum

Die ersten „Dampfscheeßen“ in Rangendingen

von J. Wannenmacher

Wer von der älteren Generation tagtäglich die schnittigen Autos aller Art und Größen, Lastwagen und Motorräder nahezu pausenlos durch unseren Ort fahren sieht, der erinnert sich dann und wann auch gerne der Zeiten, da diese Verkehrsmittel noch nicht unsere Straßen beherrschten.

Um das Jahr 1900 herum prägten noch die Fußgänger und das einfache Pferde-, Ochsen- oder Kuhgespann das Bild auf unseren Straßen und Wegen. Die Fußgänger gingen einzeln oder in Gruppen gewöhnlich mitten auf der Straße. Auch die Fahrzeuge bevorzugten die mittlere Fahrbahn, und bei den Fuhrleuten stand der Begriff „Linksüberholen“ noch nicht so fest in ständiger Beachtung, wie dies heute der Fall und notwendig ist. Wollte man ein Gespann überholen, so ließ man einfach die Peitsche knallen und ist mit ein paar kräftigen „Hü“, „Wüsch und Hott“ kurzerhand „voargefahre“.

Auf Ortsstraßen und Wegen sah man in jener Zeit selten auch Gruppen spielender Kinder, die sich mit dem Ball und im Frühjahr besonders gern mit dem Kreiselspiel — in der Mundart „Tremsale“ genannt — vergnügten. Zog einmal „Fahrendes Volk“ des Weges, so war bei jung und alt der „Wunderfütz“ groß. Die gelbe Postkutsche gehörte zum vertrauten, alltäglichen Bild.

Gelegentlich kam auch der berittene Gendarm aus der benachbarten Kreisstadt Hechingen ins Dorf. Sein schmuckes Roß trug ihn in stolzer Gangart durch Gassen und Wege, wo er dann als Vertreter der machtvollen Obrigkeit und Wächter der öffentlichen Ordnung gestrengen Blickes allüberall nach dem Rechten sah. Unsere Bevölkerung erwies ihm hierbei, wenn auch teilweise mit gemischten Gefühlen, untätigst „Reverenz“. — Das waren in der Tat noch gemütlige Zeiten! —

Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zeigte sich nun auch der Einbruch der Technik und damit der Beginn tiefgreifenden Umwandlungen des ganzen Lebens und Treibens auf allen Verkehrswegen. Das Neue kündigte sich an mit dem Erscheinen des einfachen Fahrrades, das aber zu damaliger Zeit am Orte erst in wenigen Exemplaren in Benutzung stand. Die Entwicklung und auch die Vermutungen gingen jedoch weiter. Schon sprach man von einem Wagen „ohne Pferd und ohne Deichsel!“ Der eine oder andere hatte schon irgendwo einmal so ein neumodisches Fahrzeug gesehen. Was wurde hierüber nicht alles Mögliche und Unmögliche erzählt? Ein Teufelswagen oder eine Himmelsgabe konnte nach den Darstellungen und Berichten dieses neuartige Gefährt ohne Deichsel und Pferde sein! Jedermann sehnte sich darnach, es bald einmal persönlich sehen zu können. — Und plötzlich fuhr eines Tages das erste Auto, eine „Dampfscheeß“, wie man im Volksmund sagte, durch das Dorf. Welche Aufregung! Einer rief es dem andern zu: „A Dampfscheeß, a Dampfscheeß kommt!“ Die Leute sprangen aus den Häusern, Türen und Fenster flogen auf, Verwunderung und großes Erstaunen lagen auf allen Gesichtern! Für manche war diese Neuheit, dieses Ereignis im ersten Augenblick kaum faßbar. „D' Welt ischt nemme reacht“ rief der Xavere kopfschüttelnd seinem Nachbarn zu. „Scheeßa aohne Roß, so ebbes, dös ka it guat ausgau!“ Und die alte Pätäre meinte resigniert: „Jo, ja — do hämmers, wir leabet in de letzte Zeite; in dr Sibille Weissagung stohts gschriebe, wenn amol Scheeße fahret aohne Roß und aohne Deichsel, noch goht bald d' Welt unter!“

So tief hat das Erscheinen des ersten Autos das Denken und die Gemüter der damaligen Menschen bewegt. Wo man ging und stand, war davon die Rede. Und doch, gemessen an den heutigen Personenwagen, wie einfach sah dieses neuartige Fahrzeug damals noch aus! In seinem Aufbau ähnelte es noch ganz der altbekannten Pferdekutsche (Scheeße) mit aufgeschlagenem Dach. Vorne saß etwas erhöht der Lenker des Wagens am Steuerrad, fleißig die Gummihupe bedienend, um Menschen und Tiere von der Fahrbahn zu verschrecken. Hinter sich ließ er schnaufende und polternde Wagen gewöhnlich eine mächtige Fahne von Abgasen und Dämpfen zurück, daher der Name „Dampfscheeße“. Im Sommer gesellte sich dazu noch eine dichte Wolke von Straßenstaub, weil um jene Zeit unsere Straßen und Wege noch nicht geteert und asphaltiert waren. Machte die Dampfscheeße einmal Halt und wollte man sie nachher wieder in

Gang bringen, so mußte der Motor erst angekurbelt werden. Das war oft keine leichte Arbeit. Anlasser gab es damals noch nicht. Also holte der Fahrer eine Kurbel (Triebel) hervor, die stets unter seinem Sitz lag, steckte sie in die vorne am Wagen sichtbare Kurbelwelle und mühte sich, umstanden von aufmerksamen und auch witzigen Zuschauern, meist eine ganze Weile ab, bis der Motor endlich „pfutzgete“ und wieder ansprang. Mit einem „Gott sei Dank“ setzte er sich dann erleichtert auf seinen Sitz, schaltete Hebel hin und her, hupte und fuhr dann wieder ab. Eine Schar fröhlicher Schulbuben rannte oft noch ein Stück Weges hinter der Dampfscheeße her, was bei ihrer damals noch geringen Geschwindigkeit der Jugend große Freude bereitete.

Wer war nun der Besitzer dieses ersten Autos, das zu Beginn dieses Jahrhunderts durch Rangendingen kutscherte? Es gehörte einem Geschäftsmann aus Jungingen, der hierzulande nur unter dem Namen „Hupatone“ bekannt war. Meines Wissens lautete sein richtiger Name Anton Bumiller. Den Uebernamen „Hupatone“ haben anscheinend seine sprachschöpferischen Landsleute wegen des Autohupens zugelegt. Er hat aber diese ihm verliehene originelle und gemütvollte Titulierung niemanden übel genommen. Das beweist folgende heitere Begebenheit: In Rangendingen wirkte s. Zt. an der hiesigen Volksschule Lehrer Theodor Beiter aus Höfendorf. Er war ein wohlbeleibter Junggeselle, an der Schule überaus fleißig und beliebt, und auch außerhalb der Schule sehr leutselig und hilfsbereit, ein „Volkslehrer“ vom echten alten Schlag. Als guter Gesellschafter kehrte er eines Tages zur Vesperzeit in der „Wirtschaft zur Krone“ ein. Dort saß noch ein Herr am andern Tisch, es war der „Hupatone“, der wohl der Wirtin, nicht aber dem Lehrer Beiter bekannt war. Zwischen der Wirtin und dem Lehrer entspann sich bald ein Gespräch und schnell war man damit bei der ersten „Dampfscheeß“ und dem „Hupatone“ angelangt. Neugierig, wie Beiter war, fragte er die Wirtin dies und jenes und dabei gebrauchte er immer wieder den Namen „Hupatone“. Sobald aber dieser Uebername über seine Lippen kam, wurde die Wirtin auf ihrem Stuhl unruhig, zwinkerte vielsagend mit den Augen in der Richtung des fremden Gastes, doch Lehrer Beiter verstand nicht. Im Gegenteil! In seiner Begeisterung für das neue Fahrzeug tat er einen kräftigen Schluck aus seinem Glase und meinte dann herzlich: „Ich möcht nur auch mal diesen Malefizkerle, den Hupatone, sehen und sprechen.“ Im selben Augenblick erhob sich der Tischnachbar, der bis jetzt schmunzelnd dem Gespräch zugehört hatte, trat vor Beiter hin und bekannte treu und bieder: „Herr Lehrer, i be dr Hupatone!“ Lehrer Beiter war im Augenblick etwas verduzt und machte ein erstauntes Gesicht, doch bald löste ein herzliches Lachen aller die Spannung, und der Hupatone und Lehrer Beiter unterhielten sich beim Bier noch lange freundschaftlich miteinander.

Längere Zeit war das Auto vom „Hupatone“ das einzige Gefährt dieser Art, das dann und wann den Ort passierte. In jenen Jahren fand eines Tages auch ein Heeresauto besonderes Interesse und erregte nicht wenig Aufsehen. Es war um das Jahr 1908 herum, als im Herbst wieder große Manöver auf unserer Gemarkung abgehalten wurden. Im Anschluß hieran fand auf dem „Maibühl“ unter der uralten Maibühllinde eine Offiziersbesprechung statt, an der auch russische und japanische Offiziere als Gäste teilnahmen. Noch wartete alles auf den Korpskommandeur, den Herzog Albrecht von Württemberg. Es hieß, er käme mit einem Auto von Hirrlingen her. Sogleich rannten die Schlachtenbummler in Scharen an die Straße, um das angekündigte Heeresauto aus der Nähe betrachten und mustern zu können. Es ließ auch nicht lange auf sich warten. Da stand es plötzlich als Bewunderung erregende Neuheit an der Straße! Es war schon ein etwas längerer und bequemerer Wagen, doch die Räder hatten noch hölzerne Speichen und vorne steckten zwei große Karbidlampen. Wachen verwehrten allzu eifrigen Forschern eine zu gründliche Untersuchung. Dieses Auto war damals das einzige bei der ganzen Heeresgruppe.

Die weitere Entwicklung des neuen Verkehrsmittels war nicht mehr aufzuhalten, und das Vertrauen zu demselben wuchs immer mehr. Oefters sah man nach und nach eine neue „Dampfscheeß“. Jede erregte bei ihrem Kommen jeweils größte Aufmerksamkeit bei der Bevölkerung. Auf dem Felde stellten die Bauersleute eine Weile die Arbeit ein,

sahen dem Auto nach und unterhielten sich darüber. — Zwei praktische Aerzte, Dr. Cluß, Hechingen, und Dr. Mock, Haigerloch, waren dann die ersten, die in einem Auto zu ihren Krankenbesuchen ins Dorf kamen. Ihre Wagen waren überall, wo sie hielten, schnell von jung und alt umringt und wurden eingehend gemustert. Allmählich gewöhnten sich die Leute auch an die aufkommenden Autos und ließen auf den Straßen die entsprechende Vorsicht walten. Wenn es oft auch mehrere Tage, mitunter gar Wochen dauerte, bis wieder so eine Dampfscheeß kam, so rief die Mutter jetzt doch, bevor sie aufs Feld ging, ihren Kindern zu: „Gehnd it uf d' Schtrooß, 's könnt a Dampfscheeß komme!“ Und der Vater schärfte seinem Buben, der ihm in der Erntezeit den Wagen aufs Feld bringen mußte, immer wieder ein: „Sitz mer it uff, und gib acht, wenn a Dampfscheeß kommt!“ Gerade die Zugtiere wurden anfangs von diesem motorisierten Straßenpassanten oft sehr verängstigt. Bei ihrem Nahen zeigten sie große Unruhe, schnaubten und wollten vom Wege ab. Man faßte sie dann fester beim Halfter, hielt ihnen die

Hand vor die Augen und redete ihnen gut zu. Dennoch kam es immer wieder vor, daß zu ängstliche Tiere scheuten, mit dem Wagen davon rannten und Fuhrmann und Mitfahrende in große Gefahr brachten. — Später gewöhnten sich auch die Gespanne vollständig an die neuen Teilhaber im Straßenverkehr.

So nahm vor rund 60 Jahren hierzulande eine umwälzende technische Entwicklung ihren Anfang und ihren Einzug. Der eine oder andere mag versucht sein, über diese einst so primitive „Dampfscheeß“ und die Begleitumstände bei ihrem ersten Erscheinen überheblich zu lächeln. Doch, wer organisch denkt, wird erkennen, daß aller Anfang schwer ist, und daß große Opfer gebracht, viel Energie, Zähigkeit und Wagemut eingesetzt werden mußten, bis das neue Verkehrsmittel, das ein ganz neues Zeitalter auf diesem Sektor einleitete, in den Dienst der Menschen gestellt werden konnte. Das Goethewort: „Wir leben vom Vergangenen“, vom Fleiß und der Arbeit früherer Geschlechter, hat auch heute noch seine Gültigkeit.

„Arme“ Auswanderer

Von Josef Schäfer

In Bittelbronn, Amt Haigerloch, war im Jahre 1797 der Bauer Peter Kost, ohne leibliche Erben zu hinterlassen, gestorben.

Die Erben waren demnach die Geschwister und deren Kinder. Von denen saßen in Bittelbronn: die ledige Schwester Anna Kost und die Kinder des verstorbenen Bruders Xaver, namens Wendelin, Xaver, Josef und Theresia Kost.

Die Schwester Katharina hatte den Bauern Josef Stengel in Wachendorf geheiratet; der Bruder Hansjörg war um 1770 nach „Hungarn“ ausgewandert und hatte sich im Schwabendorf Novoselo an der unteren Donau niedergelassen.

Die Erbaueinandersetzung ist nicht nur ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte eines Dorfes, sie widerlegt auch urkundlich den alten Vorwurf, unsere Auswanderer wären ohne Ausnahme als Bettler ins Land der Wahl gezogen, sie wären erst dort im Schutze des Staatsvolkes zu Reichtum und Wohlstand gelangt.

Der Erblasser Peter Kost in Bittelbronn war ein wohlhabender Bauer gewesen. In den Kriegszeiten am Ausgang des 18. Jahrhunderts hatte er der Landschaftskasse Haigerloch „zur Bestreitung der gegenwärtig äußerst dringenden Kriegsausgaben eine Barschaft von 200 Gulden zu 5 Prozent geliehen“. Auch die Gemeinde Bittelbronn schuldete ihm ein Darlehen von 100 Gulden. Weitere 473 Gulden waren an Bauern des Dorfes ausgeliehen. Thomas Reich hatte aus dem Nachlaß eine trächtige Kalbin für 26 Gulden und der Schwager Josef Stengel alle Stiere für 231 Gulden gekauft. Auch ein Bürger von Haigerloch hatte eine Schuld. An barem Geld waren noch 52 Gulden vorhanden.

Das Haus mit Scheuer und Hofraite, nebst dem daran gelegenen Gras- und Kräutergarten, ein- und anderseits an Jakob Kost gelegen, vorne auf Josef Kost und hinten auf Veit Kostens Garten stoßend, erhalten die noch ledige Schwester Anna und die Kinder des verstorbenen Bruders je zur Hälfte mit allen daraufstehenden Gerechtsamen für und um nach Fleckenbrauch mit 500 Gulden.

Vererbt wurden weitere 8 Viertel Wiesen und 54 Viertel Aecker und 12 Viertel Wald, zusammen 74 Viertel (7,4 ha), ein Besitztum, das zu einem Erbhof ausgereicht hätte. Die angesetzten Grundstückswerte sind je nach der Lage der Grundstücke verschieden.

An Gütern:

1 Viertel in Heimgarten, einerseits die Allmand, anderseits Johannes Kost 100 fl

An Wiesen:

1 Viertel in Hängerwiesen, einerseits und anderseits Jakob Kosten 100 fl

1 Viertel beim großen Garten, einerseits Jakob Kost, anderseits Peter Schäfer jung 65 fl

1 Viertel im Brunnen-Kohl, einerseits Jakob Kost, anderseits Pelagi Pfister und Jakob Kost 65 fl

1 Viertel in Brunnenwiesen, einerseits Johann Fechter, Vogt, anderseits Johannes Jopp (Hipp?) 70 fl

2 Viertel in Kozenwiesen, einerseits Jörg Stehle, Bauer, anderseits Josef Kost 40 fl

1 Viertel in Lüzelswiesen, einerseits Simon Fechter, anderseits Adam Kost 35 fl

1/3 Viertel in Pfälter Wiesen, einers. Peter Schäfer jg., anderseits Peter Schäfer alt 10 fl

An Ackerfeld:

1 1/2 Viertel im Herrenweg, einerseits en Anwander, anderseits Adam Kost und Thomas Reich 80 fl

1 1/2 Viertel allda, einerseits Johannes Kost, anderseits Anton Stehle 60 fl

2 Viertel in Sandackern, einerseits Georg Stehle alt, anderseits Jakob Kost 35 fl

Zelg Laibe

1 Viertel im Teich, einerseits Thomas Reich, anderseits Johann und Simon Fechter 35 fl

4 Viertel im Baurenfeld, einerseits Josef Schäfer, anderseits Simon Fechter 120 fl

1 Viertel bei der Lüzelswies, einerseits Gnädigster Herrschaft, anderseits Adam Kost 10 fl

2 Viertel in der Kohlgrub, einerseits Jakob Kost, anderseits der Weg 25 fl

Zelg Berken:

1 1/2 Viertel im Metzenthai, einerseits Josef Kost, anderseits Paul Kost 80 fl

1 1/2 Viertel in Steigäckern, einerseits Johann Kost, Vogt, anderseits Peter Schäfer jung 35 fl

2 Viertel das Braithe Jäuchertle, einerseits Josef Schäfer, anderseits Jakob Kost 75 fl

2 Viertel der Lettenacker, einerseits die Allmand, anderseits Ambrosi Fischer 30 fl

2 Viertel der Baumacker, einers. Moritz Löffler, Schmied, anderseits Thomas Henger und Athansy Jopp 70 fl

3 Viertel beim Berkenwald, einerseits Anwänder, anderseits Peter Schäfer alt 70 fl

2 Seiten auf Berken, einerseits Jakob Kost, anderseits Peter Schäfer alt 40 fl

1 1/2 Viertel allda, einerseits Jakob Henger, anderseits Johannes Jopp 30 fl

Zelg Buchen:

2 Viertel auf Buchen, einerseits Sebastian Schäfer, anderseits Jakob Fechter 50 fl

4 Viertel allda, einerseits Ambrosy Fischer, anderseits Thomas und H. Henger 75 fl

5 Viertel in Mailand, einerseits Thomas Henger, anderseits Johann Pfister 100 fl

2 Viertel Birkenkere, einerseits Anwander, anderseits Michel Winz 40 fl

2 Viertel zwischen den Rheinen, einerseits Johann Hipp, anderseits Konrad Huber von Weildorf 35 fl

1 1/2 Viertel am Bürgerhölzle, ein- u. anders. Anton Winz 35 fl

Krautländer:

1 Stückle bei der Bucheneggert, einerseits Adam Kost, anderseits Veit Kost 15 fl

1 Stückle alla, einerseits Athansy Jopp, anderseits Wendelin Schäfer 15 fl

An Waldung: 3 Jauchert (120 ar) bei der Kohigrub, der Weildorfer Witthau, anderseits Jakob Kost 60 fl

Erlös 108 fl

An Vieh: 1 rotgesternte Kuh = 26 fl; 1 andere rote Kuh = 36 fl; 2 heurige Kälber = 16 fl; 3 Hennen = 1 fl.

An Baurengeschirr: 1 aufgemachten Wagen, Pflug, Eggen, Ochsenkarren samt Joch und Riemen und was dazu gehört: 44 fl.

An Fruchten: 3 Malter 12 Viertel (1030 Liter) alte Vesen = 11 fl = 41 fl, 5 Malter 4 Viertel (1440 Liter) neue Vesen = 52 fl, 3 Malter alten Haber (822 Liter) = 22 fl, 1 Malter 4 Viertel (484 Liter) neuen Haber = 6 fl, 8 Viertel Gersten = 8 fl, 20 Viertel Weizen = 24 fl, 12 Viertel Roggen = 12 fl, 8 Viertel Riederreuthere = 2 fl.

3 Wannen Heu je 10 fl = 30 fl; 1 Wanne Oehmd = 15 fl; 110 Stück Korn- und Weizenstroh je 5 kr = 8 fl 20 kr; 15 Stück Roggenstroh je 5 kr = 1 fl 15 kr; 25 Stück Haberstroh je 3 kr = 1 fl 15 kr; 25 Wicken- und Erbsenstroh je 5 kr = 1 fl 15 kr.

Betten: 1 Ober- und 2 Unterbetten = 18 fl, 3 Pfulben = 6 fl. 42 Ellen reisten Tuch je 20 kr = 14 fl; 48 Ellen awerkeses Tuch je 12 kr = 9 fl 6 kr. 4 Bettzücken = 4 fl; 4 Leintücher = 1 fl; 4 Tischtücher = 1 fl, 4 Hemden = 1 fl.

Kleider: 1 blauer Mannsrock = 4 fl; 1 schlechter Rock = 1 fl; 1 altes rotes Leible = 30 kr; 1 Paar alte lederne Hosens = 1 fl 30 kr; 1 Paar Ueberstrümpf.

Schreinwerk: 1 Kleiderkasten = 10 fl; 1 Trog = 6 fl; 1 Mehltrug = 4 fl; 1 Trögle = 1 fl; 1 anderes Trögle = 1 fl; 1 Bettstatt = 4 fl.

Pfannen, Hafen, Kessel, Strohstuhl, Sägen, Beil, Dengelgeschirr, Hauen, Schaufeln, Flegel, Reithern, Vorschaufel, alles zusammen 18 fl 28 kr.

Das gesamte Vermögen wird „unter Brüdern“ auf 3567 Gulden geschätzt. Darauf lasten 132 fl Verbindlichkeiten. Die gnädigste Herrschaft erhält als Sterbfall 66 Gulden; der Sarg kostet 8¼ Gulden; für Beerdigungskosten und Seelenämter erhält der Pfarrer von Weildorf 4 fl 26 kr, der Mesner und Organist 22 kr, der Totengräber usw. 2 fl.

In heute üblichen Werten umgerechnet, dürfte Peter Kost ein Vermögen von 50 000 DM hinterlassen haben (nach jugoslav. Währung rund 560 000 Dinar). Davon erbte jedes der 4 Geschwister 858 Gulden, in heutigem Geldeswert etwa 12 500 DM oder 140 000 Dinar. Mit diesem Erbe konnte sich Hansjörg Kost in Novoselo schon sehen lassen, und wir glauben nicht, daß er heute als „armer Ansiedler“ gelten würde. Dazu kommt, daß auch sein elterliches Vermögen weit über 1000 Gulden gewesen sein muß (160 000 Dinar).

Nun war aber Hansjörg vor seinem Bruder Peter gestorben. Er hinterließ bei seinem Tode, am 8. Januar 1795, aus seiner ersten Ehe mit seinem Weibe Theresia einen am 27. Mai 1773 geborenen Sohn Josef und aus seiner zweiten Ehe mit einer Maria Magdalena eine am 18. Februar 1792 geborene Tochter Brigitte.

Am 11. Oktober 1798 ersucht das Amt die Herrschaft Vukovar um Mitteilung, wie man das Erbe nach Novoselo schicken könne. Das bare Geld könne sofort abgehen, wogegen die Grundstücke nicht sofort „versilbert“ werden könnten. Die dem Hansjörg zugefallenen Grundstücke wurden auch unter den Geschwistern verkauft und erzielten einen bedeutenden Mehrerlös. Dafür bitten sie „Geduld zu erweisen, indem die Leute bei gegenwärtigen harten Kriegzeiten mit dem Gelde nicht hender (eher) aufzukommen imstande sind als bis Georgi künftigen Jahres“. Den Waisen in Bittelbronn will aber die Beschaffung der Gelder zum Termin nicht gelingen, und sie bitten ihre Verwandten in Ungarn, doch selbst zu kommen, und das Geld zu holen.

Josef Kost geht daher zum Pfarrer in Novoselo und läßt ihn einen Brief an seinen Vetter in Bittelbronn, an den Vogt Kost, schreiben.

„Hochgeehrtester Herr Vetter!

Eueren an mich gestellten Zettel vom 7. Juli ds. Js. habe ich am 12. September von einem Mann von Eytingen, welcher von seiner Profession ein Schlosser ist, mit sehr großen Freuden empfangen. Was mich aber anbelangt bin ich mit meinem Weib noch gesund und wohlauf; es wird mich auch recht herzlich erfreuen, wenn ich vernehmen werde, daß euch meine Zeilen in guter Geundheit angetroffen haben. Ich berichtete auch dem Vetter, daß ihr in Eurem ersten Brief geschrieben habet, daß ich selbst zu Euch kommen solle, um mein von meinem verstorbenen Vater Hans Georg Kost sein Erbteil abzuholen, welches ich auch gerne getan hätte, nur pur allein um dieses erstes um mein väterliches Erbteil abzuholen und zweitens, um meines Vaters Vaterland zu sehen und mit meinen noch lebenden Freunden zu sprechen. Und nun naht auch der Winter herbey, so ist es mir diesfalls ohnmöglich, zu Euch zu kommen, maßen mir in meiner Wirtschaft ein merklicher Schaden geschehen könnte, weil ich mit meinem Weib nur ganz allein bin, und ich mir keine Leute halten kann aus Mangel des Geldes.

Dahero, liebster Vetter, gelangt meine untertänigste Bitte an Euch, mir das Geld auf den Wechsel zu überschießen samt einem Wechselzettel, wo ich das Geld erheben könnte, in Wien, Vukovar oder in Pederwarden. Nach Peterwarden hätte ich nicht so weit. Der Eytinger Mann hat mir auch gesagt, daß mein Brief von unserer Herrschaft mit Tauschein und Totenschein von unserem verstorbenen Vater seynd hinausgekommen, ich aber keine Antwort darüber bekommen habe, also bitte ich den Herrn Vetter zu berichten, ob es deme also ist oder nicht. Uebrigens bitte ich den Herrn Vetter um eine baldige Antwort, wieviel ich allem samt meiner Schwester zu bekommen habe. Vor welche hohe Gnad ich dem Herrn Vetter lebenslänglich dankbar seynd werde. Zum Beschluß folget von mir an Euch und alle, meine Freund und Verwandte, ein tausendfältiges Begrüßen und befehle Euch alle in Schutz Gottes und verbleibe Euer wahrer Vetter und Freund bis in den Tod.

Novoszello im Batscher Komitat in unter Ungarn, den 15ten September 1799.

Josef Kost und Brigitta Kost.

Als Antwort auf diesen Brief schickte der Vogtvetter am 21. November 1799 nach Ungarn 720 Gulden. Der Mehrerlös der Liegenschaften belief sich auf den dritten Teil, so daß nicht 858 fl, sondern 1108 Gulden nach Ungarn kommen. Die Pfleger Konrad Kost, Vogt, Johannes Fechter und Jakob Kost, führen die Pflegerechnung äußerst gewissenhaft. Dieser Restbetrag blieb bis 1807 in der Pflegschaft und war bis auf 321 fl angelaufen. Die Notjahre 1803—1805 und die fortgesetzten „harten Kriegzeiten“ hatten die heimische Landwirtschaft derart vernichtet, daß an eine Rückzahlung nicht zu denken war, wenn eine eigene Gant vermieden werden sollte. Das wollen selbst die Ungarnvetter nicht haben. 1811 endlich, als das Guthaben auf 400 fl angelaufen war, sind sie mit einer Auszahlung unter Verzicht auf die Zinsen einverstanden. Amtmann von Schütz ist überzeugt, daß es schon „schwer halten wird, von Wendel und Xaver Kost 77 fl Kapital einzubringen, denen die dormalig harte Zeit besonders zugesetzt hat.“

So hat Hansjörg Kost, der Auswanderer, 1108 Gulden Bruderverbe bekommen, nachdem er schon am 1. 8. 1796 720 Gulden väterlichen Erbanteil erhalten hatte.

Nicht ganz 2000 Gulden Vermögen hatte Hansjörg Kost nach Novoselo gebracht. In den Abzugsverhandlungen (Audienzprotokolle) hat der Auswanderer dieses Vermögen nicht in dieser Höhe angegeben; auch in den in Wien geführten Durchgangslisten führt er das Vermögen nicht an. Er konnte also sehr wohl als „wenig wohlhabend“ gelten, war es aber in Wirklichkeit keineswegs. Wenn man die soziale Lage, den Wohlstand oder die Armut der in Ungarn angekommenen Ansiedler beurteilen will, muß man neben den Abzugsverhandlungen auch die Erbauseinandersetzungen mitheranziehen. Dann wird aus manchem wegen „Armutei“ weggezogenen Vetter ein Bauer mit Erbe und Vermögen.

Die Rudolfstafel

von Karl König, Weildorf

Daß bei der Ausübung der Jagd oft absonderliche Dinge passieren, ist bekannt und fälschlicherweise geschieht den Jägern oft bitteres Unrecht, wenn sie von ihren Jagderlebnissen erzählen und die Zuhörer ein vielsagendes Lächeln nicht verbergen können.

Daß tatsächlich merkwürdige Dinge bei der Jagd vorkommen, beweisen folgende wahre Begebenheiten — also bitte — kein Jägerlatein!

Schon vor einigen Jahrzehnten geschah es, daß bei der Jagd auf Rehwild im Walddistrikt „Oberwithau“ westlich von Weildorf im Getümmel der Hatz ein flüchtendes Reh mit gewaltigem Satz einem aufgestellten Jagdhelfer mitten auf die Brust sprang, so daß dieser in nohem Bogen sich überschlagend ächzend am Boden wälzte.

Diese Begebenheit wurde damals viel diskutiert und belacht. Bürgermeister und Staatsrat Hermann Eger setzte darüber ein Denkmal in Form einer Gedenktafel, die heute noch, an der Stelle an einer Tanne befestigt, zu sehen ist. Unter einer drastischen Zeichnung in Oelfarbe gemalt, ist die Begebenheit dargestellt, wie das flüchtende Reh dem Jagdhelfer R.H. auf die Brust springt. Darunter ist zu lesen: — „Hier an dieser Waldesstelle, anno Tausendneuhundertzwanzig und vier, wurde Rudolf Hurm, — ach Herrjeh — umgerannt von einem Reh. —

Diese Erinnerungstafel ist noch vorhanden und heißt im Volksmund noch „Die Rudolfstafel“.

Münzschatzfunde in Hohenzollern

Der Schatzfund römischer Denare im Herbst 1963 in Sigmaringen gibt mir Anlaß, aus meinen Materialien zum Hohenzollerischen Münzwesen die mir bekannt gewordenen Schatzfunde zusammenzustellen. Mit einigen dieser Funde verbinden sich eigene Erinnerungen. Für die Funde von Beuron und Gutenstein liegen die Fundplätze nicht eindeutig fest, sie werden aber dicht bei unseren heutigen Grenzen zu suchen sein; ich habe sie daher hinzugenommen, denn wer weiß heute, wie damals die Besitzverhältnisse waren.

Fund im Donautal unweit Beuron

Nachricht vom Jahre 1961: Bald nach dem zweiten Weltkrieg wurde unweit Beuron ein kleiner Fund römischer Denare gemacht. Noch nahezu vollständig wurde er im Herbst 1948 in Freiburg i. Br. untersucht. Es waren Stücke römischer Kaiser aus dem Zeitraum 193—238 n. Chr. Vergrabungszeit wohl um 238.

Gauselfinger Schatzfund von 1951

Im Sägewerk Reichert-Gauselfingen fand man bei Planierarbeiten ein Tongefäß mit sehr alten, dünnen Münzen. Es waren Rottweiler Adlerbrakteaten und Händleinscheller aus der Zeit um 1300. Das Gefäß enthielt 46 Rottweiler silberne Adlerstücke und 22 silberne Händleinscheller. Der Hohenz. Landeskommunalverband kaufte den Fund und legte ihn nach Abgabe einiger Doppel in das Landesmuseum auf Burg Hohenzollern. Heute befindet er sich mit dem Tongefäß im Heimatmuseum der Stadt Hechingen.

Fund von Gutenstein 1935

Bei Bodenerneuerungsarbeiten in einem Keller wurde am 3. September 1935 ein Fund gemacht: einige cm unter dem Betonboden fand man mehrere Zinnkrüge mit alten Silber- und Goldmünzen. Es sind in der Hauptsache französische und spanische Münzen aus dem 17. Jahrhundert. Auch deutsche Stücke sind darunter, Prägejahre von 1668 bis zur folgenden Jahrhundertwende.

Haigerlocher Fund vom Jahr 1883

Bei einer Kandelausgrabung vor dem Hause des Schlossers Bolz hob man einen Münzfund von mehreren hundert Pfalzgräfl. Tübingschen „Dreiturm“ Silberpfennigen. 34 Stück kamen in das Fürstl. Museum Sigmaringen, einige in die Preussische Münzsammlung in Berlin. Ueber den Verbleib der Masse weiß man nichts. Und doch: ich besitze 9 Stück im Originalschmutz der Auffindung. Sie waren eingewickelt in ein Papierstück, das von einer Einladung zu einer Hochzeit jener Tage abgerissen war. Der damalige Oberamtmann Emele in Haigerloch hatte sie an sich genommen. Von seinen Nachfahren in Hechingen erhielt ich sie als Geschenk. Die Dreiturmpfennige waren im 13. Jahrhundert bei uns Kursgeld.

Kleiner Schatzfund Haigerloch etwa 1876

Dekan Schnell-Haigerloch teilt mit, daß bei Abbruch eines alten Hauses in Haigerloch 5 große und elf mittlere Silbermünzen und 23 teils kupferne, teils silberne Scheidemünzen gefunden wurden, aus der Zeit von 1643 bis 1676.

Goldmünzenfunde von Harthausen/Scheer 1890

Bei Grabarbeiten im Pfarrgarten fand man einen Topf, der eine größere Anzahl Goldmünzen in der Größe von 1 Mark- und 2 Markstücken enthielt. Sie stammen aus dem 17. Jahrhundert und sind wie prägefrisch. Ihr Goldwert beträgt über 1000 Mark. Es besteht Grund zu der Annahme, daß sie von einem früheren Ortspfarrer vergraben wurden und dann in Vergessenheit gerieten. Ueber den Verbleib des Fundes und seine Zusammensetzung ist nichts bekannt.

Hechinger Silberschatzfund vom Jahre 1858

In diesem Jahre fand man beim Aufbrechen des Straßenpflasters am Hause des Hofkonditors Nerz, Ecke Kirch- und Marktplatz, in einer Tiefe von etwa 2 Fuß einen Topf mit vielen alten Adlerbrakteaten und auch Händleinschellern. Die Adlerbrakteaten (Ganze und Halbstücke) sind Rottweiler Prägung und waren im 13. und 14. Jahrhundert Kursgeld wie auch die Händleinscheller. Den ganzen Fund kaufte die Kgl. Münze in Berlin für 124 Gulden. Damit war der ganze Fund für unser Land verschwunden, hätte nicht der Sohn eines der Ratsherren „eingegriffen“. Der Hechinger Altbürgermeister Mayer erzählte mir kurz vor seinem Tode: Während die Ratsherren den Fall besprachen, habe er kurz entschlossen hineingegriffen und einige Stücke eingesteckt. Er habe mich zu sich gebeten, um sie mir zu schenken.

Großer Schatzfund von Josephslust

In den „Fundberichten aus Schwaben“ lese ich aus der Zeit um 1890 bis 98, daß in Josephslust einige hundert kel-

tische Münzen gefunden wurden. Es waren wohl Regenbogenschüsselchen, die in einem Tongefäß lagen. Näheres ist nicht zu erfahren, doch wahrscheinlich stammen die vielen Regenbogenschüsselchen in der Fürstlichen Münzsammlung aus diesem Funde, dem wertvollsten unseres Landes.

Owinger Silberschatzfund vom Jahr 1951

Beim Ausheben der Wasserleitungsgräben fand man auf dem Grundstück des Anton Braun des Engelbert, im Vorgarten des Hauses Nr. 51 einen Münzschatz, etwa 0,50 m tief unterhalb der Mitte des Hausgiebels eine größere Anzahl von Münzen ohne Bild und ohne Jahreszahl. Die Münzen waren wohl zu Rollen geordnet und zeigten geringe Stoffspuren. Die Münzen kamen nach Stuttgart ins staatliche Münzkabinett und wurden dort untersucht. Es waren 270 Tübinger Dreiturmpfennige. Die Zeit der Vergrabung dürfte im Anfang des 13. Jahrhunderts liegen. Ich konnte an zwei Stellen 14 Stück zurückkaufen. Eine größere Anzahl liegt jetzt im Heimatmuseum der Stadt Hechingen.

Silberfund von Ruhestetten 1852

Der Klosterwalder Apotheker Sautermeister stellte 1852 einen kleinen Silbermünzfund sicher, der in diesem Jahre gehoben wurde. Der Fund kam 1957 in Sigmaringer Privatbesitz. Es waren noch etwa 20 Stück mittelalterlicher Prägung, z. T. nur Bruchstücke. Etwa 12 Stück sind sehr gut erhalten, darunter sind Stücke von Ulm, Konstanz und Württemberg.

Sigmaringer Silberschatzfund aus der Römerzeit

Bei den Ausgrabungen an der neuentdeckten großen römischen Siedlungsstelle auf Markung „Dreißig Jauchert“ in Sigmaringen fand man im Herbst 1953 in etwa 50 cm Tiefe unter dem durchstochenen Estrichboden 44 römische Denare. Der Schatz dürfte in der Zeit der Alemanneneinfälle 247—59 vergraben worden sein. Er liegt in der Fürstlichen Sammlung Sigmaringen. H. Fassbender, Hechingen.

Die Egert

Herr Dr. Josef Hepp in Mengen, ein eifriger Leser der „Hohenzollerischen Heimat“ teilte mit:

In der „Hohenz. Heimat“ Nr. 1 Jhrg. 1964 S. 6 bringen Sie einen Aufsatz „Die Egert“ von H. Burkarth. Darin heißt es: „Mit Sicherheit läßt sich nur sagen, daß es im 19. Jahrhundert auf der Alb keine Egertenwirtschaft mehr gab“. Die gibt es aber heute noch und gar nicht weit von Ihnen entfernt. Es ist das sogenannte Glemser Feld. Es gehört der Gemeinde Glems (zwischen Metzlingen und Eningen unter Achalm). Es ist 300 m hoch über Glems und dem 300 m hoch aufsteigenden Nordabfall der Alb gelegen. Es hat sich wohl deshalb noch erhalten, weil es so schwer, nur auf einer steilen, langen Steige zugänglich ist. Ein Segelflugplatz ist auch dort. Landschaftlich ist es ganz prachtvoll gelegen mit seinen Felsterrassen nach dem Echatz- und Ermstal. In der Mitte des Feldes steht ein großes Schafhaus, wo der Schäfer mit seiner für die Egert so wichtigen Schafherde haust. Wie wird es umgetrieben? Alle 7 Jahre wechselt der Umtrieb: Was Acker war, wird nun wieder 7 Jahre Schafweide. Wie die Fruchtfolge während der Ackerperiode ist, kann ich nicht mehr genau sagen. Wenn ich mich nicht irre, zuerst 2 Jahre Haber, dann Kartoffeln, dann Pferch in Weizen, Gerste und die letzten 2 Jahre Gras, damit für die Weide eine Grasnarbe vorhanden ist. Das Gras läßt man reif werden und gewinnt Grassamen, aber wie gesagt, genau weiß ich das nimmer. Wenn ich wieder nach Glems komme, will ich mich genau erkundigen. Also nochmal: 7 Jahre unterm Pflug, 7 Jahre Weide, damit sich das Feld wieder erholt. Die Erträge sind recht gut. Soviel ich mich erinnere, werden für die Aecker $\frac{1}{2}$ Morgen große Stücke gemacht und den Bürgern von Glems verpachtet. Außer dieser Egert kenne ich keine mehr. An Pflanzen sind mir vor allem aufgefallen das Tausendguldenkraut in großer Zahl und die so prächtige Zwergdistel (Egertendistel). Mit diesem noch lebendigen Beispiel dürfte der Begriff Egert geklärt sein. Das Wort selber ist nach wie vor in seinem Ursprung umstritten. E-Gerten in der Ehe einer Gemeinde, d. h. ein Feld, über das die Gemeinde wie beim Allmand bestimmen konnte...

Ich selber habe eine mögliche Erklärung: Aegerten, ähnlich Aewerg (Abfallweg beim Hecheln), so Aegerten = minderwertiger Acker.

Das Rätsel der keltischen Viereckschanzen

In Südwestdeutschland gibt es zahlreiche Wallanlagen, die meistens auf einer, die Umgebung beherrschenden Anhöhe liegen. Man bezeichnet sie als Viereckschanzen. Aus spärlichen Bodenfunden ließ sich schließen, daß sie aus der späten Latene-Zeit stammen (ca. 450 v. Chr. bis zur römischen Besetzung des Landes). Ueber ihren Zweck waren die Meinungen geteilt. Man hielt sie für Viehpferche, Festungen und Kultplätze. Die beste Erklärung war bisher die Festungstheorie. Man vermutete, daß sie nach dem Muster der römischen Lager gebaut waren. Auch die Lage entlang der damaligen römischen Nordgrenze sprach für diese Theorie. In Süddeutschland sind bisher etwa 250 solcher Viereckschanzen bekannt. Sie bestehen aus einem regelmäßigen Rechteck mit Wall und Graben. Die Seitenlängen sind durchschnittlich 70—90 Meter. Vor einigen Jahren habe ich z. B. auf der Höhe Blaize bei Gammertingen eine 45 x 90 Meter große Anlage inmitten eines großen Hügelgräberfeldes gefunden. So mag noch manche solcher Anlagen bisher unentdeckt in den Wäldern schlummern. In letzter Zeit wurde im Kreis Wolfratshausen in Bayern vom bayerischen Landesamt für Denkmalspflege eine Viereckschanze nach modernsten Methoden ausgegraben. Die Ausgrabung brachte des Rätsels Lösung: Die Viereckschanzen sind Kultstätten.

Im Inneren der Schanze wurden mehrere Gebäude gefunden, die wahrscheinlich einen überdeckten Umgang hatten. In der Mitte der Gebäude waren Feuerstellen. Da weder Abfälle, noch alltägliche Gebrauchsgegenstände gefunden wurden, konnte es sich nicht um Wohngebäude handeln. In einer zwei Meter breiten und sechs Meter tiefen Grube fand man einen bearbeiteten Holzpfehl eingerammt. Um den Pfehl herum konnten durch Spezialuntersuchungen Blut- und Organspuren von Tieren nachgewiesen werden. Offensichtlich wurden an dem Pfehl Tiere geopfert. In einer anderen, sehr tiefen Grube, fand man Blutspuren und einen eisernen Fleischhaken. Alle Viereckschanzen haben ein Tor, das man heute an einer Unterbrechung des Walles noch deutlich sieht. Die Tore liegen meistens nach Osten, jedoch niemals nach Norden. Dies weist ebenfalls auf eine kultische Beziehung hin. Es ist zu bedenken, daß die „Wälle“ ursprünglich Holz-Erdemauern waren. Wall und Graben sind zusammen ca. 16 Meter breit. Die Mauer erhob sich etwa 10 Meter hoch über die Grabensohle. Da diese Anlagen meistens auf einer beherrschenden Höhe errichtet waren, kann man sich gut vorstellen, daß sie einmal einen imposanten Anblick boten.

H. Burkarth

Der waidwunde Bock kam zum Jäger

In einer Kreisgemeinde hatte ein Jägersmann das Glück, einen kapitalen Bock, auf welchen er schon geraume Zeit früh morgens und spät abends geduldig und lautlos wartete, endlich vor das Schießseisen zu bekommen.

Der Jägersmann legte an — schoß — der Bock war getroffen, er überschlug sich und blieb am Boden liegen. Als nun der Jäger näher kam, sprang der Bock plötzlich auf und verschwand im Dickicht des Waldes. Da es schon recht dunkel war, konnte der Jäger das angeschossene Wild nicht mehr finden, er ging andern Tags früh hinaus, um die Suche fortzusetzen. Alles Suchen war aber vergeblich, der Bock blieb unauffindbar.

Als nun der Jäger sich am dritten Tage darnach aufmachte, auf seiner Wiese das Heugras zu mähen, sah er plötzlich dicht vor den Messern des Mähwerkes seines Schleppers einen leibhaftigen Bock aus dem Grase sich aufrichten und davonhumpeln. Der Mäher hielt seine Maschine sofort an, sprang mit einem Satz herunter und setzte dem flüchtenden

Wild nach. Nach kurzer Zeit hatte er den Bock eingeholt, packte ihn am Gehörn und rief begeistert aus: „Ha, dees ischt jo mei Bock!“

Weil nun der Jägersmann ein gutes Herz hatte, redete er liebevoll auf das zu Tode erschrockene Böcklein ein und trug es behutsam nach Hause.

Vielleicht war der angeschossene Bock auf dem Weg zu seinem Jäger, und vermutlich wollte er ihn an seinem Bett überraschen. So kam das arme Böcklein ausgerechnet auf die Wiese des Jägers, wo es sich wohl etwas ausruhen wollte, da es sehr müde und auch abgemagert war; es legte immerhin trotz seiner schweren Verwundung dabei einen Weg von mehr als einem Kilometer zurück.

Das ist eine verbürgte Tatsache — kein Jägerlatein — man sieht, es geschehen zwischen Himmel und Erde Dinge, die kaum zu glauben sind. — Aber lieber Leser, dies ist eine wahre Geschichte!

K. K., Weildorf

Wann kam das Dorf Rangendingen unter die Zollerherrschaft?

(Die nachstehenden Ausführungen und die Abhandlung [Das zweigeteilte Dorf Rangendingen im Mittelalter] in Nr. 2 Jhrg. 1964 dieser Zeitung berichtigen die im Kunstdenkmäler-Werk des Kreises Hechingen vom Jahre 1939 S. 252 stehende geschichtliche Einleitung über das Dorf Rangendingen.)

Die Zollergrafen besaßen in Rangendingen ein großes Hofgut, das ihnen jährlich durchschnittlich 150 Malter Getreide erbrachte. Das Gut war völlig zehnt- und steuerfrei. Die Dorfbewohner mußten alle anfallenden Arbeiten in ungemessenen Frondiensten verrichten. Am 1. August 1695 verkaufte Fürst Friedrich Wilhelm das Hofgut an verschiedene Bürger des Dorfes Rangendingen um 1200 Gulden (etwa 6 000 Goldmark). Das Gut umfaßte damals 1 Haus mit Hofraut, 2 Scheunen, einen halben Morgen Garten, 14^{1/2} Morgen Wiesen, 81^{1/4} Jauchert Ackerland und beträchtliche Waldungen. Die Aecker lagen in den besten Zelgen der Gemarkung: Lindach, Malmen und unter Hohenburg. Die nächsten Verwandten waren mit dem Verkauf nicht einverstanden, weil das Gut zum Fideikommiß, das heißt zum unveräußerlichen und unteilbaren Stammgut der Zollergrafen gehöre. Sie fochten den Verkauf an, es gab einen Prozeß, der bis 1770 dauerte. Die Rangendinger behaupteten, daß der Hof nicht zum Fideikommiß gehören könne, weil die ganze Gemarkung und das Dorf mit allen Rechten ursprünglich dem Ritter von Lindach gehörte. Dieser schenkte alle seine Güter, Gerechtigkeiten, Trieb und Tratt, Weid und Wasser, Felder und Wälder dem Dorf Rangendingen. Er hat unserer Armuth reiche Stiftungen verlassen, wie uns alljährlich

zum dankbaren Angedenken von der Kanzel verkündigt wird; in den damahligen trübseligen Zeiten nach des von Lindachs Tod ist unser Markt-Fleckhen an das Hochfürstliche Haus Hohenzollern gekommen.“ Nicht endenwollende Rechtsgutachten liegen vor, die der fürstliche Hof über das Gut einholte. (Vergl. Fürstl. Archiv Sigmaringen R 75 Fasz. 326.) Die Rangendinger wehrten sich tapfer, das Gut gegen Erlag des Kaufschillings zurückzugeben. Sie blieben in diesem Rechtsstreit Sieger. Die Rechtsgelehrten der Universität Tübingen sprachen sich klar für Rangendingen aus.

Der Ritter Hans Heinrich von Lindach stiftete 1302 oder 1303 das Frauenklosterlein in Rangendingen. Er soll in einem Krieg gefallen sein. Das dreibändige Werk von K. A. Schäfer: „Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien“ nennt einen Ritter von Lindach, der eine Burg in Schwaben besitze. (Vergl. Kraus, Hohenz. Heimat, Jhrg. 1962 S. 16). Man kann den Tod des Ritters von Lindach in die Zeit von 1310 bis 1320 legen. Das Dorf Rangendingen kam also um das Jahr 1320 an den damaligen Zollergrafen Friedrich genannt Ostertag. Bald darauf muß dann die Teilung des Dorfes, wie in der letzten Nummer dieser Zeitung berichtet wurde, erfolgt sein. Der Flurname Lindach, die beste Zelg der Gemarkung, blieb bis heute erhalten und bildet immer einen Hinweis auf den großzügigen Geber. Leider konnte der Standort der Lindachburg noch nicht gefunden werden.

Anmerkungen über Hechinger Maße: 1 Jauchert — 4 Viendel (Viertel) = 33,68 ar, 1 Morgen ungefähr 32 ar. Wiest,

Die Gnade Gottes kam zu ihm

von Kunstmaler A. Bantle †

Immer mehr entwachsen dem talentvollen und stillen Knaben Peter Lenz die Flügel über das beengende Tal der wilden Eyach und dem engbegrenzten Zollerland.

Sein Zeichenlehrer, der fürstliche Baurat Zobel, der die rasche Auffassungsgabe und die ständig sich mehrende Unruhe des heranwachsenden Jünglings wohl beachtete, gab ihm, als er, dem höheren Rufe seines Genius folgend, das Elternhaus verlassen mußte, den väterlichen weisen Rat mit: „Geh immer mit Menschen um, die mehr wissen als du selbst!“

Edel war die Dankbarkeit, die Lenz zeitlebens seinem heimatlichen ersten Lehrmeister bewahrte. Dankbarkeit ist großen Menschen immer eigen.

Allerdings gab Zobel der Urbegabung, die in dem suchenden Jüngling verankert lag, auch eine Wegrichtung fürs ganze Leben. Doch das Geheimnis aller Kunst, das zunächst in der klassischen Architektur ruht, das konnte ihn sein Lehrer nur ahnen lassen. Die höhere Offenbarung selbst war beiden noch verschlossen. Wohl lagen in den Bauwerken der Heimat schon manche innerlichen Beziehungen zur klassischen Kunst vor, die gefühlhaft der Lehrer nur ahnte. In seinem Schüler aber entfachten sie jene Unruhe, die Ausdruck innerlicher Berufung ist.

Früh verlor Lenz seinen Vater, dem er an der Hobelbank helfend zur Seite stand. Seine, ihn wohl tiefer verstehende Mutter sollte nun ihren stürmischen Sohn verlieren, den es in der Heimat nicht mehr litt. Als dieses Kind klein war, opferte sie es ganz besonders Gott auf vor seinem Altare. Nun forderte der Himmel dieses Opfer von ihr ein, und sie mußte es ihm geben, so schwer sie es auch empfand.

Der für jede besorgte Mutter gefürchtete Tag ist wohl der, wenn ihr Sohn hinaus muß ins Leben. Was sie in vielfältiger, selbstloser Hingabe gehegt, behütet und belehrt hat, geht nun in fremde Hände über. Was werden sie aus ihrem eigenen Fleisch und Blut gestalten? Werden gefühllose Fremde ihr Erziehungswerk günstig und gut beeinflussen? Wird der Sohn für Zeit und Ewigkeit ihr Kind bleiben? Oder wird man ihn entfremden?

Wo ein so mächtiges Drängen Kündler höherer Geistesgüter ist, wie schmerzlich, wenn sie ihm die Hand zum Abschied reicht! Zum zweitenmal muß er geboren werden, geboren an die Welt, die auf die Talente, die sie ihm gab, ein Anrecht hat.

Gesegnet der Leib, der einen Gottbegnadeten getragen, der Generationen durch seinen Genius zu beglücken vermag!

Mit dem Segen der Mutter wohlwollend bedacht und von ihren Gebeten begleitet, zog der Jüngling aus dem schönen Tal und der malerischen Heimat hinaus über das schwäbische Land gegen Bayern hin. Kaum wußte er seine Unruhe, sein Sehnen zu halten. Mächtig wollte sein Wissenshunger alle Schranken in ihm sprengen.

Für die süddeutschen Handwerker, die als Gesellen die Welt sich ansehen mußten und wollten, galt als höchstes Ziel, vor ihrer Rückkehr in Heimat und Meisterschaft, in der deutschen Stadt der Romantik, in Wien an der blauen Donau geweiht zu haben. Und wer als Schlosser oder Schmied von der Wanderschaft heimwärts kehrte und nicht einige Zeit in Wien arbeiten konnte, um dort am Stefansdomplatz einen in dieser Stadt selbstgeschmiedeten Nagel in den Stock von Eisen zu schlagen, der galt in der Gilde nicht als vollwertig.

Der kunstsinnige und kunstfördernde Bayernkönig Ludwig I. sammelte mit Energie alle bedeutenden deutschen Künstler und Gelehrten an seinem Hof, um die Residenzstadt München zu einem neuen Kulturzentrum auszubauen und Münchens Ruf als Kunststadt weiterhin zu erhalten.

Wie erfolgreich schon um die Jahrhundertwende 1600 der Bayernherzog Wilhelm V. bedeutende in Italien gebildete Künstler, besonders Niederländer, nach München berief, und durch deren Schöpfungen dieser Stadt ein hochbedeutendes künstlerisches Gepräge gab, wissen wir. Es lag nahe, daß ein so idealer König wie Ludwig I. durch jene künstlerischen Ansätze zu weiterem Kunstschaffen angeregt, das erhaltene Erbe erweitern würde. Eine in Deutschlands neuerer Geschichte unerhörte Kunstbetätigung jeder Art setzte mit seiner Regentschaft ein und bestimmte bis in unsere Zeit München zur deutschen Kunstmetropole.

So erklärt es sich von selbst, daß für diejenigen Süddeutschen, die den Genius der Künste in Geist und Blut die neuauftretende Stadt an der Isar, das Isar-Athen, München, ihres Herzens und Strebens Ziel ward,

Dorthin kam auch der neunzehnjährige Peter Lenz voll hoher Ideale und wenig Geld in der Tasche und wurde Schüler bei Professor Widmann, dem Bildhauer der Akademie. Er brachte es aber, von ständiger innerlicher Unruhe geschüttelt, zu keinem einzigen Schulerfolg und wurde fast das Entsetzen seines Lehrers. In herbster Enttäuschung sank sein Mut. Der Fluch aller Erbbelasteten offenbarte sich auch an ihm. Ja, gerade an diesem Grübler mehr als bei anderen Sterblichen.

Die Menschen, die er um Rat und Hilfe bat, hörten wohl das Rufen seines geistigen Hungers, hatten aber keine Mittel, diesem Sonderling zu geben, was er suchte. Man ließ ihn, wie so viele Auserwählte, die sich nicht nach einem kniffig ausgeklügelten Schema biegen lassen, den Berg herumlaufen, aber den Weg, der hinaufführte, konnte man ihm nicht weisen. Auf Zickzackumwegen, oft rückwärts tastend, und wieder vorwärtstürend, und oft anstoßend, vergingen, wie eine Irrfahrt in unbegrenztem Labyrinth, die Werdejahre.

Nur in Weihestunden, denen oft Stunden öder Verlassenheit voraus gingen, ließ ihm Gott Lichtstrahlen zukommen. So führte ihn ein gütiges Geschick vor die frühgriechischen Kunstwerke in der Glyptothek zu München, wo er tagelang in sich gekehrt, den Offenbarungen lauschte, die diese reine Kunst ihm wie jedem ersten Menschen mitzuteilen vermochte. Die griechische Frühplastik, die in den Aegineten ihren wunderbaren Ausdruck findet, enthielt für ihn alles: reine einfache Form, hohen edlen Geist und tiefe Religiosität. „Alles, was die christliche Kunst braucht, liegt in ihnen“, so sagte er, tiefinnerlichst überzeugt, hundertmal in seinem Leben zu sich und zu andern Künstlern.

Aber diese Lichtgaben konnte er noch nicht nützend ordnen. Er hörte wohl ihren übersinnlichen Klang und fühlte ihre übermenschliche Macht, aber die ewigen Gesetze, woraus diese Werke erwachsen und diese beispiellose Einfachheit sich bildet, konnte er noch nicht fassen, weil er noch zu wenig gelitten und noch nicht in Einsamkeit gereift war, um der künstlerischen Vollbegnadigung würdig zu sein. Der Mensch und Künstler, der selbst sterbend restlos sich aufgeben muß, ehe der Genius von seiner Seele den Totalbesitz ergreifen kann, und der im neugewordenen Menschen oder Künstler erst wie ein Kind zu stammeln, dann zu sprechen und nach und nach zu siegen und zu jubilieren vermag — wird erst dann begnadet, das Größte und das Reinste in aller Einfachheit mitteilen zu können, wenn er zuvor den Dornenkranz der seelischen Leiden in Geduld getragen hat.

So mußte auch für Peter Lenz, wie für jeden Großen erst das Golgatha, erst die Kreuzigung werden. Er irrte von Ort zu Ort, von München 1858 nach Nürnberg, wo er einige Jahre sich als Lehrer betätigte. Aber von neuer Unruhe gejagt, mußte er wieder in die Welt hinaus. Mit einem bescheidenen Stipendium kam er zwei Jahre nach Rom, verarmte bald in Italien und hatte nur noch den lieben Gott im Herzen und den Rosenkranz in seiner Hand.

Er schrieb darüber viele Jahre später an Professor Widmann, München (2. 11. 1890): „Ich ging 1862 nach Italien als ein großer Grübler und Zweifler, der ich, weil Sie wissen, in Ihrer Schule schon war — ein Mann, der immer nur zusammenschlug, was er bilden wollte, und nie vollendete. Die Antike hatte es mir angetan, ich sah, daß sie eine Kunst ganz eigener Art war. So wollte ich es auch machen, gewährte aber stets, wie weit ich davon entfernt war. Ich war ein recht unglücklicher Mensch, und nur das eine hielt mich, daß, wenn ich der Antike gegenüberstand, mir der Mut immer wieder wuchs, als ob es mir nicht fehlen könnte. In Italien, da ging es mir aber dann doch schlecht. Ich kam in eine Art Verzweiflung, da sich durchaus keine Möglichkeit bot, das zu erreichen, was nur als ein dunkles Gefühl in mir lebte. Die griechischen Vasenbilder und die Kunstwerke der Aegypter boten mir Erleichterung. Bei jener Einfalt wurde mir wohl, und so fing ich denn an, zum Gelächter vieler, in so primitiver Weise Versuche zu machen. Ich verließ dann Rom und ging nach Tirol in die Marmorgebirge auf drei Jahre (eine geschäftliche Konstellation machte mir das möglich) und studierte nur mehr einzig die alten Aegypter, ihre ganze Kunst in Architektur, Skulptur und Farbe, und so durch zwölf Jahre.“

Der Sinn der Einfachheit griechischer Kunst und ihrer Vasenbilder, die Wunder der ägyptischen Kultur, die Weisheit der guten Kunstwerke Italiens, die ewigen Schönheiten der Natur, sie treten nun, sich ordnend in seinem Geiste,

neben- und hintereinander. Er entdeckte ihre Geheimnisse und ihre göttlichen Gesetze, es kam Licht in seinen Geist. Seine Seele wird dem Genius hörig. Sie wird ihm gehorsam und empfängt den Schlüssel zu seinem eigenen persönlichen Stil: Die Gnade Gottes kam zu ihm, da er einsam geworden.

Hier in den Bergen Tirols, wo um ihn in den stillen Nächten das große Schweigen lag und die Ewigkeit ihren Herzschlag hören ließ, wo er so oft voll Sehnsucht an den Firnen entlang zu den Sternen auf sah, darf der Begnadete ungestraft nach ihnen greifen und sich einen herunterholen, um ihm in unbedingter Folgschaft treu zu bleiben ein Leben lang.

Diese Jahre zu Schlanders darf man als die werdende Sommerzeit betrachten, in welcher der Künstler von seinem Genius und vom Heiligen Geist tief befruchtet, still in sich gekehrt, ohne Lärm verharrt und sein Talent ausreifen läßt.

Der körperliche Hunger, dessen Qual er in Italien erlebte, die Entfremdung mit der Zeitkunst waren schwere Heim-suchungen. Und nun zog in den abgelegenen Bergen auch noch Krankheit in den Körper. Die leibliche Not und die seelischen Leiden zermürbten selbst diesen gesunden Menschen, der nun langsam zum reifen Manne sich bildete. Mit einigen kleinen Skizzen und Zeichnungen in einer abgegriffenen Mappe, aber für seine spätere Kunst schon die absoluten Offenbarungen, zog der krank gewordene Marmorbruch-Auf-seher 1867 wieder in die Heimat nach Haigerloch und wartete dort auf die sich langsam wieder findende Genesung als ein Unbekannter, ein eigener, aber ausgereifter Mann. Zwar ragte die Zukunft noch düster und dunkel über ihm, da er nicht wußte, was er beginnen sollte. Seine Gedanken und unerhörten Ideen belachte man überall, aber der Mann, der die Ideen gefunden hatte, mußte von der Vorsehung einen Weg gezeigt bekommen, den er zu der Verwirklichung gehen konnte.

Im kleinen Hohenzollernländle sprach man Ende der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts bis hinunter ins Eyachtal von der erst neu gegründeten Benediktinerniederlassung in der Exklave Beuron im romantischen Donautal, und wie dort jene Mönche den alten, fast vergessenen Choralgesang

so herrlich und erbauend vortrug. Auch Peter Lenz in Haigerloch hörte davon. Sein lebhafter wie unruhiger Geist wollte ihn auch einmal mit eigenen Ohren vernehmen. Auf der Insel Reichenau im Bodensee, wo er in der Familie der Malerin Benfinger sich einige Zeit erholend aufgehalten, kam ihm das herrliche Buch seines Landmannes aus Langenenslingen, dem ersten Beuroner Novizen, Pater Benedikt Sauters zu Händen, das über Choral und Liturgie neue Offenbarungen alter, aber vergessener Gottesdienste brachte. Da er in der Heimat nahe bei Beuron weilte, wollte er, der Einladung von Pater Sauter folgend, einmal dorthin gehen. Wie alle in der Familie Lenz für Musik begabt, interessierte ihn die Tonkunst außerordentlich. Sein Bruder, der als Schreiner oft ganze Nächte auf seiner Hobelbank sitzend die Geige spielte, begleitete ihn oberhalb dem Neckar über den herrlichen Dreifaltigkeitsberg durchs Bärental hinunter ins klösterlich stille Donautal, wo es damals noch kaum ordentliche Fahrstraßen gab.

Dort kommt des reifen Mannes Berufung.

Er, der in der Manneskraft eines bald Vierzigjährigen seines reinen Geistes Spuren sowohl in einem schön gewachsenen Körper als auch in seinem leuchtenden Antlitze trug, lernt dort den Pater Benedikt Sauter, den späteren Abt von Emaus in Prag, mit dem er schon vorher brieflich verkehrt hatte, persönlich kennen. Auch dem Pater Placidus wird der Künstler vorgestellt und bleibt Gast der kleinen, aber multivollen Klostergemeinde.

Als er diese Einfachheit, diese Einheit und Einfalt mit leiblichen Ohren hörte, — da erkannte er, wie das in seinem Willen Erstrebte hier den reinen Niederschlag gefunden hatte, in dem liturgischen Gesang wie in der begleitenden Musik. Seine Kunst war ja in der Tat nur eine Paralleler-scheinung dieser Liturgie — sie war das absolut Wesensverwandte. Er war hier absolut auf eigenen Boden gestellt.

Der Beitrag ist dem unveröffentlichten „Lenzbuch“ des Autors entnommen und mit Genehmigung seiner Schwester, Frau Bubser-Bantle, Straßberg, veröffentlicht.

M. Schneider-Schwärtzel.

Grosselfinger Flurnamen

von Josef Strobel

Des „Gobis Kreuz“ knüpft, was die Genitivform sagt, an einen Personennamen an. Gobis ist Kurzform von Jakob, der im Volk Bopp oder Kobis heißt. Der Name Jakob war einst als Taufname sehr beliebt, und Ungezählte aus allen Ständen wallfahrteten zu seinem Grab in Campostella in Spanien.

Soweit die kulturgeschichtlichen Erinnerungen an Grosselfingen, soweit sie mit Flurnamen zusammenhängen. Nun folgen die übrigen:

1. Alte Gaben. Gaben sind an sich Geschenke oder Almosen. Wenn mit diesem Namen der große Bauernwald nördlich vom Umlauf bezeichnet wird, so hängt dieser Ausdruck vielleicht mit einem alten Herkommen zusammen, wonach die Bürger von Grosselfingen alljährlich etwas Holz erhielten.
2. „bei des Antoni Königs Böhmen“ am Branderweg. Antoni König war der Sohn des Martin König, der Mayer (Verwalter) zur Haimburg war. Er verheiratete sich mit einer Grosselfinger Bürgerstochter und erbaute am damaligen Nordrand des Dorfes einen Hof, der sich von allen andern merklich unterschied. Einmal trennte er das Wohn- und Oekonomiegebäude voneinander, und dann ließ er am Südrand der Hofraite eine massive Mauer auführen, die man noch heute „s'Schweizers Mauer“ nennt. Dieser Ausdruck kann bedeuten, daß das Geschlecht Schweizer Abstammung ist — die Hofanlage gäbe Anlaß dazu — oder daß sein Vater beruflich Schweizer war, das heißt auf der Haimburg Vieh- und Milchwirtschaft betrieb oder daß beide Dinge zusammentrafen. Ueber die Haimburg kamen wiederholt vom Fürsten von Hechingen berufene Schweizer nach Grosselfingen. Antoni König starb 1766, wie ein Grabstein ausweist, der noch vor wenigen Jahren auf dem Friedhof um die alte Dorfkirche zu sehen war.

Ein Bruder des Antoni König war Geistlicher und soll nach einer alten Erzählung gegenüber dem Eingangstor der alten Kirche in Grosselfingen begraben worden sein. Als man nach Jahren sein Grab für eine andere Bestattung öffnete, soll der Leichnam des König noch unverseht im Grab gelegen haben. Ueber diesen König bringt Egler in seinem „Hohenzollerischen Sagenbuch“ fol-

gende Erzählung. Danach sei eines Tages bei der Mutter der Königskinder eine Fee erschienen und hab sie, die allein zu Hause war, gebeten, ihr zu folgen. Die Fee sei vorangegangen und habe sie in ein großes Gewölbe der „Schlöblemauer“ geführt. Dort habe sie der Frau dürres Baumlaub in ihre Schürze gelegt mit den Worten: „Davon lasse das Kind, das du unter dem Herzen trägst, Geistlicher studieren. Dann sei die Fee verschwunden und Frau König sei nach Hause gegangen. Auf dem Heimweg sei aber das Laub immer schwerer geworden und sie habe davon vieles weggeworfen. Nur einige Blättlein habe sie nach Hause gebracht, und diese seien pures Gold gewesen.

3. Ausacker. So wurde früher das 22 Morgen große Ackerfeld und die 10 Morgen Weide westlich vom Härle und der Hohenhart (Ohnet) genannt, die zum Homburger Hof gehören. Früher gehörten sie offenbar zum Gemeindeareal von Grosselfingen; denn als „Ausacker“ bezeichnete man im Mittelalter Fluren, die außerhalb der genannten Feldmark lagen und daher auch nicht dem Flurzwang unterlagen.
4. Bacherwasen, auch Bachenasen. Dies war die Grosselfinger Schweineweide neben der „Viehwoad“ im Griesenbohl. Bachen nannte man die ein- bis zweijährigen Keiler, weil man aus deren Hinterschinken und Rückenstücken den „bacco“ oder Schinken gewann, der, um saftig zu bleiben, in Teig eingewickelt „gebachen“ wurde.
5. Die Balingergasse ist der breite Weg, der von der „Strupfe“ aus über den Haupt, das ehemalige Oberhausen, die Furt im Weinheld nach Engstlatt und Balingen führt. Dies war auch der gewöhnliche Weg zum Markt in Balingen, und an der vorgenannten Furt hat es manche heitere Szene abgesetzt, bis man das Vieh über oder vielleicht durch dieselbe getrieben hatte. Dieser Weg war ein alter Ueberlandweg von Rangendingen nach Balingen, der dort in die größere Schweizerstraße einbog, die ab Tübingen über Hechingen, Rottweil nach der Schweiz führte.
6. Der Baumgarten auf der Bondt war ein mit einem Zaun umgebener Garten auf dem Hügel im süd-

- östlichen Unterlauen. Auch im Branderweg standen viele Obstbäume, namentlich Birnbäume. Die Birnen wurden zu Hutzeln gedörft und gehen mit Knöpfe (Spätzle) das Grosselfinger Spezialgericht.
7. Die Baumschule, seit etwa 1875 neu angelegt zur Förderung des Obstbaues. Für den früheren Obstbau hat sich namentlich der Pfarrer Koller verdient gemacht. Die alten Obstbäume auf der Allmende wurden unter seiner Regie von der Grosselfinger Jugend gepflanzt.
 8. Die Bet- oder Bettwiesen. Die kurze Aussprache des „e“ weist auf Bitte hin. Von einem derartigen Gelände konnte der Dorfherr früher eine dem Zehnten ähnliche Abgabe erheben, was zunächst bittweise geschah, später aber unter oft großer Härte eingetrieben wurde. Diese Abgabe war eine Art Kriegssteuer für den Dorfherrn, der allein dem Aufgebot des Kaisers zum Kriegsdienst folgen mußte. Es wurde schon früher erwähnt, daß der Dorfherr Hans Heinrich von Bubenhofen dazu 5 Berittene stellen und auch ausrüsten mußte. Die Leistungen erfolgten in Natura. So gab es das Betkorn, den Bethaber, den Betwein und die Betgarbe. Im Neckarsulmer Stadtrecht wurde die Bet auch Leibschilling genannt. Die Bettwiesen könnten aber auch Beund- oder Bondtwiesen sein. Die Grosselfinger Bettwiesen lagen in unmittelbarer Nähe des Dorfes und waren dem Flurzwang nicht unterworfen. Daß sie bei dieser Lage als Wiesen, wie das Grundwort sagt, bezeichnet wurden, ist nur aus einer Zeit zu verstehen, in der der Hauptteil der Landwirtschaft in der Viehzucht bestand. Der Steuerherr war der Betherr, der Steuerfestsetzer der Betsetzer und das Steueramt das Betamt. Auch für die Klöster war die Bet zu leisten, weil auch diese dem Kaiser ein Kriegsgefolge zu stellen hatten. Als man diese Abgabe allgemein auf den zehnten Teil der Erträge festsetzte, wurde der Betsetzer Zehnter genannt. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts besaß das Amt des Zehntsammlers in Grosselfingen der Wälderhannes (Johannes Wälder), Zehntgänger genannt, von dem man sich nette Anekdoten erzählt, von denen ich einige schon früher in diesen Blättern veröffentlichte: „s'Richädle und der Ziegenbock.“ 's Richädle war der Großvater des vor einigen Jahren verstorbenen Alois Beck. Der Zehnte und die Bet wurde 1836 durch Gesetz abgelöst.
 9. Bei des Beckles Böhmen im Branderweg. Im Branderweg standen früher viele Obstbäume. Beck ist die Kurzform von Bäcker, noch erhalten in dem Berufs-

namen „Kuchebeck“. Dies ist noch heute der Gemeindebäcker, und dieser Beruf kam auf, als man aus Zeit- und Materialgründen den Gemeindebackofen errichtete. Früher besaß jedes Haus den eigenen Backofen. Backen heißt schwäbisch „b a c h e n“. Man sagt „das Brot ist „ausgebachen“ und die Backküche ist die Backkuche.

10. „Die Bondt“. Dieses Wort leitet man vom ahd. biund oder piunt, mhd. beund, nhd. bond oder Bondt ab. Die Beunden waren dem Flurzwang nicht unterworfenen Grundstücke. Beunden hatten in der Regel nur die Dorfherrn oder die freien Bauern. Deren Grundstücke waren bi-wand oder bi-wanda = das, was sich um etwas herumwindet oder eingezäunt. Eine solche Beund verkaufte z. B. am 28. Mai 1337 der in Bisingen ansässige Dorfherr Walger dem erbaren und frommen Knecht (das heißt Krieger) Sifriden (Siegfried), dem Sachsen, um 38 Pfund Pfennig guter und gaerber (gangbarer) Haller (Mon. Zoll. I. 149). Es ist wahrscheinlich, daß von diesem Sifrid das Geschlecht der Seifert oder Seufert abstammt. Die Beunden lagen in der Nähe des Dorfes und kamen bei dessen Erweiterung zum Teil auch innerhalb des Dorfes. Sie wurden als Wiesen, Gemüse-, Hanf- und Flachsland genützt. Infolge reichlicher Düngung gehörten sie zu den ertragreichsten Fluren. In Grosselfingen kennt man noch heute die Bondt, den Bohn- oder Bondtgarten, die Bondt hinter der Kirche, die Bondt bei den Rossen (hinter der Krone), den Bohn- eigentlich Beund- oder Bondtgarten auf dem Hügel in Unterlauen und die Degenbondt, die in ihre Wertbestandteile aufgelöst „die Egertenbond“ oder die obere Bondt heißt im Gegensatz zur „Egagat, die sich an die „Schrietäcker“ anschließt. Auch gegen Raichbrunnen zu gab es eine Bondt.
11. Beim Bildstöckle. Dieser Name, noch 1730 genannt, ist heute abgegangen. Vermutlich stand das Bildstöckle auf der Höhe der „Homburger Gasse“, also etwa dort, wo sich die zum Homburger Hof gehörige „Lindeneiwiese“ ausdehnt. Ein anderes Bildstöckle stand im Gewann „St. Niclosen“, heute „Santiklos“.
12. Die Binse (Scirpus) wird in Grosselfingen „Beißa“ genannt (a nasalisiert). Stark mit Binsen bewachsene Fluren werden Beißaäckerle, Bunzen oder Bonzen genannt. Das Beißaäckerle „ob Holz“ liegt am Nordrand des Homburger Esches, wo ehemals ein Wäldchen (Holz) stand. Das „Bonzentälchen“ ist der Taleinschnitt gegen den unteren Homburger Hof.

Aus der Geschichte des Klosters Habsthal

(Schluß)

1714 12. Mai. Visitation des Klosters Habsthal Ord. s. Dominici, bischöfl. Rechts:

- 1) Priorin M. Augustina Lippin aus Bregenz, 51 J., Profeß 32 J. Chorfrauen sind es 21, Novizen eine, Laienschwestern; Ehehalten: 20 Knechte und Buben, 10 Dienerinnen und Mägde.
- 2) Subpriorin M. Josepha Schwarzin aus Augsburg, 59 J. alt, Profeß 37 J.
- 3) M. Catharina Mayerin aus Markdorf über 70 J. Profeß 54 J.; sie ist Zellenverwalterin.
- 4) M. Anna Clara Störin aus Altdorf bei Weingarten, 68 J., Profeß 50 J., Almosenausteilern. Bittet, wegen Krankheit und Alter vom Chorgebet befreit zu werden, wenigstens teilweise.
- 5) M. Viktoria Feuersteinin aus Bregenz 64 J., Prof. 48.
- 6) M. Rosa Suterin aus Baidelkirch in Bayern 57 J., Profeß 37 J.
- 7) M. Antonia Streitlin aus Murnau i. Bay. 55 J., Profeß 37 J.
- 8) Eleonora Franziska von Egloff aus Dillingen, 52 J. alt, Profeß 31 J. Novizenmeisterin.
- 9) Elisabeth Lauingerin aus Schwaz in Tirol.
- 10) M. Benigna Sonnenbergerin aus Konstanz 43. J., Profeß 20 J.
- 11) M. Katharina Schorppin aus Meersburg, 33 J., Profeß 17 J.
- 12) M. Theresia Schürtin aus Ueberlingen, 30 J., Profeß 13 J. Panaria.
- 13) M. Amanda Lauingerin aus Schwaz in Tirol, 30 J., Profeß 13 J. Cellaria.
- 14) M. Caecilia Grünwaldin aus München, 31 J., Profeß 13 J.
- 15) M. Barbara Weberin aus Mindelheim 31 J., Prof. 9 J.
- 16) M. Ludovika Gräffin aus Meersburg, 26 Jahre alt, Profeß 7 J. Krankenschwester.

- 17) M. Magdalena Mauchin aus Wangen i. Allgäu, 26 J. alt, Profeß 6 J. Sie klagt, der Arzt komme nie ins Kloster, höchstens wenn jemand gefährlich krank sei. Auch seien zu wenig Laienschwestern da.

- 18) M. Dominika Zehin aus Konstanz, 18 J., Profeß 1 J.
- 19) M. Anna Gsellerin aus Hagnau, 18 J., Profeß 1 J.
- 20) M. Augustina Lindeneggerin aus Bregenz, 20 J. alt, Profeß 1 J.

Es folgen die Laienschwestern:

- 21) M. Agatha Zechin aus Reute zur Guten Betha (bei Waldsee), 38 J. alt, Profeß 12 J.
- 22) M. Johanna Baizin aus Riedlingen, Noviz., ca. 18 J. alt.
- 23) M. Ursula Kraffin aus Ehingen a. D., Noviz., 21 J. alt.
- 24) M. Franziska, die an Geistesschwäche leidet, wurde nicht verhört.

Was die ändern an Wünschen und Beschwerden vorbrachten, ist nicht der Rede wert.

Am 9. Oktober 1718 waren es 20 Chorfrauen, 2 Laienschwestern und 1 Laiennovizin. Nicht mehr aufgeführt sind: Kath. Mayerin, Rosa Suterin, Elisabeth Lauingerin. Neu erscheint unter Nr. 19 M. Myazintha Drechslerin aus Werenshofen bei Augsburg, 21 J. alt, Profeß 3 J.

20) M. Elisabeth Schneiderin aus Mengen, Novizin, 21 Jahre alt.

Aus dem folgenden Bescheid von Konstanz ist zu ersehen, daß fremde Geistliche (außer dem Beichtvater) zum Messelassen außen herum und durch die hintere Türe in die Kirche zu gehen hatten. Doch durften Geistliche, die Musikanten waren, an Kirchweih und am Fest des hl. Dominikus zum Musizieren auf den Chor gelassen werden, mußten aber nach dem Gottesdienst gleich wieder vom Chor und außerhalb der Klausur gehen. Ferner durften einige Kinder in die Kost oder sonst zur Lehre im Kloster angenommen werden, für die eine besondere Lehrmeisterin unter den Nonnen bestimmt war, Sie soll sie erziehen in Gottesfurcht und Fromb-

heit, sodann auch im Schreiben und Lesen oder anderen anständigen Arbeiten, mehrers umb himmlisch- als zeitlicher Belehrung willen zur Tugend auferziehen.

1722 22. Juli: Priorin ist seit 2 Jahren M. Katharina Schorppin, 41 J. alt, Prof. 23 J., Chorfrauen 17, Laienschwestern 3, Novizin 1. Nicht mehr genannt: Elisabeth Lauinger, Antonia Streit, Eleonora Franziska v. Egloff. Die Laienschwester Agatha Zechin aus Reute ist Pharmacopola d. i. „Kräuterweible“ oder Apothekerin! Diese Novizin heißt Angnes Endrissin aus Pfullendorf (Juliomagus), 19 J alt, hier seit 3 Monaten.

1726 18. Juli: Priorin ist M. Theresia Schirdtin aus Ueberlingen, 42 J. alt, Prof. 24 J. Supriorin Amanda Lauinger aus Schwaz, 43 J. alt, Anna Klara Storin aus Weingarten ist krank, Josepha Schwarzin aus Augsburg 71 J. alt, Prof. 49 J. Benigna Sonnenberger ist Custerin, Cäcilia Grünwaldin ist „Guarderobba“, Barbara Weberin Hortulana oder Gärtnerin. Sie bringt vor, man soll die Schuhe wie bisher mit Bändeln binden und nicht mit Schnallen versehen! Ludovika Gräfin ist Granaria a secretis in jurisdictionibus (was ist das?). Unterhaltung und Erholung durfte bisher nicht im Refektorium sein, sondern nur in den zwei dazu gerichteten Stuben (hypocaustum). Hunde sollen aus dem Konvent oder der Stube unter dem Tisch hinausgejagt werden, weil sie die Lesung stören und die Aufmerksamkeit für das Geistliche rauben. Zweimal seien Hochzeitsessen im Konvent gehalten worden. Dies sei doch unnötig. Magdalena Mauchin ist Panitrix (= Bäckerin oder Wäscheaufseherin?). Hyazintha Prästlin aus Werisshofen in Schwaben ist granaria secunda = zweite Aufseherin des Getreides. Sie sagt, Laien soll man nicht an den gemeinsamen Tisch lassen, sondern an einen besonderen.

Neu sind: Benedikta Kreutrerin aus St. Gallen, 36 J. alt, Prof. 3 J., Küchenmeisterin. M. Brigitta Dreyerin aus Babenhausen, 21 J. alt, Prof. 1 J. M. Rosa Rauchin aus Westernach, 19 J. alt, Prof. 1 J. M. Monika Kreutin aus Kaufbeuren, 20 J. alt, Prof. 1 J. M. Catharina Schirdin aus Ueberlingen, Schwester der Priorin, 23 J. alt, Prof. 1 Jahr. M. Antonia Summerin aus Mengen, 17 J. alt, Prof. 1 Jahr. Die 3 Laienschwestern sind: Agatha Zechin aus Reute 50, Ursula Kraftin aus Ehingen 35, und Elisabeth Schneiderin aus Mengen, 29jährig.

1729 20. August: Subpriorin seit 7 Jahren Amanda Lauinger, Cäcilia Grienwaldin, Dominika Zahin aus Konstanz 32, Prof. 16 J.; Benedikta Greiterin aus St.

Gallen 38, Antonia Summerin aus Mengen 20, Ludowica Graffin aus Meersburg, 42; Monika Kreitin aus Kaufbeuren 22, Columba Weltin aus Immenstaad a. Bodensee 20, Prof. 2 J.; Agnes Endrissin aus Pfullendorf 25, Prof. 6 J.; Brigitta Dreyerin 23 J., Prof. 8 J.; Anna Eva Baischerin aus Möhringen in Schwaben 15jährig, ist seit 3 Monaten Novizin! Laienschwestern: Ursula Kraftin 29, Elisabeth Schneiderin 29, Margaretha Fierbischlerin aus Hochstätt i. d. Neupfalg, 17jährig, Novizin seit 4 Monaten. Anna Zechin aus Reute 53jährig, Prof. 34 J. V.

1754 Specification der Ausfertigung für eine Klosterfrau zu Habsthal:

- 1) Ein Brevier und Diurnal samt einem Cursbüchle.
- 2) Ein Crucifix und Tafel in die Zelle.
- 3) Einen goldenen Namen-Jesu-Ring.
- 4) Ein Silber-Besteck: Löffel, Messer und Gabel.
- 5) Ein halbmäßiges silbernes Tisch-Kändle.
- 6) Ein zinnen Brunnen-Kessele in die Zell, nebst 2 Teller und drei Tisch-Schüssele.
- 7) An Holz: Eine Bettstatt, Tischkästle nebst Stüel und Bettstiele (Betstühlchen) und 1 Trüchle.
- 8) Eine angemachte Bettstatt mit aller Zugehör: als 2 Better (Ober- und Unterbett), 1 Pfulben, 2 Hauptküssele, 1 Magen-Küssele, Leinlachen vierfachte samt 2 oder dreifachen Ueberzug, auch Strohsack, Umbhäng, Cammerpot; Leinerne Weyhel 12 Stuck, baumwollene sechs Stuck, also Weyhel 18 Stuck. An Schlayer 2 Dutzend, Fehle (Weichle?) 3 Dutzend, Häuble 3 Dutzend, Schlafhäubchen mit Baumwolle gefüttert 6 Stuck, Tisch-Serviet 2 Dutzend, 1 Kupfergötle, Gießfaß, Hand-Becken und Schnupftüchle 2 oder 3 Dutzend. Weiße Sommerstrimpf 12 Paar, auch 2 Paar wollene Winterstrimpf. Schuhe 2 Paar, davon 1 Paar weiß gefüttert und 1 Paar schwarze. 1 Paar Pantoffel. An Habits: 2 von wullen Tuch, 1 schlechten und 1 feineren. An Mänteln: Einen von Zeig, 1 von schwarzem gutem Cronraß. Habiter nach dem Noviziat: von weißem gutem und starkem Zeug und 1 von Cronraß, also 2 Habits. Underrock von Tuch zwei. Item 1 wullene Camisole. An Bölz (Pelz): 1 Metten, 1 Leib- und 1 Rockbölz. Handschuhe oder Stützle zwei Paar, samt bölzene Kappen schwarz. —

In den 80er Jahren kamen dann Klagen über die Disziplin. Ob das silberne Eßbesteck nicht ein Vorbote war?

Kraus.

Hohenzollerische Studenten an der Universität Tübingen

in der Zeit von 1600—1817

Ausgezogen von M. Schaitel

In der „ZOLLERHEIMAT“ Nr. 4, Jahrgang 1938, sind die hohenzollerischen Studenten aufgeführt, die in der Zeit von 1477—1600 die Universität Tübingen besuchten. Da inzwischen die Matrikeln für die Zeit von 1600—1710 als Bd. 2, für die Jahre 1710—1817 als Band 3 und 1954 das Register für beide Bände erschienen sind, sollen die Namen der Studenten aus Hohenzollern, die in der angegebenen Zeit die Universität Tübingen besuchten, nachgetragen werden.

Beuron: 1789, XI. 18 Francisc. Anton Pizenberger, 20 Jahre, von Beuron, stud. jur. Vater: Joann Barthol., Kanzleivorsteher in Beuron, 3 fl 15 x.

Gammertingen: 1796, XI. 1. Joann. Fauller, Gammertingen, cand. iur utriusque. Vater: Fidelis Fauller, Hausmstr. u. Oberschultheiß, 3 fl 15 x.

Haigerloch: 1784, XI. 1 Xaverius Dopfer Haigerlochensis, 20 Jahre, stud. jur. Vater: Jacobus, Rat, 3 fl 15 x. — 1804, XI. 1 Maximilian Joseph Haller, 16 Jahre von Haigerloch, stud. phil. Vater: Joann. Georg, Rentmeister, 3 fl 15 x.

Hechingen: 1734, V. 1 Johann Georg Aichgasser Hechingensis - 1730, V. 11 Joannes Josephus Ignatius de Barratti Hechinganus - 1686, X. 18 Jakobus Albertus Birg Hechingensis stud. jur. - 1805, XI. 1 Carl Broderotti von Hechingen, 16 Jahre, stud. jur. Vater: Karl, Gheimrat, 6 fl 15 x. - Friedrich von Broderotti, geb. 26. 11. 1793, von Hechingen, stud. jur. Vater: Carl, Fürstl. Hohenz. Geh. Rat, 6 fl 15 x. 1762, XI. 2. Johann Friedrich Canstetter Hechingensis, stud. theol., Stipendiat des Fürsten, 1 fl 35 x. - Christoph Ludwig Kernler Hohenzollerano-Hechingensis. 1767 Fidelis König Hechingensis Suevus. - 1779 Franc. Ant. Franck von Hechingen, stud. iur. Vater: J. D. Kanzler zu Hechingen, 3 fl 15 x. - 1813, VII. 16. Gustav von

Franck, 19 Jahre alt, aus Hohenz. Hechingen, stud. iur. Vater: Regierungspräsident, 6 fl 15 x. - 1762, I. 18 Franziscus Maria Josephus Giegling Suevo Hechinganus, stud. iur. - 1817, V. 22 Hermann v. Giegling, 17 Jahre alt, aus Hechingen, stud. iur. Vater: Nepomuck. Hofrat und Kammerdirektor in Hechingen 6 fl 15 x. - Johann Peter Gräber von Hechingen, 24 Jahre alt, stud. chirurg. Vater: Johann Georg, Bauer, 3 fl 15 x. - 1758 Johann Georg Haerlin, Hechingensis. - 1770 Carl August Hoffmann, 18 Jahre alt, theol. Vater: Christian Gottfried, Hochfürstl. Hohenzoller. - Hechingisch. Hofrat, als Urenkel eines Professors gebührenfrei. - 1784, X. 23 Christian Imanuel Hoffmann der Gottesgelehrtheit Beflissener; Vater: Christian Gottfried, Heching. Hofrat, Mutter: Christiana Charlotte, 3 fl 15 x. - 1801 XI. 11. Andreas Lauchert v. Hechingen, 22 Jahre alt, stud. iur. Vater: Anton, Bräumeister, 3 fl 15 x. - 1764, XI. 14 Johannes Mader Hechingensis. - 1622, VIII. 26 Joh. Casparus Meißinger Hechingensis. - 1801 Johann Bapt. Erasmus Pfister von Hechingen, 21 Jahre alt, stud. iur. Mutter: Posthalterin, 3 fl 15 x. - 1699, V. 26. Fridericus Antonius Stengel, stud. iur. utriusque, Hechingensis. - 1725, II. 16. Joannes Rudolphus Till Hechingensis. - 1786, X. 23. Anton Weiß aus Hechingen, 20 Jahre alt, stud. iur. Vater: Johann, Kastner in Hechingen, 3 fl 15 x.

Hettingen: 1609, VIII. 20. Georgius Fauller Hettingensis. - 1724, XI. 18. Marcus Fridericus Marquardus Ruoff Tettingensis Suevus. - 1728, I. 13. Joannes Conradus Theodoricus Ruoff Hettinganus Suevus.

Hitzkofen: 1814, XI. 24. Johann Michael Buck von Hitzkofen bei Sigmaringen, 21 Jahre alt, stud. iur. Vater: Xaveri. Wirt, 6 fl 15 x.

- Kalkofen: 1797, X. 21. Johann Martin Menner von Kalkofen, deutschordischer Herrschaft, 19 Jahre alt, stud. iur. Vater: Johann, Stabhalter und Schmied in Kalkofen, 3 fl 15 x.
- Laiz: 1764, XI. 27. Carolus Philippus Schwaab Laizensis Suevus.
- Melchingen 1809, IV. 11. Michael Schantz, 21^{1/2} Jahre alt, stud. med. Vater: Johann in Melchingen, 3 fl wegen Armut. - 1808, XI. 3. Mathias Straubinger von Melchingen, 21 Jahre alt, stud. chirurg. Vater: Landmann in Melchingen, 6 fl 15 x.
- Ostrach: 1816, V. 20. Mathias Arnold, 28 Jahre alt, von Ostrach, stud. chirurg. Vater: Matheus, Oekonom, 3 fl. - 1806, X. 11. Karl Stehle, 18 Jahre alt, stud. iur. Vater: Friedrich, Hofrat zu Ostrach, 6 fl 15 x.
- Salmendingen: 1810, X. 27. Ludwig Maichle von Salmendingen, 25 Jahre alt, stud. chirurg. Vater: H. Martin, Chirurgus 3 fl.
- Sigmaringen: 1814, XI. 24. Johann Quirin Mock von Sigmaringen, 18 Jahre alt, stud. iur. Vater: Xaver, Och-

- senwirt, 6 fl 15 x. - 1798, X. 22. Carl v. Schüz aus Sigmaringen, 16 Jahre alt, stud. phil. Vater: Carl, Hofrat, 3 fl 15 x. - 1613, VIII. 17. Martinus Gabriel Seel von Sigmaringen
- Sigmaringendorf: 1810, XI. 17. Thaddäus Sibenrock von Sigmaringendorf, 20 Jahre alt, stud. med. Vater: Jakob, Schneidermeister.
- Steinhilben: 1614, XI. 7. Michael Maier Steinhilbenensis.
- Straßberg: 1759, XI. 2. Joannes Nepomucenus de Staab Straßbergensis, stud. iur.
- Trochtelfingen: 1722, XI. 16. Josephus Bened. Clavel Trochtelfingensis. - 1776, X. 21. Josephus Antonius Clavel Trochtelfing., stud. iur, 18 Jahre alt. Vater: Seligen Angedenkens Ludovicus, Kaufmann in Trochtelfingen und Frau Catharina, geb. Walter, 3 fl 15 x. - 1773, X. 25. Christianus Schifer (wohl Schäfer?), geb. in Trochtelfingen, „pandectarum cand.“ Vater: Joseph, Bürger daselbst, 3 fl 15 x.

Renhard von Melchingen

Renhard von Melchingen

Von Oberstudienrat Dr. Stettner-Ebingen

Unter den Gliedern der Familie von Melchingen war besonders einer namens Reinhard oder Renhard mit der Stadt Ebingen verbunden Hier seien die Nachweise zusammengestellt.

Nach Theod. Schön war Renhard vermutlich ein Sohn des Marquard oder Märklin, dessen Bruder schon Reinhard hieß (Mitt. Hohz. 33, 1899, S. 4. 5). Renhard der J. von Melchingen ist zuerst am 8. Januar 1422 nachweisbar und wird auch am 2. Dezember 1423 genannt. Im gleichen Jahr erscheint er als Siegler für Klaus Burrer, wohl von Erpfingen (Hohenz. JHeft 1962, 71). Am 23. August 1429 kaufte Ränhard v. M. den halben Zehnten zu Melchingen um 400 fl von den Herren von Hailfingen, nämlich Jörg, Hans Märklin und Wolf als Erben eines Conrad v. Hailfingen. Die vier Verkäufer siegelten und mit ihnen Ruff von Gomaringen und Ruff von Ehingen (Stuttg.Ebg. U 7). 1431 wurde Renhard unter 232 anderen Adeligen für Württemberg gegen die Hussiten angeworben. Doch schon am Freitag vor Reminiscere 1433 belehnte Graf Bernhard v. Eberstein den Renhard v. M. mit dem halben Zehnten zu Melchingen dem Dorf auf der Alb (Stuttg. Ebg.Kop. St. Martin). Auch am 24. Juli 1435 wird er wieder in der Heimat genannt (Mitt. Hohz. a. a. O. 4). Im Jahre 1436 war Renhard Bürge für Jakob Herter von Dußlingen.

1439 Juli 25. Renhard von Melchingen bei einem Rechtsstreit Beisitzer und Siegler für die Frauen vom Berg (Hohz. Jh. 1962 S. 72).

1442 Februar 3. Samstag nach U. Frauen Purif. Hanns Graf von Eberstein belehnt Reinhardt von Melchingen mit dem halben Zehnten zu Melchingen. Kopp. St. Martin.

1443 Am 19. Februar 1443 entschied Graf Johann von Sulz als Hofrichter zu Rottweil einen Streit zwischen Hans von Weitingen, Komtur zu Rordorf, und Renhard von Melchingen infolge eines Vermächtnisses von Gold- und Silbergeschirr, das Wilhelm von Hailfingen, Komtur zu Ilsfeld, ohne seiner Oberen Wissen angeordnet hatte (Mitt. S. 8).

1444 April 22. Renhard von Melchingen verkauft an St. Afra in der Pfarrkirche zu Balingen 5 fl. Gült aus seinen Höfen zu Nusplingen und Stetten a. k. M. um 100 fl (WR 6659 vgl. 1468).

1444 April 22. Elisabeth Wurerin, Bürgerin zu Ebingen, Renhards von Melchingen Ehefrau, bestätigt diesen Verkauf (WR 6660). Also ist sie und damit doch auch er schon hier seßhaft. Wurer kann ich sonst hier nicht belegen; wenn sie ihre Zustimmung gibt, stammen die Güter wohl von ihr?)

Zum Verkauf: aus dem Hof zu Nusplingen by Stetten zum kalten Markt, den jetzt Benz baut und der jährlich 6 Mltr. 3 Schfl. beiderlei Korns Ebinger Mess giltet, und aus dem Hof zu Stetten z. k. M., den Job baut und der 4 Mltr. beiderlei Korns giltet. Siegler der Aussteller und Auberli Kuoman, Schulth. zu Ebg.

Zu 6660: Elisabeth W. bestätigt den Verkauf aus ihrem Hof zu N. und ihrem Hof zu Stetten a. k. M. In beiden Urkunden auch noch (nicht im Sttgrt. Regest): und aus ihrer Wiese im Atzman (in Ebingen, meist Matzman geschrieben). 6660 siegelt nur Auberli Konman, Schult. zu Ebg. (Kopien!).

Das Geld wurde wohl zu folgendem verwendet:

1444 April 29. Eberhard von Hörnlingen zu Werenwag gesessen, setzt Renhard von Melchingen das Dorf Ehestetten bei Ebingen zum Pfand für ein Darlehen von 200 fl. das Dorf mit allen seinen Zugehörenden, Nutzen, genießen, mit Holz, mit Feld, Wunn, Weid, mit Zwyen (?), mit Mühlen, Wasser, Wasserleitungen, Wuhen, mit Fischetzen, mit Häusern, Scheuern, Höfen, Hofraiten, mit Wiesen, mit Weitraiten, mit Matten, mit Aeckern, mit Werden, mit Baumgärten, mit Gärten, mit Schuposen, mit Leuten, Gütern, Zinsen, Gülten, Geldern... Es siegeln der Aussteller, seine Brüder Caspar und Heinrich von Hörnlingen und Hans von Tierberg (WR 6661; vgl. 1453).

1446 Nov. 16. (St. Otmars Tag) Auberlin Krämer, Bürger zu Ebingen, verkauft Heinrich Rieber, Lorentz Kaufmann und Konrad Rieber, Pflegern unser lb. Frauen Kapelle zu Ebg., seinen eigenen Hof zu Burladingen um 132 fl. (vgl. Kraus in Hohz. Heimat 1957 S. 29). Für den Aussteller siegeln Junker Renhard von Melchingen, ebenso Schultheiß und Richter zu Ebg. (Dom.Arch. Sigm. Ka 11, 3 nr. 31).

1447 Febr. 4. (Samstag nach Lichtmeß) Konrad Biecker, Bürger zu Ebg., verkauft seinen großen und kleinen Zehnten und etliche Güter und Rechte, wie sie von seinen Vorderen an ihn gekommen sind, an das Gotteshaus St. Mariae und St. Peter daselbst um 200 rh. fl. Kircherherr zu St. ist Herr Werner Schaiz. Für den Aussteller siegeln Graf Sigmund zu Hohenberg, sein gnädiger Herr, der fromme veste Junker Renhard von Melchingen und der ehrbare weise Auberlin Sätzlin, Schulth. zu Balingen (Dom.Arch.Sigm. Ka. XVII, 24 nr. 110).

1448 April 8. Peter Kessler von Ranau, zu Ebingen gesessen, und Hermann Kessler von Oberndorf beurkunden, was für Freiheit die Kessler von Alters her im Lande haben. Für beide siegeln der veste Junker Renhart von Malchingen und der ehrbare bescheidene Hans Kofman (Kaufmann), Schultheiß zu Eg. (WR 3747).

1448 Juli 1. Hans von Ow von Bodelshausen, gesessen zu Balingen, entscheidet als Gemeinmann mit vier Zusätzen einen Streit zwischen Graf Ulrich (V.) und Kl. Wannental einerseits, Kl. Wittichen andererseits wegen des Zehntrechts auf etlichen Aeckern in der von Margrethausen Zwing und Bann, das zwischen Margrethausen und Pfeffingen strittig ist. Kl. Wittichen hatte schon im Jahr zuvor in einer von dem Edelherrn Hans von Hohengeroldseck, Jörg von Gibchen und Renhard von Mälchingen gesiegelten Unkunde den Leutpriester, Herrn Georg Ruh zu Margrethausen beauftragt, seine Sache durch Wahl geeigneter Männer zu vertreten; Ruh (Rauh) hatte dann Hanns Kern, einen des Rats zu Veringen an der Lochat, und Heinrich Biggeller, einen des Rats zu Ebingen, gewonnen (WR 6664).

1448 Nov. 3. (Sonntag nach Allerseelen) Johann und Bernhart, Grafen zu Eberstein geben dem vesten Renhart von Melchingen für treue Dienste, die er und seine Vorderen ihnen und ihrem Vater geleistet, das volle Eigentum an ihrem Halbteil des Kornzehnten und einem Viertel des Heuzehnten und erlassen ihm alle Lehen-schaft, Or. Perg. Siegel der Aussteller fehlen (StAEbg. U 9),

- 1448 Nov. 16. (Ctmars Tag). Renhart von Mälchingen verkauft den ehrbaren und bescheidenen Cunrat Blank, Hans Lütfrid und Hainrice Blüklin, Pflögern St. Martins Gotteshauses zu Ebingen, den hiben Teil des großen Kornzehnten, ein Viertel des Heuzehnten und den Halbbeil des Kirchensatzes der Kirche zu Melchingen um 900 fl. Mit dem Verkäufer siegelt sein Vetter der veste Hans von Melchingen, sein gnädiger Herr, der wohlgeborene Herr, Herr Sigmund, Graf zu Hohenberg und die ehrbaren Schulth. und Richter zu Ebingen (St.AEbg. U. 10 = WR 8252). Siegel fehlen.
- 1451 März 19. (Freitag vor Reminiscere) Einen Streit zwischen dem vesten Fritz Swelher und seinen armen Leuten zu Straßberg einerseits, Kirchherr, Schultheiß und Richtern zu Ebingen andererseits wegen eines Hofes zu Straßberg, der Eigentum des St. Niklasaltars zu Ebingen ist, schlichten Konrad von Bubenhofen als

Gemeinmann mit Caspar von Ow, Rudolf von Holnstein, Hans Schuler von Hechingen und Eberhart Kümer von Truchteltingen (oder Trochteltingen?). Siegler Konrad von Bubenhofen, Kaspar von Ow; für Schuler und Kumer der veste Junker Renhart von Mälchingen WR 8308, vgl. Hohz.Jh. 1959 S. 17 und 45).

- 1453 Juli 9. Rottenburg: Erz. Albrecht von Oesterreich erlaubt dem Schultheißen, Rat und den Bürgern zu Ebg., daß sie sein Dorf Ehestetten bei Ebingen gelegen, das von Alters her zu seinem Schloß Werenwag gehört, von Renhart von Melchingen einlösen (RW 6666).
- 1453 Okt. 12. Renhart von Melchingen gibt der Stadt Ebingen das Dorf Ehestetten für die Pfandsomme von 200 fl. zu lösen, nachdem Herzog Albrecht das dem Schultheißen, den Richtern und der Stadt vergönnt hat. Mit dem Aussteller siegelt Hans von Tierberg, sein lieber Schwager (RW 6667). Schluß folgt.

Schürwecken und Schurtag

Zu dem Aufsatz über Schurtag in Nr. 2, 1964, S. 30 dieser Zeitschrift teilte der H. H. Geistliche Rat Dieringer in Straßberg freundlicherweise mit, in seiner Heimat Rangendingen kenne man das Wort „schurabuuzla“, das soviel wie „Purzelbaum schlagen“ bedeute. Ob es etwas mit Schurtag und Fasnet zu tun habe? Sicher hängt es nicht mit dem dortigen „schura“ = Feuer schüren zusammen. Fischers Schwäbisches Wörterbuch 5, 802 bringt das Wort als „Scheurenburzeln“ aus Hohenzollern und bezieht sich auf Birlingers Alemannia 10, 207, wo ohne rechte Begründung angegeben sei, es stamme „von der Sitte beim Belegen der Scheuertenne mittels Lehm“. Wir haben als Kinder beim Festtreten des neuen Lehms der Scheuertenne das Wort nicht gehört, sondern an einer am Obertenn-Balken befestigten Gautsche bloß „gäutschen“ (bzw. geitschen) dürfen. Nach Fischer bedeutet das Wort „scheuerburzeln“ auch in der Scheuer über Nacht bleiben“ und bezeichne somit Landfahrer, Handwerksburschen und Scheuerkrämer, auch Gaukler und Possenreißer. Um Freiburg herum nennt man sie Schürenbürzler. Selbst wenn das mit der Scheuer stimmen sollte, was ich nicht glaube, so ist das Purzeln immer noch nicht erklärt.

Im gleichen Bande 5, Sp. 1199 nennt Fischer ein Wort „Schürenbrand“ mit der Bedeutung Bier (nach Lexer bedeutet es aber einen „Kleiderstoff“!) und Sp. 1200 einen „Schurkrug“ als großen irdenen Krug in Ulm. Er meint, dieser gehöre zu „Gschur“ im Sinne von Mühe, Plackerei, was jedoch nicht recht einleuchten will. Auf Sp. 813 findet sich ein Wort „Schürwecken“ (das angeblich auch Schidwecken heiße). Dieses bezeichnet in der Riedlinger Gegend ein Zechgelage am aunseligen Donnerstags vor Fastnacht! Was freilich als Erläuterung dazu gesagt wird, scheint rein zusammenphantasiert zu sein: „Schürwecken, weil die Hexen mit ihren Schürgabeln zum Feuerschüren zusammenkommen, und an Fastnacht ziehen diejenigen als Hexen im Dorfe herum, welche beim Schürwecken waren“. Auf Spalte 814 sagt Fischer: „Um Buchau herum bezeichnet Schierwecken ein Fest mit Käse, Weißbrot und Bier am lumpigen (schmotzigen) Donnerstag, wo man mit Spinnen und Lichtkarz aufhört“. In Reutlingen war das Schierwecken am Mittwoch nach Reminiscere ein Markttag mit Essen bei Wecken und Wein, später bei Pasteten, angeblich ursprünglich ein Abschiedskranz. Letzteres scheint mir jedoch eine Fehldeutung zu sein.

Wer denkt beim Schürwecken (Schierwecken) nicht sofort an das Essen und Trinken am Schurtag, also an Fastnachtsbräuche? Schidwecken dagegen ist verderbt oder eine Verwechslung mit scheiden.

Was sagt nun das Schweizer Idiotikon dazu? Im Band 8 Sp. 1208 heißt es: „Beschüren bedeutet „das Gesicht mit Ruß oder Kohlen schwärzen.“ Der B'schürmittwoch ist der Aschermittwoch.“ (Auch in Meßkirch hat man nach frdl. Mitteilung meines Kollegen Willy Burth im 16. Jahrhundert am Aschermittwoch gelegentlich Leuten mit Ruß die „Nase geschliffen“, d. h. geschwärzt.) Auf Sp. 1209 fährt das Schweizerische Werk fort: „Schurmittwoch ist eigentlich der Scheuer- oder Reinigungs-Mittwoch, aber nicht im kirchlichen Sinn. Leider wird nicht gesagt, was denn gereinigt worden sei. Diese Deutung ist irrig, da scheuern im Sinne von Reinigen nach Kluge-Götze ziemlich jung und bei den alten Mundarten niemals durchgedrungen ist. Dagegen scheint einzuleuchten, daß beschüren auf allerlei Bräuche bezogen wurde, die am Aschermittwoch üblich waren. Eine genuesisch-lateinische Schriftstelle im Schweizer Idiotikon

8, 1209 sagt vor 1500: „Der erste Tag der vierzigstägigen Fasten heißt scurotus“. Unsicher ist die Vermutung desselben Werkes, das gegenseitige Berußen als Volksbelustigung möge zusammenhängen mit der Aschenbestreuung. Vielmehr bedeutet in Lothringen schüren neben reinigen (scheuern) auch „Unfug treiben in der Fastenzeit“ (ebenda). Letztere begann bekanntlich vielfach erst am Sonntag nach Aschermittwoch, bis wohin ja auch im Meßbuch noch keine besonderen Formulare üblich sind! Der Aschermittwoch heißt in der Schweiz „die Beschürele“, aber nicht bloß er, sondern alle Tage bis zum folgenden Sonntag, in welcher Zeit einst durchgetanzt wurde: Also Fastnachtstreiben! In Piemont heißt der Aschermittwoch mercuri scurott, also wieder in Grundform scur = schur!

Ein gemeinsame Verbindung scheint zu bestehen zwischen Schurbuuzeln, Schürbürzel, Schürwecken, scurotus, scurott, Schurtag, schüren und Beschürele, jemand schauern (1680 Sasbach) und allen Beispielen, die nach Prof. Bader in der vorigen Nummer aufgezählt wurden: es sind durchweg Fastnachtspossen mit Essen und Trinken. Also sehr begreiflich vor Beginn der strengen Fastenzeit! Somit dürfte schürelen nicht dem Tag den Namen gegeben haben, sondern umgekehrt: Schurtag heißt Narrentag, Spaßmachertag! Das dem Wort Schur zugrundeliegende althochdeutsche Wort sceron bedeutet nämlich nicht nur scheren, sondern auch ausgelassen sein! Ja wir können noch weiter zurückgehen. Im Lateinischen gibt es ein Wort scurra, der Spaßmacher, d. h. der Fasnetnarre (scurrari = Spaß treiben, griech. skairo, ich hüpfte, tanze!), daß dem Schurtag als Fundament gedient haben dürfte! Eine Zusammenstellung mit Scheuer und scheuern aber wird irrig sein. Man hat das alte Wort nicht mehr verstanden und sich an ein bekanntes gehalten. „Das Schürwecken“ wird vielleicht „Aufwecken der Fasnetnarren“ bedeuten und der Ulmer Schurkrug kommt von mhd. schiure, der Becher, Pokal, schweizerisch heute ebenfalls „Schur“.

Joh. Adam Kraus.

Beck in Ringingen. Am 3. Februar 1596 zeigte Stoffel Beck von Ringingen zu Hechingen an, er habe des Hans Boschen Magd von Hörschwag geheiratet, die auch mit ihm in den Krieg gezogen sei. Der Bosch sei ihr noch etwas am Lidlohn schuldig. Bescheid: Er erhält nichts, da die Magd dem Bosch davongelaufen (Staatsarch. D 134). Schon 1594 heiratete ein Hans Paur von Ringingen nach Hörschwag mit der Agnes Gauggel, Witwe des Vogts. Er brachte 100 fl mit und wurde zollerisch leibeigen. Krs.

Der aus Ringingen gebürtige Pfarrer Kaspar Buckenmayer war laut Urkunde H 234 des Erzb. Archivs Freiburg am 9. März 1614 noch Kammerer und Pfarrer auf Fürstenberg, damals einem auf dem Berg gelegenen Städtchen der Baar, das zum Landkapitel Villingen gehörte. Schon bald darauf muß er gestorben sein (vgl. Hohz. JHeft 1961, S. 201). Krs.

Die Familie Straubinger, ohne Zweifel nach der Stadt Straubing in Bayern benannt, heute in Salmendingen ansässig, geht vielleicht auf Esaias und Hans Straubinger 1574 in Erpfingen zurück. Dort findet sich damals auch ein Jörg Riesch oder Rüesch (Ha 82, 477 Erz. Arch. Freiburg. Vermutlich lebten diese schon 1545!) Riescher gibt es heute in Salmendingen, Ringingen, Burladingen. Vermutlich geht der Name auf den Ort Rüsich in der Schweiz zurück. Krs.

Das Ringinger Lai

Von Joh. Adam Kraus

I. Lage und urkundliche Nachweise. Es handelt sich heute um eine geteerte Ortsstraße, früher einen gewöhnlichen Ortsweg oder Gasse, die sich vom Schulhaus im Kreden nach Westen hinauf bis neben den Gallenberg zieht, von wo der Kappelweg wieder gemächlich zur Kapelle hinstreicht. Das Lai ist von Häusern besäumt mit Ausnahme des kleinen Stücks oben, wo der breite Fußweg links den Gallenberg hinauf führt. Die Anwohner wurden einst einfach nach dem Lai benannt und von anderen Eingessenen unterschieden. So sprach man vom Laischneider (Hs. 19), vom Laiwanger (Hs. 15), vom Laimichel (Hs. 11) und Lajockel (Hs. 12). Bis zum Jahre 1720 war dieses Haus (12) das letzte und oberste, Lehen der Galluspflüge von Truchtelingen, an das sich oben und hinten das Frühmeßwiesle der Pfarrei anschloß, das dann um jene Zeit von Markus Kraus des Georg mit einem Haus besetzt wurde (heute Michael Wahl Nr. 10). Streng genommen redet man heute vom Lai erst von der Abzweigung des „Neuen Weges“ an aufwärts, ehemals aber rechnete man auch den unteren Teil am Kreden dazu. So heißt es in der fürstenbergischen Renovation bzw. Urbar vom Jahre 1545 vom Haus Nr. 38 (heute Josef Dieter, Steffels): „Michel Sauter hat Haus, Scheuer und Hofraite mit Garten aneinander zwischen Hans Stolz und Hans Ritters Witwe (39) und Kunrad Schmack, vorne an der Straße, Leuen genannt, bei dem Bach.“

Man beachte, daß Leuen nicht nach einer festen Regel, sondern wie alle Namen rein nach dem Gehör und dazu noch von einem fremden Schreiber niedergeschrieben wurde. So heißt es im gleichen Urbar beim Haus Nr. 21 (Nikolaus Dietzen Kinder): „Hans Rechlin's Haus usw. in der Horlachen oder Leuch genannt. (Horlachen hieß auch Horwachen, später Harlachen, liegt hinter dem Haus hinaus!)

Dieses Haus im Leuch erscheint dann 1660 „im Ley“, an anderer Stelle „im Laych“. Beim Haus Nr. 11 (heute Alex Maichle) lesen wir 1545: „Haus usw. des Hans Stolz an Klaus Klotzen und der Frühmeß Garten, stoßt vorn an die Straße, Leuherm genannt.“ Im zollerischen Urbar um 1560 heißt diese Gasse dann „das Leeh“. Besitzerin des Hauses Nr. 18 (Balthas Dietz, Hanselmen) war damals Anna, Hans Buren Witwe. Die Hofraite stieß vorne an die Gasse „das Leuch“ (1666 im Lay), und das Haus Nr. 12 (jetzt Joachim Dietmann) hatte 1545 Klaus Klotz. Sein Platz stieß vorne an die Gasse, genannt das Läch, oben an das Frühmeßwiesle der Pfarrei.

Im Ebinger Zinsbuch von 1524 (Stadtarchiv) wird ein Hanfgarten in Lohern genannt, den aber niemand mehr wußte. Ob damit Lauhen (auf Heufeld) oder unser Lai gemeint war, ist unsicher. Doch gab es in Lauen schwerlich Hanfländer. Diese lagen vielmehr um das Dorf herum.

Schon im Fleckenbuch von 1530 findet sich „eine Lucke“ im Ortszaun oder Eiter „Ob dem Lech“. An anderer Stelle heißt es: „Es geht ein Triebweg bei dem Lech hinaus auf Heufeld. Diese Lucke befand sich zweifelsohne auf dem höchsten Punkt des Lai, etwa beim Haus Nr. 154 (Heinrich Unmuth) bzw. Raiffeisenlagerhaus Nr. 212. Ferner ist dort 1530 geschrieben: „Es zieht ein Fußweg vom Läch herab (durch die Krautländer) bis zu Peter Walthers Haus (Nr. 132; der Fußweg ging erst neuestens ein.)“

Nun finden sich auch urkundliche Stellen, die sich sicher nicht auf diese Ortsgasse beziehen können. 1545 wird ein fürstenbergisches und zollerisches gemeinsames Feld beschrieben: „Sechs Jauchert ob Lee (bzw. ob dem Läch)“ an dem Gemeinen Wasen, stoßt gegen dem Dorf zu auf Jörg Merzen und den Pfarrgarten und Aberlin Ostertag, hinten auf Klaus Klotz und Zeiler Lenz, andererseits Hans Kungund.“ Gemeint war das große herrschaftliche Feldstück, das heute völlig vom Neuen Weg mit den Häusern 176 (Moritz Dietrich), 182, 183, 198, bzw. östlich 230, 177, 213, 203 (Josef Emeles Witwe) eingenommen wird. Unten oder nach Osten war das Feld durch den Hairenrain (Herrenrain) begrenzt, der einen guten Namen für die östlich daran neu entstandene Häuserzeile ergeben würde. Hereinwärts stieß das Herrenfeld u. a. auf die Grundstücke Nr. 148/149, die im Jahre 1545 „bei des Pfarrers Zipperbom“ hießen. Sie sind seit einigen Jahren ebenfalls mit den Häusern von Kaspar Maier (Nr. 199) und Lukas Hochsticher (226) überbaut. Der Gemeine Wasen oberhalb diente zuletzt (nach Aufgabe der Viehweide i. J. 1867) als Turnplatz, Schulgarten, Zimmerplatz (um 1915) und Krautländer, ist aber seit 1922 ff. mit den Häusern 186 (Josef Hipp), 188, 189, 192, 197, 200, 207 und 209 (Josef Feßler)

überbaut. Dieser Wasen zog sich seit Urzeiten als Viehtrieb bis hinaus aufs Heufeld. Die Triebteile erinnern noch daran.

Schon im Jahre 1406 wurde von Heinrich von Killer, genannt Affenschmalz, ein Jahrtag gestiftet und dazu „der Ganaserin Wiesen“ gegeben, die „zu Ringingen an dem Dorf am Leh“ gelegen waren. Nach der Beschreibung des Heiligenvermögens von 1694 hatten damals diese Wiese bei den Zipperenbäumen im Läu Johann Rhein und Johann Emele inne, und gaben daraus jährlich 22 Kreuzer und 3 Heller zum Affenschmalzer Jahrtag. Die Wiese lag hinter Matheus Mayers Haus (heute Nr. 15 Christian Kraus), zwischen Georg Nadler und der Hanfgarten-Anwand, streckte oben auf des Pfarrers Hanfgarten, d. h. eben obige Nummern 148/149. In der Beschreibung des Pfarrgutes 1694 heißt es: „Der Pfarrer hat eigen 1 Viertel Mannsmahd Garten hinter Sebastian Furtenbachs Haus (heute Nr. 12 Joachim Dietmann) oben im Läu bei den Zipperenbäumen zwischen Hans Ott und Christian Wahl (Hs. 15). Ferner 1/2 Mannsmahd bei den Zipperenbäumen zwischen Georg Volk und Hans Beck einerseits, andererseits Bernhard Riedinger, Georg Nadler und Hans Ott, streckt hinaus auf der gnäd. Herrschaft Brachwiesen, herein auf das eben genannte Pfarrgut.“

Dieses Pfarregrundstück ist identisch mit dem „Hanfgarten der Frühmess bei den Zipperbömen von 1589“, bzw. mit dem Pfarrgrundstück beim Zipperbom 1545, an das hinauf damals die zwei Mannsmahd Wiesen des Aberlin Ostertag stießen. Die Frühmeßpfunde war im Jahre 1535 mit der Pfarrpfunde vereinigt worden, ist aber 1589 noch besonders verrechnet.

Auch 1610 können wir in der Beschreibung des Truchtelinger St. Gallen-Gutes lesen: „Hans Beck hat einen Bomgarten im Leh, darauf eine Behausung erbaut ist (jetzt Nr. 12 Joachim Dietmann), zwischen der Pfarrwies einerseits, andererseits an Klaus Epp (15) und alt Aberlin Ostertags Garten, herein an die gemeine Gasse“ (das Lai).

Damals hieß somit auch das Gelände nördlich der Laigasse und östlich des Gemeinen Wasens „Im Lai, Leh“ oder ähnlich. So wundert es auch nicht, daß im Ortsplan von 1849 hier handschriftlich auf den genannten beiden Pfarrgrundstücken eingeschrieben ist „Uf Lay“. Allerdings ist dies 1849 und heute auch der Fall westlich des heutigen Raiffeisenlagerhauses, wo vorher sich dieser Name niemals feststellen ließ. Freilich sieht man auch den Namen Gallengarten dort irrtümlich vom Garten der ehemaligen Gallenkapelle weg 2—300 m zu weit nach Westen verrutscht, also hinter „des Bauern Haus“, wo es höchstens heißen könnte: „Hinter oder ob dem Gallengarten“.

Der Neue Weg, d. h. die Straße vom Laischneider zur Kappelache, besteht erst seit 1891. Bis dahin ging zwischen den Häusern 15 und 18 lediglich ein Fußweg zum Hairenrain, also östlich am Herrschaftsgut entlang zum Bilgerstöckle. So lange lief auch der ganze Wagenverkehr das steile Lai hinauf und dann schön sachte gegen die Kapelle wieder hinab.

II. Bedeutung des Lai. Was sollen nun die verschiedenen Wortformen Leh, Lech, Leeh, Leuen, Leuherm, Lay, Läu und Lai besagen? Das Nächstliegende wäre die Ableitung von Lehen, einem an Untergebene aus geliehenen Hofgut. Aber was soll dies in einer Ortschaft, in der es nachweislich mindestens zwanzig herrschaftliche und eine ganze Anzahl kirchliche Lehenhöfe gab?

Nach Michael R. Bucks Flurnamenbuch ist schwäb. Lai gleich mit „Der Leh“, ahd. hleo (Wesensfall hlewes), auch hlewari, lewir, lat. clivus (Mehrzahl lewer und lewen). Das Wort bezeichnet einen künstlichen Hügel von Menschenhand, meist Grab- oder Grenzhügel. Bei ihnen befinden sich häufig alte Gerichtsstätten. In Mundelfingen/Baar heißt die Gegend beim Friedhof, in dem sich auch die alte Pfarrkirche befand, Leberem (von lewari), ebenso in Welschingen, und in Mülhausen i. Hegau heißt ein Tanzplatz bei der Kirche 1461 Lebra, heute Leberem. Gelegentlich findet sich auch die Form Leiber. In Jungingen gibt es eine Lair, 1511 Lehr, mit Alemannengräbern, offenbar eine Mehrzahl von Lee. Auch in Killer fand Oberlehrer Michael Lorch unweit der Starzel einen Birtenlee.

Professor Viktor Ernst berichtete schon vor Jahren von 11 Ortschaften in Württemberg, die einen Lai, Lee, Lo oder Leebühl haben, und zwar in der Regel in Nähe des Ortes. In Ditzingen war der Lee 1367 der Sitz des Gerichtes. Auch auf dem Birtenlee bei Rottenburg a. N. tagte nach Gößler

ein Gericht. Dieser künstliche Hügel wird meist einen Grabhügel bezeichnen, wo man nach dem Glauben der Alemannen angesichts des Toten bzw. fortlebend gedachten Sippenhauptes Recht sprach. Noch in christlicher Zeit wurden Rechtsgeschäfte über Heiligenreliquien getätigt, so in Haigerloch 1095, Ehstetten 1094 (Zollerheimat 1941, 21 und 1938, 9—11).

In Ringingen ist nun zwar kein Hügel mehr nachzuweisen, aber auf dem mehrfach genannten Pfarrgrundstück 148/49 bei den Zipperbäumen fand man beim Bau des Hauses 226 im Jahre 1954 vier Alemannengräber, also gerade „Uf dem Lai“. Es war das große Verdienst des Herrn Bürgermeisters Heinrich Hochsticher und seines Bruders Lukas, daß diese Gräber beachtet wurden und durch Dr. S. Ried-Tübingen untersucht werden konnten (Hohz. Heimat 1954, S. 46).

Auch eine Gerichtsstätte mit einem Asyl von 24 Stunden, zwar nicht dort, aber unten beim Haus 38 im Kребen ist nachzuweisen. Näheres über diesen „Tanzplatz von 1530“ wurde bereits im Hohz. Jahresheft 1961 S. 83 f. mitgeteilt. Da die Form Leuhern sowieso eine Mehrzahlform darstellt, könnten auch hier unten vor Urzeiten Grabhügel vorhanden gewesen sein. Falls die Gerichtshandlungen ursprünglich auf dem Pfarrgrundstück Nr. 148 stattfanden, können sie sehr wohl später in den Kребen zu dem dort vermuteten Fronhof verlegt worden sein. Prof. Dr. Gößler schrieb mir schon am 15. Juni 1939: „Eine etwaige Verschiebung des Gerichtsplatzes vom Lai in den Kребen hat durchaus Parallelen. Der Dingplatz zu Bühl bei Rottenburg auf einem großen Grabhügel wird heute noch zum Tanzen benutzt. Der Lee ist im deutschen Mittelalter (bis 1500) der Sitz des Gemeindeggerichts.“

Am Rande darf noch zu den Zipperbäumen bemerkt werden, daß es solche Bäume mit kleinen, gelben kugeligen Pflaumen noch heute verwildert in vielen Gartenhagen gibt. Anderwärts heißt man die Früchte Zibarten. Die Ringinger aber haben das Recht, sie nach 400jähriger Ueberlieferung Zipperen, d. h. Pflaumen aus Zypern, zu heißen, so wie man eine andere blaue Art Pflaumen Griechenele, d. h. aus Griechenland, nennt. (Nach Archivalien der Archive zu Sigmaringen und Donaueschingen.)

Kurznachrichten

Die Weilerkirche St. Georg zu Owingen

Die einsam oberhalb von Owingen am Friedhof stehende Weilerkirche ist bekanntlich die ehemalige Pfarrkirche und der einzige Ueberrest des früheren Weilers Oberowingen. Als Kunstdenkmal des beginnenden 12. Jahrhunderts hat das Heiligtum über Hohenzollern hinaus einen guten Ruf und ist vor einigen Jahren vorbildlich renoviert worden. Leider wird seit dem Erscheinen des Realschematismus der Erzdiözese Freiburg 1863 immer wieder fälschlich behauptet, der Kirchenpatron des Heiligtums sei das hl. Kreuz. Auch die „Kunstdenkmäler des Kreises Hechingen 1938“ haben den genannten Irrtum beibehalten. Dagegen geht aus alten Urkunden einwandfrei hervor, daß der Titel des hl. Kreuzes einst einer kleinen Kapelle in Unter-Owingen, dem heutigen Owingen zukam. Diese war aber um 1660 schon abgegangen und die Einkünfte naturgemäß mit der Heiligenpflege der Pfarrkirche in Oberowingen vereinigt. Hieraus ist ohne Zweifel der Irrtum entstanden. Die Weilerkirche jedoch selbst war zu allen Zeiten ihres Bestehens dem hl. Ritter Georg geweiht. Sie geht in ihren ehrwürdigen Bauformen ohne Zweifel auf das Kloster St. Georgen im Schwarzwald zurück, zu dem der Adel von Owingen von Anfang seines Bestehens Beziehungen pflegte. Im Jahre 1132 erhielt das Kloster von dem hochedlen Heinrich von Stouphenberg dahier Besitz übertragen, der 1139 und 1179 in päpstl. Bullen erwähnt wird. Noch das zollerische Lagerbuch von Berthold Hagen v. Jahre 1544 nennt St. Georg als Patron der Pfarrkirche, dagegen das Hl. Kreuz erwähnt es zu Unterowingen. Die ausgedehnten Rechte des Klosters St. Georgen dahier sind in „Zollerheimat“ 1937 S. 53 ff. aus Bickelspergs zollerischem Lagerbuch beschrieben. (Das Original davon befindet sich im Generallandesarchiv in Karlsruhe.) Diese Rechte sind im Jahre 1438 kaufweise an die Herren von Bubenhofen gekommen (Zollerheimat 1940, S. 1—3). Vom 5. April 1529 datiert ein Zinsbrief des Jörg Bürcklin zu Owingen an die Hl. Kreuzpflege zu Unterowingen (Mitt. Hohz. 8, S. 96). Schon im Jahre 1952 wurde an dieser Stelle S. 45 mitgeteilt, daß Pfarrer Sartory von Owingen in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts ausdrücklich angab, die Hl. Kreuzkapelle sei in Unterowingen vor dem 30jährigen Kriege abgegangen, dagegen die Ruinen noch spärlich vorhanden. Die Einkünfte

seien mit der Pfarrkirche (St. Georg) vereinigt worden (Visitationsakten im Erzb. Arch. Freiburg). Es besteht somit kein Grund, an der Richtigkeit dieser Meldung zu zweifeln. Vor einiger Zeit hat eine wissenschaftliche Gesellschaft von Stuttgart beim Besuch unserer Kirche den Irrtum wieder vertreten und daran weitgespannte geschichtliche und kunsthistorische Ausführungen über den Kult des Hl. Kreuzes angeknüpft. Dabei wurde auch die sehr ansprechende Meinung vertreten, die Gemälde der Apostel an der Schiffswand seien wohl weiter zurückzudatieren, als man bisher annahm. Sie seien 1740 nur erneuert worden. Die Buchstaben M R am Chorbogen bezeichnen den Pfarrer Martin Rauch 1598 neben zwei gegeneinander gewandten Zollernschildern.

Herr Pfarrer J. Riegger, früher in Owingen, hat aus dem alten Taufbuch zum Jahre 1709 eine Ergänzung gebracht:

Beachte, daß in der oberen Kirche im Weiler, jetzt Filiale, vorher aber Pfarrkirche, folgende geweihte Altäre bestehen: Höchster Patron ist der hl. Märtyrer Georg. Die Kirchweih wird am Sonntag nach Georgenfest gefeiert. Der Hochaltar ist geweiht zur Ehre der seligsten Jungfrau Maria und der Heiligen Georg, Johannes Evangelist und Konrad, der rechte Seitenaltar zur Ehre des hl. Kreuzes und der Heiligen Sebastian und Barbara. Der linke Seitenaltar ist konsekriert zur Ehre der Heiligen Katharina, Joseph und Antonius von Padua“.

Damit dürfte klar sein, daß der hl. Georg der Schutzherr der Weilerkirche ist. Nach Abgang der Kreuzkapelle in Unterowingen (am oberen Ortsausgang, etwa gegenüber Kinderhaus) hat man den einen Seitenaltar der Pfarrkirche diesem Titel geweiht. Daß die Muttergottes ehrenhalber vor den eigentlichen Kirchenheiligen gesetzt ist, kann man vielerorts beobachten. Die jetzige Pfarrkirche St. Jakob in Owingen wurde 1698—99 an Stelle einer kleinen Kapelle dieses Heiligen errichtet, dem ebenfalls die Muttergottes ehrenhalber vorgesetzt war.

Krs.

Burg Stauffenberg

Zu Stauffenberg unter dem Hörnle lag am 23. Mai 1343 ein Brühl, der dem Hechinger Bürger Albrecht von Semdach gehörte und daher Semdachsbrühl hieß.¹⁾ Damals verkaufte der Besitzer daraus einen Jahreszins von 16 Schilling Heller an das Kloster Stetten b. Hech., und im Jahre 1346 auch sein ganzes Eigentum an diesem Brühl oder Wiesengelände.²⁾ Mit der Frage nach dem Standort dieses Stauffenbergs bzw. des Hörnlins ist sowohl in der Anmerkung zur Urkunde von 1343, als auch im Nachtrag des „Stettener Urkundenbuchs“ S. 350 Nr. 47a gehandelt. Dabei hat sich ein Irrtum eingeschlichen. Es wurde von mir nämlich nicht beachtet, daß mit Uebergang des genannten Brühls in den Klosterbesitz natürlich auch die 16 Schilling Jahreszins wegfielen, weswegen man im Jahre 1646 und 1668 nicht mehr nach diesen 16 Schilling suchen kann! Daher dürfte es gleichgültig sein, ob es in den Beschreibungen von 1646 und 1668 heißt „des Schmieds Härdle“, oder „Hörnle“ oder „Herrlin an der Mehrwiese“ (am späteren Fasanengarten zu Hechingen). Der Brühl kommt später in den Stettener Urkunden nicht mehr vor, wohl aber scheint er identisch zu sein mit einem in zollerischem Besitz befindlichen Brühl des Schwarzgrafen Friedrich vom 25. Januar 1393.³⁾ Nach der Urkunde dieses Tages verkauft der Schwarzgraf Fr. von Zollern an Gerung Obrost u. a.: „Zinsen aus 1 Mannsmahd Wiese, die liegt zwischen Cantzen Lehen und des Schwarzgrafen Brühl; ferner aus dem Bomgärtle, stoß einerseits an des Schwarzgrafen Brühl und liegt am Hörnli. Ferner 19 Schilling aus 3 Mannsmahd Wiesen gelegen am Horn an des Schwarzgrafen Brühl.“

In Bickelspergs zollerischem Lagerbuch von 1435 wird nun ein Burgstall (Stelle einer ehem. Burg!) vorn auf dem Wessinger Hörnlin erwähnt⁴⁾, nämlich auf dem vom Zollerberg gegen Wessingen vorspringenden Käpfle (841 m, auf Karten Belvedere oder Bismarckshöhe genannt, wo jetzt der Hochbehälter der Bodensee-Wasserleitung steht) südlich des Brielhofs. Nach L. Schmid hat um 1790 Joseph von Laßberg noch daselbst einen sehr geräumigen „Kell“ gesehen, der angeblich von der Belagerung der Burg Zollern im Jahre 1423 gestammt habe⁵⁾, aber vielleicht ein Ueberrest jener Burgstelle auf dem Hörnle war. Noch 1861 hieß nach Auskunft Fr. Staudachers diese Bergnase bei Wessingen „Horn“ und der umliegende Abhang „Hornrain“. Hier dürfte somit eine Burg Stauffenberg gestanden haben, die später von den Schenken der Grafen von Zollern zum Stauffenburger Hof zwischen Weilheim und Rangendingen verlegt wurde. Ob allerdings der Name Stauffenberg ursprünglich hier entstand, möchte ich im Gegensatz zu früher nicht mehr so sicher vermuten. Der hoch-

adelige Heinrich von Stouphenberg, der 1132 ans Kloster St. Georgen Güter zu Owingen und in der Baar und anderwärts schenkte, wird von vielen Forschern auf den Stauffenberg in der Ortenau bezogen. Dagegen mögen hier bei Wessingen die zollerischen Truchsessens von Stauffenberg gewohnt haben: Baldebert 1228—62, Burkart Flizzing 1228, sein Bruder Hugo 1262—66 und Hiltebold 1286—1291.⁹ Seit 1317 nannten sich dann die bisherigen Schenken von Zell „von Stauffenberg“, wohl als Erben der Truchsessens.

J. A. Kraus.

Anmerkungen:

- 1) Urk. d. Kloster Stetten Nr. 132, S. 41 im Hohz. JHeft 1955.
- 2) ebenda Nr. 149, Seite 47.
- 3) Mon. Zollerana I, Nr. 426, Seite 306—307.
- 4) Bickelsbergs zollerisches Lagerbuch, hgg. Fr. Herberhold, S. 119.
- 5) Belagerung der Burg Hohenzollern von Lud. Schmid, 1867, S. 57.
- 6) Hohenzoll. Jahresheft 1952, Seite 119.

St. Georger Quelle für Ortsgeschichte

Bekanntlich verdanken wir den Klöstern und der Kirche mit die ältesten urkundlichen Ueberlieferungen vergangener Zeit. So ist auch von dem 1083 von den Adeligen Hezelo (Hermann) und Hesso zunächst in Königseggwald geplanten und dann auf Veranlassung des Abts Wilhelm von Hirsau in den Schwarzwald verlegten Kloster St. Georgen OSB eine Art Gründungsgeschichte erhalten. Josef Bader hat sie im Jahrgang 9 der „Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins“ 1858, S. 193—225 abgedruckt und später wurde sie auch in die „Monumenta Germaniae Script“ 15, S. 1007 ff übernommen. Die Festlegung der in dieser Notitia fundationis vorkommenden Ortsnamen ist freilich zum Teil sehr schwierig. Wir entnehmen aus Baders Ausgabe diejenigen Stellen, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Hohenzollern beziehen und übersetzen ins Deutsche.

1083 am 4. Januar, einem Mittwoch, erteilte der Stifter Hezelo dem Grafen Mangold von Altshausen (des späteren Veringer Hauses!) den Auftrag, das Gut Wald (Königseggwald) mit Zubehör unter den Schutz des Papstes zu stellen (S. 196, 4). Ein Adelbert von Otolveswang gehört wohl nach Otterswang bei Aulendorf. Im hohenzollerischen Ort dieses Namens kennt man weder Burg noch Ritter. Neben dem genannten Grafen erschienen als Zeugen: Konrad von Heiligenberg mit seinen Söhnen Eberhard und Heinrich, dann Arnold von Binezwanen (der als Vater der Gammertinger Grafen Ulrich und Adelbert angesehen wird!), Heinrich von Hirschzungen (Hirschek?) mit dem gleichnamigen Sohn seines Bruders, dann die Brüder Mangold und Ludwig von Sigmaringen, Ulrich, Siegfried und sein Brudersohn Hermann von Weiler (wohl Verwandte Mangolds von Althausen?), Rupert und sein Bruder Adelbert von Otolveswang, Rudolf von Waldhausen, die Brüder Pilgrim und Adelgoz von Hoskirch, Liupold von Bieberach, Liupold von Mietingen, Heinrich von Baldesheim (Balzheim a. d. Iller), Berthold von Bittelschieß (197, 8). (Pilgrim oder Peregrin von Hoskirch wird von Zingeler als Stifter des Klosters Beuron angesehen).

1085 24. Juni weihte Bischof Gebhard von Konstanz das Holzkirchlein in St. Georgen zu Ehren dieses hl. Märtyrers. Am 13. Januar 1086 fand die feierliche Bestätigung der Schenkung in der St. Georgszelle (der hölzernen Kapelle) vor Bischof Gebhard statt in Gegenwart von Abt Wilhelm von Hirsau, Graf Mangold von Altshausen mit Sohn Wolfrad, Adalbert v. Entringen, Ritter Magnus und Sohn Berthold von Bittelschieß (der Vater trat dann ins Kloster ein), Richard von Kappel und sein gleichnamiger Sohn (eher Kappel b. Villingen als unres!), Kuno von Cimberen (angebl. an der Donau bei Amtenhausen. Aber auch in Heiligenzimmern stellte M. Schaitel eine „Burghalde“ und Adel fest: Zollerheimat 5, 18).

1086 um den 1. April: werden neben den Grafen Burkart von Nellenburg, Kuno von Wilflingen (Urach), Mangold von Altshausen auch die Capitanei oder Bannerherren bzw. Hauptleute Konrad von Heiligenberg, Adelgoz von Marstetten, Arnold von Binezwanen (= „Gammertingen“) erwähnt (201, 21).

Der Mitstifter und Capitaneus Hesso hat nicht nur die Hälfte des Platzes geschenkt, auf dem St. Georgen entstand, sondern auch die villa Stetin (Dorf Stetten) mit allem Zubehör, mit Ausnahme 1 Grundstückes, das ihm nicht gehörte, ferner $\frac{1}{2}$ des Dorfes Fützen b. Stühlingen und zwei

Mansen (= Höfe) in Kleinkems i. Brsg. (Dieses Dorf Stetten wird zwar ohne Anhaltspunkt in den Amtsbezirk Waldshut gedeutet. Unser Dorf Stetten bei Haigerloch jedoch gehörte bis zum 19. Oktober 1438 (außer dem Kirchensatz) neben Owingen und einem Hof zu Weildorf dem Kloster St. Georgen und ging damals durch Kauf an Konrad von Bubenhofen über um 1700 rh. fl. Zollerheimat 1940 S. 1—3). Gleichzeitig trat Hesso selbst ins Kloster ein (202, 23—24), und starb dann 1113 (Annales s. Georgii in MGSS 17, 296).

Ein gewisser Konrad schenkte bei seinem Klostereintritt sein Gütlein im Dorfe Hiltewineshusen (wo?) und ein anderes in Osterendorph sowie ein Wäldchen apud villam Bachoubiton mit dem Lehengut des Waldhüters. Dies sind die ersten Schenkungen (202, 25). (Osterendorf entwickelte sich laut Salemer Urkunden zu Eschendorf bei Bachhaupten-Ostrach!)

Ein freier Mann Namens Hermann schenkte an St. Georgen ein halbes Gut in Huchilingen (aufgegangen in Nehren b. Mössingen). Ein anderer Freier namens Adelbert schenkte Gott und St. Georgen sein Gut in Bolstern und im Dorfe Eichen (b. Saulgau) und im Dorfe Calcoppe (Kalkofen) bei Liggersdorf; 203, 27).

Verschiedene Herren von Husen sind leider nicht festzulegen (so Nr. 18, 44, 46, 50, 60, 96). Neben Hausen bei Beuron könnte auch Hausach i. Kinz. und Neckarhausen infrage kommen.)

Im Jahre 1048 hat der Stifter Hezelo für den Fall, daß sein einziger Sohn Hermann ohne Kinder stürbe, seine Güter auch vor den Verwandten nochmal feierlich an St. Georgen vergabt, ausgenommen Oggelshausen bei Buchau. Seine Verwandten sind: Landold und Adelbert von Antringen (Entringen b. Tübingen) als nächste Erben, die alle Vasallen und Hofleute erhalten sollen. Dies geschah in Irslingen b. Rottweil in Gegenwart der Zeugen: Friedrich von Wolfach, Landold von Winzeln, Berthold von Bittelschieß, Adelbert von Seitingen, Hugo von Estein (Ehestetten b. Ebingen abgeg.) und andere. Landolds Söhne, Landold und Adelbert von Entringen, sollen später diese Abmachung anerkennen. Adelbert tat dies am 11. September 1111 in Basel, Landold am 16. Januar 1112 in Ulm in Gegenwart des jungen Herzogs Friedrich (v. Staufen) und vieler Fürsten und freier Männer (207—208). Hezelos Sohn Hermann wurde als Vogt von Reichenau im Jahre 1094 grausam ermordet!

(Die Verwandtschaft des Stifters mit den freien Herren von Entringen als Abkömmlingen Gutrams des Reichen zusammen mit den Habsburgern hat Eduard Heyck in seiner „Geschichte der Herzöge von Zähringen 1891, S. 566 aufgezeigt. Ebenso versuchte er eine Aufstellung über den Mitstifter Hesso, den er S. 577 dem Süllichgau zuweisen möchte. Als letzter Entringer darf der freie Eberhard von Riringen 1277—79 gelten.) (Schluß folgt)

An das

Postamt

in

Maifeld, was ist das? In einer Urkunde des Erzb. Archivs Freiburg (H 451), nach der der Wolfacher Bürger Lorenz Kratzer ans Kl. Rippoldsau 2 Malter jährl. Kernengilt aus Feldern zu Winzeln vor Walde (Krs. Balingen) überläßt, sind dreimal Aecker und Wiesen aufgeführt, die Maifeld heißen. Daneben finden sich andere, bei denen dieser Zusatz fehlt. Nach M. R. Bucks Flurnamenbuch scheint das Maifeld mit dem am 1. Mai beginnenden Weidebetrieb zusammenzuhängen. Die Jauchert und Mannsmahd müßten dann freilich Ueberreste früherer Zeit sein. Krs.

Büchschießen zu Trochtelfingen: Am 26. August 1564 schrieben Schützenmeister und Schießgesellen der Stadt Trochtelfingen an die Stadt Reutlingen, sie hätten mit Genehmigung ihres Herrn, des Grafen Joachim von Fürstenberg-Werdenberg, auf den 24. September (Sonntag nach Mathäus) einen Schießtag und Kurzweil mit Büchschießen und laden dazu ein. Der Graf habe 10 Gulden gestiftet neben den andern Gewinnen, die durch die verordneten „Siebner“ ausgesetzt würden. Man dürfe dabei neun Schüsse in drei Umgängen tun und auf drei schwebende Scheiben schießen, die von Zweck und Nagel (Mittelpunkt) aus nach allen Seiten ungefähr 1¼ Ellen weit seien. Der ganze Schießstand sei ca. 250 Schritt lang. Sie bäten nun, die Schießgesellen von Reutlingen und Umgegend dazu an den genannten Tag um 11 Uhr vormittags einzuladen. — Die heutige Bürgerwehr der Stadt Trochtelfingen unter Hans Schoser hat das Verdienst, diese Urkunde aus dem Stadtarchiv Reutlingen (4/2/4 i) ausgegraben und zu ihrem Jubiläum veröffentlicht zu haben. Auch in den zu Trochtelfingen gehörigen Gemeinden, wie z. B. Ringingen, bestanden damals Schützengesellschaften, die zweifellos auch an der Kurzweil teilnahmen. Krs.

Hettinger Weiheurkunde aus dem Hochaltar ins Deutsche übertragen: „Im Jahre des Herrn MDCLIX (1659) am 18. Juli habe ich, Georgius Sigismundus (Müller), Bischof von Heliopolis und Weihbischof von Konstanz, diesen Altar zur Ehre des hl. Bischofs Martinus geweiht und die Reliquien heiliger Märtyrer aus der Gesellschaft des hl. Mauritius und der hl. Antonia hier eingeschlossen, auch allen (anwesenden) Christgläubigen heute einen Ablaß von einem Jahr und am Kirchweihjohrtag einen Ablaß von 40 Tagen nach gewöhnlicher Form der Kirche verliehen.“ — Die Kirche selber wurde offenbar damals nicht neu geweiht. Im selben Monat konsekrierte der Weihbischof die Marienkapelle mit Altar bei Ringingen. Krs.

Simmendinger zu Killer. Am 15. Juli 1645 wird geklagt, Theiß Simmendingers Weib zu Killer habe den Hans Quintle von Ringingen einen beschi... Kaiben, Hudeler und Lumpen gescholten, da dieser ihrem Büble zwei Ohrfeigen gegeben, weil es durch die Herde dem Quintlin die Wiesen abfressen ließ. Sie zahlt zur Strafe 3 Pfund Heller. Krs.

BESTELL - SCHEIN

zum Bezug der „Hohenzollerischen Heimat“

Ich/wir bestelle(n) ab sofort zum laufenden Bezug durch die Post Stück „Hohenzollerische Heimat“, Verlagspostamt Gammertingen, zum halbjährigen Bezugspreis von DM 1.40.

Vor- und Zuname

Genauere Anschrift

Dieser Bestellschein ist bei Neubestellung bzw. Nachbestellungen der nächsten Poststelle aufzugeben. Um deutliche Schrift wird gebeten.

Württembergischer Besitz zu Jungingen, Killer, Starzeln, Hausen und Burladingen wurde im Jahre 1473 an Zollern vertauscht gegen Orte im Schönbuch, die nach Ludw. Schmid einst den Pfalzgrafen von Tübingen gehört hatten. Er vermutet, diese Besitzverhältnisse seien auf eheliche Verbindungen der Häuser Tübingen und Zollern zurückzuführen. Graf Burkart von Zollern und Hohenberg (1170—1193) erwähnt war mit Luitgard von Tübingen vermählt, was in Großmanns Gesamtgenealogie der Zollern fehlt. Die fehlerhafte Inschrift eines Grabsteines aus dem Kloster Reuthin, jetzt auf Alttrottenburg bei Weiler, besagt: „Im Jahre MCCI X Idus Novembris starb Lugardis von Tübingen, Gattin des Grafen Burkart.“ Dabei sieht man die Wappenschilder Hohenberg und Tübingen untereinander (Gabelkofer 72 b). Weil jedoch X Idus im Kalender unmöglich ist, wird wohl „MCCIX Id (ib) us Novembris“ zu lesen sein; das ergäbe den 13. November 1209. Da das Kloster Reuthin erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts gestiftet wurde, hat man vermutlich den Leichnam samt dem Grabstein dorthin nachträglich überführt gehabt, wie dies auch anderwärts üblich war. (Ludw. Schmid, Aelteste Geschichte des Hauses Hohenzollern, 2. Band, 1886, S. 240). Die Tauschurkunde von 1473 liegt in Stuttgart, scheint aber nur summarische Angaben zu enthalten.

Steintafel an der Südaußenwand der Friedhofkirche in Seon (Krs. Traunstein in Oberbayern), bis 1803 Benediktinerkloster: „Hier hat der edle Herr Karl Lesche / Handelsmanns Sohn von Simaringendorf (!) aus Schwaben / mit 23 Jahren am 11. Februar 1795 / seine zeitlichen Geschäfte gendert / um bey Gott der ewigen Zinse / seiner Rechtsschaffenheit zu genüßen. R. I. P.“ Ueber der Inschrift sieht man ein Kaufmannszeichen: auf einem Herz steht ein unterstrichener Vierer (4). (Frdl. Mitteilung des Herrn Studienrats Dr. Hans Rommel, Freudenstadt, Hartranstraße 31, eines eifrigen Lesers unseres Blattes. Besten Dank!) Krs.

Neuer Kunstführer von Haigerloch erschienen

Das reizvolle alte Zollerstädtchen, weitbekannt geworden durch sein unvergleichliches Landschaftsbild und einmalige städtebauliche Anlage, hat in den vergangenen Jahren im Reigen der südwestdeutschen Ausflugs- und Reiseziele außerordentlich an Bedeutung gewonnen. In gezielten Werbemaßnahmen hat es die Stadt verstanden, auf ihre Schönheiten und Kunstschätze aufmerksam zu machen. Hier war es vor allem der befähigte Hüter dieser kulturellen Werte, Stadtpfarrer Dekan Gulde, dem das Verdienst zukommt, durch wirksam und gutgestaltete Publikationen weitesten Kreisen die kunstreichen Kirchen und Baudenkmäler erschlossen zu haben. Schon 1950 erschien aus seiner Feder ein umfassender Kunstführer, dem dann anlässlich des Abschlusses der Renovierungen der einzelnen Kirchen jeweils Gedenkblätter in Vierfarbendruck folgten. Sie kehrten aber vor wenigen Jahren auch deutlich wieder zurück zum Typ eines umfassenden Kunstführers mit Beschreibung aller Haigerlocher Kunstwerke und Baudenkmäler, der aber letztes Jahr schon vergriffen war. Umso erfreulicher ist es, daß das Katholische Stadtpfarramt noch rechtzeitig vor Beginn des Sommers und Eröffnung der Schloßkonzerte 1964 die zweite Auflage herausbrachte. Der neue Kunstführer, ein hervorragend gelungenes „Libretto“, ist durch Hereinnahme neuer künstlerischer Farbaufnahmen insbesondere von der Fliederblüte im Vergleich zu seinem Vorgänger wesentlich schöner geworden. Er besticht durch die erstklassigen Vierfarbendrucke von verschiedenen Innenaufnahmen der wertvollen Barockkirchen und einigen Stadtansichten. Mit liebevoller Feder führt der Herausgeber, der auch die Textgestaltung besorgt hat, die Gäste Haigerlochs durch die Geschichte der Baudenkmäler, klärt die kunstgeschichtlichen Zusammenhänge und Entstehung der Kunstwerke und sagt dennoch in strafbarer Form alles, was den Besucher, den Wallfahrer oder Kunstfreund interessiert. Der neue Kunstführer ist in einer Auflage von 10 000 Exemplaren erschienen und wird sicher für das schöne Felsen- und Fliederstädtchen im hohenzollerischen Eyachtal neue Freunde gewinnen. Die nette und gefällig aufgemachte Broschüre ist auch eine wertvolle Bereicherung des heimatlichen Schrifttums. Sch.

Berichtigungen: Im Jahrg. 1964 Nr. 2 S. 26 Abschn. II: Zunftmeister Jakob Grym von Pfullendorf (laut frdl. Mitt. des H. H. Dr. Schupp-Neidingen). S. 27 erste Textzeile: Kirchlein Mariazell, S. 30 rechts: Ein Dingericht zu Gruol.

Die Verfasser tragen für den Inhalt ihrer Abhandlungen die Verantwortung.

Hohenzollerische Heimat

Vierteljahresblätter für Schule und Haus

Preis halbjährlich 1.40 DM

Herausgegeben vom Verein für Geschichte,
in Verbindung mit



Kultur- und Landeskunde in Hohenzollern
der hohenz. Lehrerschaft

Schriftleitung:
Josef Wiest, Rangendingen
25 Y 3828 F

Druck:
Buchdruckerei S. A c k e r, Gammertingen
Postscheckkonto Stuttgart 35 892
Bank: Hohenz. Landesbank Gammertingen 15

Nummer 4

Gammertingen, Oktober 1964

14. Jahrgang

Kirchen- und Kulturgeschichte spiegeln sich in Kirchen- und Landespatrozinien

von Josef Schneider

Wenn je einmal eine Zeitepoche in der Kirchengeschichte die vier letzten Dinge — Tod - Gericht - Himmel - Hölle — besonders streng geschaut hat, dann war es das gläubige Mittelalter. Dieses Denken hat die Menschen jener Zeit besonders geformt, was am eindrucksvollsten darin zum Ausdruck kommt, daß die großen Baumeister in ihren großartigen Portalen der Dome und Kirchen Szenen des Weltuntergangs und des Weltgerichts lebendig werden ließen und die Steinmetzen der Romanik und Gotik Szenen darüber in den Stein schlugen. Christus, der Weltenrichter, erscheint in den tiefwandigen Portalen, oder die Gottesmutter wird oft als „Pforte des Himmels“ gerühmt. Wer diese Szenen schaut, voll Hoffnung durch die Portale schreitet, wem könnte der Kirchenraum mit seinen hochstrebenden Pfeilern, Säulen und Gewölben oder den himmelöffnenden Deckengemälden des Barock etwas anderes bedeuten als die lichten Welten der Erlösung, die noch für alle offen stehen? Die Heiligen an den Säulen und Kapitellen führen uns immer tiefer in das Gotteshaus hinein. Wir dürfen ihnen nur folgen, denn wo sie sind, ist Gott der Herr selbst. Die Kirche hat mit Allerheiligen ihnen allen einen besonderen Gedenktag gewidmet, und sie hat diesen Tag bewußt an das Ende des Kirchenjahres gesetzt. Wie die kirchlichen Hochfeste den goldenen Reif des Kirchenjahres als Edelsteine schmücken, so schlingen sich die Heiligenfeste wie liebliche Blumengewinde mit lehrreichen Spruchbändern durch die Festreihe des Jahres, bald in strahlender Schönheit, dann wieder in bedeutungsvoller Einfachheit. Eine große Zahl ehrwürdiger Namen wird uns dabei bei Betrachtung der Kirchenpatrozinien unserer Heimat begegnen. Sie spiegeln vielfach ein Stück Kirchen- und Kulturgeschichte wider, wie überhaupt ein Jahrhundert nach dem anderen dazu beigetragen hat, den Kreis der Kirchenpatrone immer reicher und glänzender zu gestalten. Es ragen bei uns hervor die Apostel, die Glaubensboten, Blutzeugen, die Nothelfer und auch Heilige Deutschlands. Wie beispielsweise der Christ in der Taufe den Namen eines Heiligen annimmt, so wurde auch von jeher dem neubauten Gotteshaus der Name eines Heiligen beigelegt, der dann als Patron der Kirche verehrt wird. Sein Bild erscheint zumeist auf dem Hochaltar. Vom Kirchenpatron ist der Ortspatron grundsätzlich zu unterscheiden, wie dies beispielsweise in Haigerloch der Fall ist. Kirchenpatronat der Schloßkirche ist die Hl. Dreifaltigkeit, Stadtpatron aber Franz Xaverius, dessen wir am 3. Dezember gedenken. Die Erhebung erfolgte in der Zeit des edlen Fürsten Joseph von Sigmaringen, der auch die St. Annakirche erbauen ließ. Schon damit ist trefflich angedeutet, wie sehr Patronate durch die Heimatgeschichte leuchten und selbst bis auf den heutigen Tag vielfach in neugeschaffenen oder alten Ortswappen lebendig bleiben. Wie es Ortspatrone gibt, so kennen wir auch Landespatrone. Das ist für Hohenzollern beispielsweise St. Fidelis von Sigmaringen, von der Erzdiözese der hl. Konrad. Wenn uns eine besinnliche Reise zu den Stätten unserer Heiligen führt, dann werden wir immer wieder innehalten vor dem großen Glaubensgeist unserer Vorfahren, die in ihren Kirchenpatronen echte Leitbilder zur Gestaltung eines christlichen Lebens suchten. Unser neues Diözesangesangbuch mag uns vielleicht ein Wegweiser sein mit der Andacht zu den Heiligen der Heimat oder in den Umschlagseiten mit den Kronbauten unserer Diözesanheimat. Wir sind gut beraten, wenn wir in Hohenzollern, und zwar in Haigerloch beginnen, denn von hier aus ist es nicht weit zum Boden-

see, wo schon früh das Christentum aufblühte und herrliche Münster sich in den Wellen des Sees spiegeln. In Haigerloch hat die christliche Kunst das Gedächtnis des Allerheiligen- und Allerseeleentages in zwei bedeutenden Zeugnissen verherrlicht, in der Schloßkirche und der St. Annakirche. Vor dem Gotteslamn vereinigen sich alle Stände der Heiligen: eine Komposition von großer Ausdruckskraft. Das Patronat der Schloßkirche, nämlich die Hl. Dreifaltigkeit, kommt in den früheren Jahrhunderten öfters vor als später. Der Bilderschmuck nimmt in der Schloßkirche in ganz bedeutender Form auf den Titel Bezug. Vom Hochaltar grüßt das Geheimnis der Dreieinigkeit in einem hervorragenden Zeugnis der Renaissance, und keinem anderen wird dieser Altar zugeschrieben als dem Meister des Ueberlinger Altars, Jörg Zürn. Meinrad von Aw schmückte bei der Umgestaltung der Schloßkirche im 18. Jh. den Chor mit einem weiteren Dreifaltigkeitsbild, ein Zusammenklang der Farben und Anschauungswert für die Herrlichkeit und Unendlichkeit Gottes. Enthüllt sich doch auch hier das Streben nach einer weiten Erschließung eines geschlossenen Bildes von Himmel und Erde wie es auch die Zwickel mit den 4 Erdteilen versinnbildlichen wollen.

Zu Füßen der Schloßkirche steht die Unterstadtkirche St. Nikolaus, und in der Oberstadt lassen bedeutende Künstler ein steinernes Loblied auf Mutter Anna erklingen.

Die Dettinger, um am Schwarzwaldrand unsere Reise zu beginnen, verehren St. Pantaleon als den Patron ihrer Pfarrkirche, die vom Kloster Muri 1712 erbaut wurde. Dargestellt wird er vielfach an einen Oelbaum genagelt; er hat seine Glaubensstreu mit dem Blut besiegelt. Während wir durch die herbstliche Landschaft des Vorschwarzwaldes fahren, erinnern wir uns daran, daß wir in diesem hinteren Zipfel unseres Kreises reichen kulturhistorischen Boden betreten. Die Herren von Neuneck waren hier reich begütert, auch das Kloster Alpirsbach, das Beziehungen nach Hohenzollern durch einen Zollergrafen hatte, ebenso das Kloster Reichenau, welches in Empfingen begütert war. Inzwischen grüßt uns der markante Turm der Pfarrkirche St. Martin in Dießen. Keine Frage, Dießen hat einen sehr volkstümlichen Heiligen als Kirchenpatron erwählt. Schon im Mittelalter hatten ihn die Tuchmacher verehrt, und er ist als solcher gelegentlich auf Kirchenbildern dargestellt worden. Die Söhne Benedikts hatten den hl. Bischof von Tours, der vorher bei Amiens als Reiter seinen Mantei mit dem Armen teilte, ihre Klöster anbefohlen. Wir denken an Beuron, das sich Erzabtei St. Martin nennt. Ein Kranz von Bräuchen windet sich um St. Martinstag am 11. November, „Martini Sonnenschein, tritt ein kalter Winter ein.“ Martini war Bündelstag der Dienstboten, Stichtag für die Zahlung des Pachtzinses, und vielfach gibt es auch einen Martinmarkt und Martiniumzüge. Reich geschmückt haben die Bauherren die Kirche in Dettingen, das Gotteshaus mit Bildern des Apostelfürsten St. Petrus. Eine spätgotische Skulptur erinnert an den Apostelfürsten und ersten Papst; auf dem Altarblatt des Hochaltars hat Meister Spiegler 1742 eine Huldigung an den Kirchenpatron dargebracht. „An St. Gallen, schaff heim alles“, sagt ein alter Bauernspruch, und da sind wir dann mittlerweile auch drüben in Glatt angekommen, wo der Begründer St. Gallens in der Schweiz als Kirchenpatron verehrt wird. Er ist ein Landsmann jener irisch-schottischen Mönche, die ebenfalls das Licht des Glaubens in unsere Heimat brachten. Auch Rangendingen verehrt St. Gallus als Kirchenpatron und hält



St. Agathe, die Patronin gegen Feuersbrunst, wird in Bietenhausen als Kirchenpatronin verehrt.



St. Vitus, der jugendliche Märtyrer und Patron gegen Fallsucht und Seuchen, hat in Gruols Vituskapelle eine bleibende jahrhundertealte Verehrungsstätte.

Fotos: Anton Beiter, Foto Weber, Josef Schneider
Klischees: Schwarzwälder Bote, Oberndorf.

seinen Namenstag als Kirchenpatrozinium noch hoch in Ehren. Weit über die bäuerliche Landschaft grüßt der Kirchturm der Pfarrkirche St. Laurentius in Betra. Schon zwei Jahrhunderte nach seinem Tod auf dem Rost wurde ihm in Konstantinopel eine Kirche geweiht. Die Gemeinde Betra ehrt heute noch das Andenken ihres Kirchenpatrons, dem mit der Renovation ein schönes Gotteshaus geschenkt wurde. Eine wertvolle Darstellung dieses Heiligen, einem Sinnbild christlicher Standhaftigkeit, schmückt auch den Seitenaltar der Pfarrkirche Gruol. In der Hand hält er dort das Märtyrerwerkzeug, den Rost. Einen, der im Volk viel verehrten 14 Nothelfer, St. Margaretha, hat Fischingen als Kirchenpatronin erwähnt. Sie kommt schon früh als Patronin vor und wird viel angerufen bei Unwettern und um den Segen für die Felder. Auch Dettensee hat einen der vierzehn Nothelfer, nämlich Cyriakus, als Patron. Er ist ein Zeitgenosse des Aerzstepatrons Pantaleon, und schließlich treffen wir in Empfingen bei unserer Reise zu den Kirchenpatronen der Heimat, den hl. Georg. Das Bild dieses hehren Drachentöters, das schon im Mittelalter die Künstler inspirierte, zeichne den wackeren Streiter, den auch die Ritterschaft, vor allem die Kreuzfahrer zum Patron erwählten. Da er ebenfalls dem Kreise der 14 Nothelfer angehört, ist er oft zum Kirchenpatron erhoben worden, und seinen Namenstag hat viel Brauchtum, zu dem auch der Georgsritt gehört, umgeben.

Wie in Haigerloch hat auch die Umgebung große Heilige als Kirchenpatrone. Da ist St. Klemens, der Märtyrerpapst, zweimal Patron, nämlich in Bittelbronn und Gruol, wo man sein Gedenken durch Uebernahme seines Attributs, des Ankers, in das neugeschaffene Ortswappen übernahm. Viele tragen seinen Namen und bis heute wird sein Gedenken als Feiertag begangen. Den 389 verstorbenen Apostel Irlands, St. Patrik, hat man in Heiligenzimmern zum Schutzherrn des Gotteshauses erwählt. Sein Bildnis in der Kirche hält in der Hand das dreiblättrige Kleeblatt, das ihm bei der Predigt als Symbol der Hl. Dreifaltigkeit diente. Dieses Attribut fand im Ortswappen Aufnahme. Weildorf hat im Ortswappen das Andenken seines Kirchenpatrons St. Petrus durch die Schlüssel festgehalten. Den gleichen Kirchenpatron haben Bad Imnau und Owingen mit St. Jakobus dem Älteren, dem Apostel und Patron der Pilger, der auch der Patron der Stiftskirche in Hechingen ist, während Stetten bei Haig, den Patron der Deutschen, St. Michael, den Erzengel, als Kirchenpatron hat. Nicht nur die Künstler aller Jahrhunderte hat der Gottesstreiter und Erzengel angeregt, auch die Landbevölkerung spricht vom St. Michaelstag als einem Lostag.

Johannes der Täufer wird in Hart als Kirchenpatron verehrt, St. Aegidius, einer der vierzehn Nothelfer, in Höfendorf. Auf dem Hochaltar wird er mit der Hirschkuh dargestellt. Die Patronin bei Feuersnot und Gewitter, St. Agatha, ist in Bietenhausen Schutzherrin, und schließlich hat Trillfingens Pfarrkirche St. Valentin als Patron.

Unsere weite schöne Diözesanheimat, das Land um Bodensee, Schwarzwald, Oberrhein und Odenwald, die bedeutenden Kronbauten und Perlen der Landschaft, haben zum Teil bedeutende Heilige zu Patronen. Da fällt uns auf, daß gerade in den älteren Gotteshäusern die Gottesmutter als Schutzherrin genommen ist. In der Geschichte der Kirchenpatronate kommen die Marienkirchen schon sehr früh vor. Alte Urkunden führen manchmal die Gottesmutter ehrenhalber vor dem eigentlichen Schutzheiligen an. Alte Dome und Kathedralen des christlichen Abendlandes sind auf ihren Namen geweiht, und auch andere alte Kirchen haben an Muttergottesfesten ihre Kirchenfeste. Wir denken hier an das Münster Mittelzell auf der Insel Reichenau, das an Maria Himmelfahrt Kirchenpatrozinium hat. Wenn wir an den Gestaden des Bodensees unterwegs sind, dann werden wir darauf hingeführt, daß sich in dieser Landschaft weitere imposante Gottesbauten erheben. Geweiht der Muttergottes ist auch die in Sonnengold und grüne Au getauchte Wallfahrtskirche Birnau. Von Konstanz her blickt das Münster St. Pelagius als ehemalige Bistumskirche, Ueberlingen grüßt mit seinem Nikolausmünster. Rheinabwärts geht unser Weg über Säckingen mit seinem weitbekannten Fridolinsmünster. Gar bald sind wir in der Bischofsstadt, die den schönsten Turm der Welt im Münster besitzt. Keine Frage, wem dieser Kronbau geweiht ist. Der Name sagt es schon: „Münster unserer lieben Frau“. Weit grüßt der Turm über das Land im Schwarzwald. Durch ein herrliches Portal schreiten wir in sein Innerstes, in die himmelstürmende Architektur eines jubelnden „Sursum corda“. St. Stephan hat das Münster in Breisach zum Patron. Unweit von Breisach und Freiburg finden wir die bekannten Orte St. Peter, St. Märgen, St. Ulrich, St. Trudpert, Orte, die sich mit Namen großer Heiliger verbinden. Straßburg müßte mit seinem Münster mitgenannt werden. Weiter rheinabwärts in den Odenwald, in die Metropole Karlsruhe könnte unsere Reise zu unseren lieben Kirchenpatronen führen.

Es wird immer die Nachfolge Christi sein, die Zielstreben nach oben, wo die Heiligen im Glanz der Ewigkeit um den Thron Gottes versammelt sind, wie es viele Heiligenbilder ausdrücken wollen.



Die Pfarrkirche Rangendingen hat St. Gallus zum Kirchenpatron
ebenso Glatt.

Eine Beuroner Propstwahl

1) „Im Namen des Herrn. Amen.“ So beginnt eine lateinische Urkunde bzw. ein Notariatsinstrument des Konstanzer Notars Georg Scharrer (aus Landshut gebürtig) über die Wahl eines neuen Propstes (Vorstehers) für das Kloster der Augustinerchorherren zu „Beuren“ am Mittwoch, den 21. November 1571, vormittags 9 Uhr. Außer dem Notar waren anwesend die Beuroner Kanoniker Jakob Edelmann (aus Rottenburg), Coadjutor von Beuron, Andreas Hepfer von Neuhausen ab Eck, Gabriel Egosteinele (Eggenstein) von Lüptingen¹⁾, Vitus Jeckle von Buchow²⁾ als Leutpriester von Egesheim, Christophorus Bregenzer aus Hoßkirch³⁾ als Leutpriester von Nusplingen, Balthasar Oberstetter von der Stadt Ueberlingen, und Vitus Hainzmann aus Sigmaringen, alle Professen des Klosters St. Martin zu Beuron. Zunächst nahmen die Anwesenden zur Kenntnis, daß der hochw. Herr Abt Wilhelm (von Arnsberg) zu St. Ulrich in Kreuzlingen, Augustinerordens, und zugleich Propst von Beuron durch seinen Bevollmächtigten, den Pater Petrus Schreiber, Conventual und Pfarrer zu Kreuzlingen (bei Konstanz) hiermit sein Beuroner Propstamt freiwillig niederlege. Da nun eine lange Vakatur von Uebel ist, wurde nach der gesungenen hl. Messe zum Hl. Geist unter den üblichen Zeremonien im „Sacrarium“ (Sakristei) des Klosters zur Wahl eines neuen Propstes geschritten und dann das Ergebnis dem in der Kirche versammelten Volke verkündet. Diese Verkündigung nahm der Kanoniker Andreas Hepfer als Senior des Kapitels vor: „Da die Stelle des Vorstehers durch den Verzicht des Abtes Wilhelm frei ist, haben wir anwesende Kanoniker (es fehlt nur der Mitbruder Gregor Reyner) zur Verhütung etwaiger Händel einstimmig nach unserem Gewissen vor Gott und ohne jeden Hintergedanken oder Rücksichten nach Anrufung des hl. Geistes den ehrw. Mitkapitular Jakobus Edelmann gewählt. Er ist reifen Alters von 30 Jahren, ehelich geboren und Priester, in des Ordens Regel unterrichtet, nach Sitten und wissenschaftlicher Bildung ausgezeichnet, in geistlichen und weltlichen Dingen erfahren und bestens geeignet für dieses Amt. Er ist hier anwesend und wird anmit feierlich verkündet.“ Hierauf brachen die Kanoniker in Freudenbezeugungen aus. Der Gewählte nahm die Entscheidung an, man sang den Freudenhymnus „Te Deum laudamus“, läutete mit den Glocken, führte den neuen Propst zum Hochaltar und setzte ihn darauf und zeigte ihm seinen gewohnten Propst-Sitz im Chor der Kirche. Auch wurden die üblichen Ansprachen gehalten zum Zeichen der realen Inbesitznahme der Propstei und aller ihrer Rechte. Darauf wurde der Notar beauftragt, hierüber eine oder mehrere Rechtsurkunde aufzustellen. So geschehen im genannten Kloster Beuron in der Kirche St. Martin mit dem Siegel des Konvents, unter obigem Datum zwischen neun und elf Uhr vormittags. Anwesend waren außerdem als Zeugen die ehrbaren und gelehrten Pfarrherren Kaspar Epplin aus der Stadt Friedingen an der Donau, Paul

Prynne aus dem Dorf Schweningen und Theophilus Weyhe aus dem Dorf Kreyenhainstetten.

Am folgenden Tag, Donnerstag den 22. November, um 8 Uhr vormittags wurde von den Kapitularen Hepfer, Egosteinele, Jeckle, Bregenzer, Oberstetter und Hainzmann im sog. Neuen Haus in der oberen Stube ein Kapitel gehalten. In Gegenwart des Notars hat der Pater Georg Reiner (von Mühlheim gebürtig), Pfarrer zu Dürbheim, die ganze Handlung der Wahl angenommen, gebilligt und vor dem Notar eidlich seine Zustimmung erklärt, während der Neugewählte bereits in Geschäften seines Propstamts abwesend war. Der Notar fertigte über das Ganze ein Schriftstück auf Pergament aus und zeichnete es mit seinem Signet. Das Kapitel aber hängte sein spitzovales Siegel daran, das den hl. Bischof Augustinus mit Mitra und Stab stehend zeigt mit der Umschrift: † S(igillum) CONVENTUS MONASTERII IN BVRO(n).

Auf einem beigegeklebten Zettel der bischöflichen Behörde in Konstanz steht: „NB. An dieser Wahl nahm von Seiten des Bischofs niemand teil. Ein Kreuzlinger Pater war als Beauftragter seines Abtes, der auf die Propsteiwürde verzichtete, anwesend, aber nicht als Vorsitzender.“ Das Verkündigungsdekret des Bischofs wurde in Konstanz am Abend des 3. Dezembers 1571 ausgefertigt (Erzb. Archiv Freiburg: Z 412).

2) In dieser Zwischenzeit muß allerhand passiert sein. Man hatte nämlich nach K. Th. Zingeler⁴⁾ die Rechnung ohne die „Schirmherrn des Klosters, die Herren von Enzberg zu Mühlheim gemacht, denen 1548 die Patres vertragsweise versprochen hatten, im Schloß Bronnen alle Wochen eine Messe zu halten, falls dort jemand wohne, und die Kranken mit den Sterbesakramenten zu versorgen, wofür der betr. Priester dort einen Imbiß und standesgemäße Mahlzeit erhalte.

Am 20. November, richtiger erst nach vollendeter Wahl⁵⁾, trifft abends, als die Konventherren in der Vesper sind, Hans Friedrich von Enzberg mit 3 Pferden und 6 Hakenschützen in Beuron ein und stellt den Konvent über die Wahl des Jakob Edelmann zur Rede. Er verlangt, daß ein anderer Propst gewählt werde, der seinem Vater genehm sei und von dessen Wahl er auch vorher wisse, und fordert die Schlüssel zum Keller. Dann schickt er seinen Obervogt Lurz nach Mühlheim zurück. Am andern Morgen hält sodann der alte Herr von Enzberg mit 80 bewaffneten Leuten seinen stürmischen Einzug in das Kloster, und da solch ein Ritt für einen Edelmann damaliger Zeit eine angenehme Unterbrechung der Langleweiligkeit war, so reitete Herr Bruno v. Hornstein zu Hornstein mit. Wenn nur halb wahr ist, was die Zeitgenossen Vitus Hainzmann und Gabriel Eggenstein (Egosteinele) an die geistliche und weltliche Behörde berichtet, dann ging es in jenen Tagen, Ende November 1571, recht geräuschvoll in Beuron zu. Die Konventualen werden derart bedroht, daß Andreas

Hepfer „vor großem Schrecken nieder und zu Boden gefallen, daß man anders nit geschätzt, dann er werde den andern unter den Händen versinken und dahinfahren. Christoph Bregener ist seiner natürlichen Sinne beraubt und in solche Blödigkeit gefallen, daß man hernach mit ihm viel und lange zu tun und zu schaffen gehabt.“ Bei dieser Gelegenheit war es denn auch, daß die zechenden Schirm- und Schutzherren mit dem guten Neckarwein nicht zufrieden waren, sondern Sipplinger und Breisgauer Bazenberger verlangten.

Die Ehehalten des Klosters wurden gezwungen, dem Schirmvogte den Treueid zu leisten. Jene, die diesem Zwangsbefehl nicht nachkamen, wurden nach Mühlheim in Haft geführt. Nur einer entkam aus dem Kloster. Das war der Schulmeister Sebastian Waldbeurer aus Pfullendorf, der durch die Kirche eilte, den Garten erreichte und über die Mauer nach Konstanz entkam, um dort dem neugewählten Propste die unangenehme Kunde von dem gewalttätigen Besuch im Kloster zu überbringen.

Die Bauern hatten sich auf Befehl und Drohung der von Enzberg geflüchtet. Als aber sämtliche Enzbergische Diener, die mit Feuerwaffen versehen waren, auf Befehl ihres Herrn ihre Büchsen losschossen, da kamen diese „hinter den Felsen, wo sie sich versteckt gehabt, tamquam ex equo Trojano (wie aus dem Trojanischen Pferdebauch) herfür gewischt und haben das Kloster mit bewehrter Hand, wie Spießen und Stangen umbrungen und umstand.“

Besonderen Eindruck hat die kriegerische Haltung der Beuronen auf die Herren von Enzberg jedoch nicht gemacht. Sie fuhren im Innern des Klosters fort, übel mit den Konventualen umzuspringen. Am schlimmsten erging es dem P. Vitus Hainzmann, dem nachmaligen Propst. Nämlich Hans Friedrich von Enzberg, der Sohn, war in das Archiv des Klosters eingedrungen und verlangte Auslieferung der Urkunden und Briefe. Tapfer trat ihm der Pater Vitus entgegen und versuchte ihm ein Urbar zu entreißen. Doch er zog den kürzeren. In seiner Hand blieb nur ein Bogen des Urbars, während Enzberger das Buch eroberte.

Zornig ob des Widerstandes schlägt Hans Friedrich dem Mann im Mönchsgewand auf die Schulter und erklärt ihm, daß er sein Gefangener sei. Vitus und P. Gabriel wehren sich. „Aber das hat nichts verfangen, sondern die Entzber-

gischen sind hinzuegefahren, und mir ein Sail um den Leib geworfen, mich damit hart gebunden, auch wo ich nit so stark dawider gefochten, dazu die Händ als einem Malefikanen auf den Rücken anzufesseln sich unterstanden, nichts desto weniger mich mit 60 wohlgerüsteten Mann zuerst auf Brunnen, dem Schloß zu, von dannen gen Buechen (Buchheim) und folgend nachher Mühlheim führen lassen, allda ich durch den Turnbläser mit einem verräterischen Ave und unter großem Jubilo und Frohlocken angeblasen wurde.“ Man führte ihn in den Schloßturm, setzte ihn auf einen Bengel und ließ ihn hinab ins Verlies. Hier betete er nicht gerade mit Freude das Veni sancte (Komm Hl. Geist). Es ist bitter kalt. Zufällig kommt des Klosters Hofmeister Alexander Rieg daher und schickt ihm seinen „angehabten wullenen Sack“ zum Schutz gegen die Kälte. Am andern Tag wird er an Händen und Füßen mit vier „Kettinen auf einem Mistkarren“ befestigt und von 6 Hakenschützen nach Konstanz gebracht. Hier wurde er natürlich sogleich in Freiheit gesetzt. Er begab sich nach Kreuzlingen und der Abt daselbst, sein ehemaliger Vorgesetzter in Beuron hat ihn dreizehn Wochen lang gastfreundlich beherbergt.

Sechs Tage blieben Hans Rudolf der Vater und Hans Friedrich der Sohn mit ihren Leuten im Kloster. Am 7. Tage zeigten sich mehrere wohlgerüstete Ritter in der Nähe des Klosters, und da die von Enzberg argwöhnten, es seien Reisige des Grafen von Zimmern, die zum Schutze der Klosterinsassen gesandt worden, so zogen sie endlich ab. Am 17. Dezember 1571 bestätigte der Generalvikar des Bischofs Markus Sittich, Theodor Greiß, die Wahl des Jakob Edelmann als Propst zu Beuron, worauf dieser dann in sein Kloster an der Donau zurückkehrte. Krs.

Anmerkungen: 1) K. Th. Zingler nennt in seiner „Geschichte des Klosters Beuron“, 1890, S. 173 statt Liptingen b. Konstanz: Leiberdingen. 2) Zingler nimmt Budau am Federsee an. Allein nach W. Burth heißt damals auch Buchheim bei Beuron gelegentlich „Buchaw“. 3) statt Hofkirch nennt Bregener selbst in dem Prozeß Beurons gegen Enzberg 1604—14 als seine Heimat Königseggerberg. 4) Für die folgende romantische Schilderung der Ereignisse nach der Wahl müssen wir K. Th. Zingler die Verantwortung überlassen. Sein Datum des Ueberfalls, der 21. Novmber, stimmt laut obiger Wahlurkunde auf keinen Fall! 5) Zingler a. a. O. S. 173 ganz unten.

Die Gründung des Klosters Wald

Im Jahrgang 1962 dieser Zeitschrift S. 13 und 28 berichten wir kurz (nach Joseph Wend) über das Kloster der Zisterzienserinnen in Wald, und Dr. Hafner hat schon in der Zeitschrift „Freiburger Diözesanarchiv“ 12, 1878 S. 167—188 darüber gehandelt. Beide Berichterstatter nennen als Anfang der Gründung den 21. März 1200, welches Datum aus der sog. „Gründungsgeschichte“ stammt, aber merkwürdigerweise nicht von allen angenommen ist. Die Pergamenturkunde dieser „Gründungsgeschichte“ lag im 19. Jahrhundert im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg und ist mit anderen Walder Urkunden vor 1878 ans Fürstl. Hohenzollerische Archiv in Sigmaringen abgegeben worden. Eine alte deutsche Uebersetzung findet sich noch jetzt im Erzbischöflichen Archiv unter Z 449a, die wir hier stark geglättet mitteilen:

„Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit: Conradus, von Gottes Gnade Bischof der Konstanzer Kirche zu ewigem Gedächtnis. Damit die Geschehnisse der Zeit nicht mit der Zeit wieder vergehen, pflegt man sie zum Zeugnis schriftlich zu verewigen. Daher haben wir den Ursprung der neuen Pflanzung in Walde durch dieses Schriftstück festhalten lassen, um es der Zukunft zu überliefern, damit nicht vielleicht aus Unkenntnis des Anfangs den Nachfahren ein Schaden entstehen kann. Es sollen also die heutigen sowie die späteren Gläubigen alle wissen: Der edle Mann Uolrich von Balbe (Balm bei Lottstetten/Waldshut) und seine Mutter Adelheid und Schwester Gertrud besaßen ein Gut als Eigentum, Walde genannt. Der kaiserliche Ministeriale Burchard von Weckenstain, ein religiöser und fleißiger Mann von ritterlichem Stande, hat dieses Gut mit allen Rechten vom genannten Ulrich und seinen Angehörigen um 55 Mark Silber gekauft. Burchard besaß zwei leibliche und gleichgesinnte Schwestern, die schon lange der Welt entsagt und von göttlichem Feuer entzündet Christus als Bräutigam erwählt und sich seinem Joch im Orden der Zisterzienser verlobt hatten. Burchard hat beschlossen, diese seine Schwestern auf dem genannten Gute mit noch andern Ordensschwwestern anzusiedeln. Auf den Rat weiser Männer wollte er das Eigentum des genannten Gutes nicht selbst übernehmen, wie es eigentlich nötig gewesen wäre, sondern um seinen Erben jede Gelegenheit zu böswilligen Ansprü-

chen zu nehmen, hat er das Klösterlein, das er gründen wollte, nicht nur vom Vogtrecht und aller Schuldigkeit frei bleiben lassen, wie es die Freiheit des Zisterzienserordens erfordert, dem er es unterstellen wollte. Er hat auch weder für sich noch seine Nachkommen irgend ein Recht vorbehalten, sondern nach dem geltenden Landrecht wählte er den edlen Kunrad von Schiltouwe (Schiltau-Jungnau) als Treuwalter über dieses Gut, den wir sonst gemeiner Sprache nach Salmann nennen. Aus der Hand Ulrichs von Balbe und seiner Angehörigen wurde also das Eigentum des Gutes Walde auf diesen Kunrad übertragen mit der Bedingung, daß er damit so verfare, wie der ehrw. Abt von Salem namens Eberhard, und Burchard selbst verlangten. Wenige Tage nach diesem Kaufvertrag hat der Salmann Kunrad auf Ersuchen Eberhards und Burchards das Gut den Schwestern Burchards und den andern, die hier nach der Regel des sel. Benedikt nach dem Orden von Zisterz Gott dienen wollten, mit allem Zubehör als ganz freies Eigentum übergeben. Auch das Kirchein, das auf dem Gute stand, war mit allem in den Kauf eingeschlossen, und ging an den Käufer über. Es war eine Pfarrkirche und nicht Filiale einer andern, wenn es auch (fast?) keine Pfarrkinder hatte. Daher gestehen wir aus guter Gefälligkeit gegen die Schwestern ihnen das Vermögen und die Zehnten dieses Kirchleins für dauernd zu.

Aber auch die Schwestern selbst haben ihres Gelübdes eingedenk sich sehr bemüht und unter dem Orden von Zisterz als blühende Tugendshöflinge in Gottesfurcht eifrig gearbeitet, so daß die ältere der beiden Schwestern (Burchards) namens Judintha den frommen Frauen, die durch ihr beider Beispiel angeregt dem Kloster zugeloffen, mit Recht wegen ihres Vorlebens als Aebtissin vorgesezt wurde. Die jüngere Schwester Ita aber verwaltete das Amt der Priorin emsiglich unter ihrer Schwester der Aebtissin. Auf Bitten der alldort versammelten Klosterfrauen und auf Ersuchen des Papstes Honorius (III. 1216—1227) seligen Gedächtnisses ist das Haus von Walde vom Zisterzienser Generalkapitel auf Veranlassung des Stifters Burchard als Tochter dem Mutterkloster Salem zur Beaufsichtigung der geistlichen Disziplin mit heilsamen, im Orden gebräuchlichen Visitationen durch den dortigen Abt und seine Nachfolger demütig unterstellt worden

Geschehen ist dies nicht in einem Jahr, sondern in langsamer Entwicklung, wie es zuwege gebracht werden konnte.

Der obige Kaufvertrag jedoch wurde getätigt am Gestade unseres Sees, nämlich im Hafen von Uhlidingen im Jahre des fleischgewordenen Wortes MCC. XII Kalendas Aprilis, in Gegenwart der Männer, deren Namen hier unterzeichnet sind: Berthold von Butelshez (Bittelschieß), Cunrad von Schiltouwe, Uolrich von Güttingen, Cuonrad von Guotenstein, und sein Bruder Werner, Berthold von Fronhofen und sein Bruder Eberhard, Aigelwart von Ramsparg und sein Bruder Cunrad, Burchard der Majer von Geckingen (Göggingen), Rudolf von Weckenstein und viele andere mehr. Unter der Regierung des glorreichen Königs Friedrich des Zweiten. Wir aber haben auf Bitten der genannten Schwestern von Walde und des erwähnten Burchard die Reihenfolge der färgeloffenen Sachen beschrieben und durch Anhenkung unseres Siegels bestätigen lassen.“ Soweit die Gründungsgeschichte. Das Hauptsiegel des Bischof ist etwas beschädigt.

Auf der Rückseite des Pergaments steht: „Der Stiffbrief zu Wald“. Von neuerer Hand ist dazu gesetzt: „De anno 1200 XII Kalendis Apprilis.“ Die Kopie Z 449 a dagegen zeigt: „Copie des ersten Stiftungsbriefts des Gottshauses Wald vom 4ten Aprilis anno 1200 aufgerichtet.“

Dieses Datum stimmt jedoch nicht, so wenig wie F. Zells „1. April 1212“. König Friedrich II. regierte erst seit 9. Dez. 1212, als König von Sizilien freilich seit 1198, als Kaiser seit 1220. Der als verstorben erwähnte Papst Honorius III. war erst seit dem 18. Juli 1216 im Amt. Der Aussteller der Urkunde, Bischof Konrad von Konstanz (geb. von Tegerfeld) regierte von 1209 bis 1223. Ein Datum der Ausfertigung fehlt völlig! Es müßte zwischen dem 18. März 1227, dem Todestag des genannten Papstes und dem Jahr 1233, dem Hinscheiden des Konstanzer Bischofs liegen. Datiert ist lediglich die Kaufhandlung zu Uhlidingen am „Konstanzer See“ und damit auch der erste Anfang der Klostergründung. Der Kauf geschah „anno MCC. XII. Kalendas Aprilis“, das heißt: am 21. März 1200. Fr. Zell hat die römische Zwölf zum Jahrhundert gezogen und daher Kalendas in Kalendis „verbosert“, wodurch er den 1. April 1212 herausbekam (Freib. Diöz. Archiv Jg. 12, 1878, S. 188). Aber gerade die Schreibung Kalend a zeigt doch, daß die Zwölf zu den Kalenden gehört: „duodecimo Kalendas Aprilis“, und dies ergibt den 21. März 1200 als Gründungsdatum!

Am 15. Juli 1215 hat König Friedrich II. von Hohenstaufen in Ueberlingen die Schwestern von Walde (Ord. Cist.) in seinen Schutz genommen, damit sie für sein Wohlergehen und die Ruhe im Reich beten. Er hat alles bestätigt, was ihnen durch die Freigebigkeit von Königen oder Schenkungen von Fürsten oder Grafen oder Freien oder Ministerialen oder Leuten anderen Standes (conditionis) zu-

gekommen sei oder noch zukommen werde. Speziell bestätigte er das Hofgut von Bondorf (welches?) und das Gut „von dime stadile“ (nach dem Fürstenbergischen Urkundenbuch 7, 403 heute Stadeln, Dorf in der Gemeinde Riedheim b. Ueberlingen), das das Kloster durch die Güte des Heinrich von Bitzenhofen erhielt, sowie das Gut Luzilinbach (Litzelbach), dessen Obereigentum ihm selbst (dem König) gehört hatte und von Burkart (offenbar dem Stifter) dem Kloster übertragen worden war. Der König gewährte dem Kloster, von allen königlichen Getreuen oder Ministerialen oder sonstigen Leuten Schenkungen zu deren Seelenheil anzunehmen an liegenden oder fahrenden Gütern, auch durch Kauf und Tausch. Er gestattete der Meisterin (nicht Aebtissin!) beliebig Leute des Klosters mit Geschäften zu betreuen, vor Gerichten zu klagen oder Klosteranliegen vorzubringen und für Unrecht entsprechende Genugtuung zu fordern. Vergehen gegen diesen ewigen Gnadenbrief werden mit 100 Pfund Goldes bestraft, die halb den Geschädigten und halb dem Fiskus zufließen sollen. Zeugen: Abt Heinrich von (Reichen-)Au, Abt Ulrich von St. Gallen, Abt Eberhard von Salem, Konrad von Winterstetten, Rudolf von Arbon, Hermann von Arbon, Aigelwart von Ramsparg, Werner von Gutenstein, Rudolf von Weckenstein, Heinrich von Randeck, der Graf von Montfort, Graf Rudolf von Habsburg und andere mehr. Monogramm Friedrichs, anerkannt durch Bischof Konrad von Metz und Speyer als Kanzler und Vertreter des Erzkanzlers und Erzbischofs Siegfried von Mainz, anno MCCXVI, indictio IIII, im 4. Jahre des Königs Friedrich II. in Ueberlingen an den Iden des Juli (Siegel fehlt; Orig. aus dem Erzbischöfl. Archiv um 1878 ans Fürstl. Hohenz. Archiv nach Sigmaringen übergeben.)

Merkwürdigerweise liegt im Fürstlichen Archiv noch eine gleichlautende Urkunde (mutandis mutatis) vom gleichen Tage und Ort vom 5(!)jährigen Sohne Friedrichs II., dem Herzog Heinrich von Schwaben, Rektor in Burgund. Er ist am 12. Februar 1211 geboren, wurde 1220 König und 1235 von seinem Vater abgesetzt! Zeugen sind hier: Cuono von Summerau, Richard von Richolfsried, Heinrich von Huneberg, Albert von Werbinwac (Werenwag), Walther und Burkart von Hohenfels, Aigelwart von Ramsparg (wie in der Urkunde des Vaters), Kunrad und Wernher von Gutenstein, Eberhard von Limpach, Eberhard von Burre (Burrau, abgeg. Burg bei Wald). Reitersiegel des Herzogs hängt an.

Am 26. April 1217 nahm der Papst Honorius III. das Kloster sancte dei genitricis et virginis Marie von Walde mit seiner Aebtissin und allen Gütern, namentlich in Lucilnbach, Stadil, Bondorf, Reine, Salabach und allem Zubehör in seinen Schutz.

In der Arbeit über das Kloster Wald von Fr. Rehfuß dürfen wir über diese Urkunde näheres erwarten. J. Ad. Kr.

Zum Familiennamen Fauler

In „Hohenzollerische Heimat“ 1964 S. 7—8 hat Dr. Walter Fauler von Bad Krozingen, dessen Vorfahren aus Veringendorf stammen (sein Bruder ist geistl. Studienrat in Pforzheim) tieferschürfende Forschungen über seine Familie und deren Namen angestellt. Dabei scheinen jedoch noch zwei Fragen offen zu sein: 1) Kann der Name Fauler (alt „Fuler“) mit dem Namen Failer (alt „Föler“ gleichgesetzt werden? 2) Warum hat der Name Fauler nichts mit dem Eigenschaftswort faul (oder träge) zu tun? Die Antwort auf die erste Frage scheint uns negativ lauten zu müssen. Im zweiten Falle lassen sich gute Gründe dafür vorbringen, daß Fauler etwas ganz anderes als „faul“ bedeutet.

1) Eine Gleichsetzung von Föler-Failer mit Fuler-Fauler klingt sprachlich sehr gewagt. Der ausgezeichnete Fachmann auf dem Gebiet der Namenforschung, J. Karlmann Brechenmacher z. B., hat sich nicht dazu entschließen können! Föler, bzw. die Langform Fölerschmied leitet sich ab von dem mhd foele = Funke (lat favilla). Letzteres ist die Bezeichnung für die beim Schmieden des glühenden Eisens abspringenden glühenden Eisenteilchen. Der Gegensatz zum Fölen- oder Funkenschmied war der Kaltschmied oder Kupferschmied. Langes ö und e sind zu ai geworden: Schnee-Schnai, See-Sai, Klee-Klai, Seelen-Sailen, Röhrle-Rairle. So wurde auch Föler zu Föuler und Failer. Die alte Form unserer Fauler lautete jedoch Fuler, wie in dem genannten Aufsatz zur Genüge dargetan ist, und dies Wort dürfte, auch schon wegen der verschiedenen Verbreitung, einen anderen Wortstamm darstellen.

2) Altes langes o wurde im Schwäbischen zu ao: Rose-Raos, groß-graß, Schoß-Schaoß; dagegen langes u wurde in der Entwicklung zu au (gesprochen ou, nicht ao!), also Hus-Haus, Mus-Maus, Lus-Laus. Kruchenwies-Krauchenwies usf.

Gleicherweise bildete sich Fuler weiter zu Fauler (gesprochen „Fouler“).

Zugegeben: Es gab im Mittelhochdeutschen ein Eigenschaftswort vul-ful, das dann zu faul wurde und es findet sich tatsächlich im Badischen der Familienname Faul, früher sogar noch deutlicher in „Faultier“.

Doch sei gesagt: Es braucht die heutigen Träger des Namens nicht zu bekümmern, was einmal vor hunderten von Jahren einen Vorfahr so ausgezeichnet oder belastet hat, daß man ihn als faul bezeichnete, da doch dies mit den Eigenschaften der heutigen Namensträger rein gar nichts mehr zu tun hat! Uebrigens bedeutet faul ursprünglich so viel wie „angefault, kränklich, schwach“. Infolgedessen hätten die Sigmaringer Fauler sich nicht wieder in Fuler zurückverwandeln brauchen. Der heutige Name Fauler kann nämlich gar nichts mit der Eigenschaft faul zu tun haben! Zum Beweise müssen wir weiter ausholen.

Es gibt bekanntlich auf -er endende Familiennamen, die die Herkunft andeuten: Bayer, Berger, Berner, (-Biener), Bregenzer, Haller, Konstanzer, Simmendinger (aus Sulmtingen), Riescher (aus Rüschi d. Schweiz) usw. Andere Namen auf -er sind Hauptwörter für berufliche oder gewohnheitsmäßige Tätigkeit: Bader, Barner, Becker, Döser (der döst), Kramer, Schirmer, Schreiner, Schwörer (der gern flucht), Langer (Handlanger), Lederer, Nadler (Nadelmacher oder Schneider). Andere Namen dagegen wie Rager, Reiner, Kühner oder Kuhner stellen altgermanische Vornamen dar. Acker ist die Abkürzung für Ackermann, Adler eine Bezeichnung aus dem Tierreich. Böser hieß im mittelhochdeutschen Boser (d. d. Bosger), der Böses tut! Die Formen „Der Schöner“, der Kleiner, der Größer o. ä. dürften wohl als Steigerung aus Vergleichen zu verstehen sein. Die Steige-

zung von *faul* müßte jedoch „Fäuler“ heißen. Gröber wird als Gräber (z. B. Totengräber) erklärt.

Unser *Fauler* dagegen kann gar nicht von einer tadelnswerten Eigenschaft seines ersten Trägers abgeleitet sein! Denn keinem Menschen wird es einfallen, an einem folgenden, willkürlich herangezogenen Familiennamen, die körperliche oder geistige Eigenschaften bezeichnen, als Endung ein *-er* anzuhängen! (Nur das Hochdeutsche fügt gelegentlich ein Schluß *-e* an.) Nämlich *Alt*, *Jung*, *Dürr*, *Kraus* (der *Kraushaarige*), *Link*, *Leicht*, *Schwer*, *Scheu*, *Weiß*, *Schwarz*, *Mohr*, *Rapp*, *Braun*, *Rot* (Haarfarben), *Kurz*, *Lang*, *Rösch*, *Fromm* (ursprünglich „tüchtig“). *Mager*. *Faist*. *Müßig*. *Unmüßig*, *Klotz* usw.

Man sagt doch niemals „der *Alter*“, sondern der *Alt* (*Alte*), niemals „der *Krauser*“, sondern der *Kraus* (*Krause*), niemals „der *Weißer*“ sondern der *Weiß*, höchstens es sei einer gemeint, der weißer ist als der andere. Man sagt der *Faul*, oder der *Faule*, aber niemals „der *Fauler*“, wenn man einen trägen Menschen meint. Somit dürfte sich von selbst verstehen, daß der nun einmal bestehende Name *Fuler-Fauler* etwas anderes bedeuten muß.

Alpirsbacher Rätsel

Das Stiftergrab Adalberts von Zollern im Kloster Alpirsbach, von dem an dieser Stelle 1962 S. 46 nach einer Zeitungsmeldung die Rede war, scheint nicht so ganz sicher zu sein! Die genaue Stelle der gefundenen Gebeine, die in Kalk gebettet sind, ist nicht vorne in der Apsis, wo sich die drei merkwürdigen Gewölbe befinden, in denen nach unbegründeter Sage früher die Särge der drei Stifter Rutman von (Neckar-)Hausen, Adalbert von Zollern und des Grafen Alwig von Sulz gestanden haben sollen. Vielmehr fand man das Grab nach Aussage des prot. Pfarrers von Alpirsbach links vorne im Kirchenschiff zwischen dem viereckigen Pfeiler und der Vierung. Der Zollerngrabstein aber ist im nördlichen Querarm an der Nordseite in die Wand eingelassen, in dessen Nähe bis neuestens (aber nicht zur Klosterzeit!) der spätgotische Hochaltar Maria Krönung mit dem Bischof St. Nikolaus provisorisch aufgestellt war. Er gehört eigentlich in die Mitte des Mönchchors, also vor die drei Tonnengewölbe, in denen sich kleine schmale Altäre für die vielen Totenmessen des Ordens befinden bzw. befanden. Da in alter Zeit nach den Ordenssatzungen zwischen beiden Viereckpfeilern des Schiffes kurz vor der Vierung der Platz der betagten Mönche war (gegen die hintere „Leutkirche“ durch eine niedere Mauer oder ein Gitter mit Altar für das Volk abgeschlossen), wäre das neugefundene Grab, falls es wirklich das Adalberts von Zollern ist, ein Hinweis darauf, daß der Stifter als greiser Mönch noch dem Gottesdienste hier beiwohnte und dann auch begraben wurde. Ludw. Schmid deutete den Grabstein mit dem Zollernwappen auf einen späteren Grafen.

Daß die jetzige Klosterkirche erst zu Beginn des 12. Jahrhunderts erbaut wurde, wozu auch das Tympanon über dem Haupteingang mit dem Bilde des Stifters Adalbert von Zollern und seiner Gattin Adelheid (um 1120—1130 angebracht) gut paßt und daß der Kirchenpatron der heilige Bischof Nikolaus ist, hat neuestens P. Virgil Fiala aus Beuron an Hand eines Kalendariums von 1471 festgestellt. Die für 1099 überlieferte Kirchweihe bezog sich dagegen auf die frühere Leutkirche, von der noch ein Torturm zwischen zwei Häusern westlich der jetzigen Kirche vorhanden ist und die übrigen Fundamente schon früher durch Grabungen festgestellt wurden.

Ungeklärt aber scheinen bis heute die Plastiken an der Stirnwand der Klosterkirche zu sein. Ganz rechts sieht man den Abt Heinrich Hagg oder Hauk (1397—1414) mit seinem Wappen (2 querliegende Haken). Dann folgt nach links das württembergische Wappen (drei Hirschstangen: Helmzier ein liegendes Hiefhorn). Es deutet wohl auf das Vogtam hin, das sich seit ca. 1410 in Hand Württembergs befand. Weiter nach links folgt eine zusammengehörige Gruppe, die ebenfalls, wie die genannten Plastiken, erst nachträglich hier eingefügt wurde, was die unexakte Stellung über dem Rundbogen beweist. Es sind zwei Wappen links und rechts von einer sitzenden Priestergestalt, die in der Linken den Krummstab hält, die Rechte dagegen zum Segen erhebt. Zu deren Füßen sitzt rechts vom Beschauer ein kleiner nackter Mann mit erhobenem Kopf. Deutlich sieht man die gekreuzte Stola auf der Brust des Priesters, dagegen keinen Heiligenschein. Die Deutung J. Johnes auf den Ordensvater St. Benedikt wird dadurch widerlegt, daß dieser niemals Priester war, also keine Stola trug. Wenig spricht für einen heiligen Martin mit Bettler oder irgend einen Abt von Alpirsbach, dessen segnendes Bild direkt über dem

3) Was bedeutet das Wort *Fauler*? Eine Ableitung von den sehr seltenen Vornamen *Fulrad* oder *Fulbert* (*Volk*-*rat*, *Volk*-*bert*) dürfte wohl ausscheiden. Dagegen verzeichnet Math. Lexers *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch* 1930 (19. Auflage) S. 301 ein Wort *vuller* oder *fuller* (vom lat. *fullare*, oder *fullo*), das *Walker* bedeutet. Zum anstößigen Doppel-L sei bemerkt: Vor dem Jahre 1600 stehen Doppelmittlaute vielfach, um die Länge des vorausgehenden Selbstlauts anzuzeigen, vgl. *Zimmerische Chronik*. Andererseits gibt es Wörter, wie *sagen*, *tragen*, *klagen*, *Vater*, *Bom* (*Baum*) usw., bei denen die Länge des Vokals je nach der Gegend wechselt. Somit darf man für möglich halten, bei uns habe man auch *Fuler* statt *Fuller* gesagt. Falls dies zutrifft, braucht man nur noch anzunehmen, daß bei den beiden Veringendorfer Mühlen, dem Ursitz der *Fuler-Fauler*, eine *Walke* angebaut war, wie bei der „*Walkenmühle*“ bei Hechingen, und wir haben die Erklärung des Rätsels *Fauler* als *Walker* oder *Walkenmüller*! (In der Hammerwalke wurde durch Benützung der Wasserkraft rohes Wollgewebe oder Tierhäute in einem Holztrogtrog mit Hämmern geklopft und gestaut.) J. Adam Kraus

Haupteingang zum „*Paradies*“ (Vorhalle) doch recht merkwürdig wäre. Am ehesten darf man an den Kirchenheiligen denken, den Bischof Nikolaus, der nach Josef Braun (*Tracht und Attribute der Heiligen Stuttgart* 1943, Seite 551) gelegentlich mit einem oder mehreren Gefangenen dargestellt wurde, weil er nach der Legende unschuldig Verurteilte aus Kerkerhaft und Tod befreite.

Die beiden Wappen zur Seite des Bischofs Nikolaus sind als Allianzwappen diesem zugewandt. Es könnte sich um das väterliche und mütterliche Wappen des Stifters oder Bestellers der Heiligenfigur handeln. Auffälligerweise haben beide Wappen die gleiche Helmzier: einen mit einem Schrägbalken belegten Flug (d. h. 2. Flügel). Der Schild auf der heraldisch rechten Seite zeigt einen Löwen, der links einen Adler. Die Deutung des letzteren als Wappen Fürstbergs scheidet an dem fehlenden Wolkenschnitt. Als Adler der Herzöge von Zähringen ist er wegen der Helmzier schwerlich anzusprechen. Letztere starben im J. 1218 aus. Die beiden Wappen aber können, aus dem Stil zu schließen, kaum vor 1300 entstanden sein, eher nachher! Aus diesem Grunde ist auch kaum an die Herzöge von Teck, die zeitweiligen Alpirsbacher Vögte (1251—1361 bzw. um 1400) zu denken, da sie zudem nicht mehr den Adler ihrer Ahnen, sondern die bekannten Wecken im Schilde führen. Noch weniger dürfte J. Johne Recht haben, der in dem Adlerwappen das des Zähringer Bischofs Gebhard von Konstanz sehen wollte, der im J. 1095 das erste Kirchlein in Alpirsbach geweiht hat.

Ein ähnliches Adlerwappen mit der Flugzier und Schrägbalken führte das schon um 1300 ausgestorbene Adelsgeschlecht von Langenstein, bei dem der Adler jedoch auf einem kleinen Dreieck steht, von dem hier nichts zu sehen ist. Auch enden die Flugfedern bei ihm in Kugelform. Das Löwenwappen ganz links (vom Beschauer) wird gewöhnlich auf den Stifter Rutmann von (Neckar-)Hausen bzw. Hausach gedeutet, was jedoch gar nicht einleuchten will. Denn bei Gründung des Klosters 1095 gab es noch keine Wappen und ein Löwenwappen der Herren von Hausen wird von Alberti (Nr. 997) auf Ober- und Unterhausen bei Pfullingen lokalisiert. Daran ändert auch eine weitere Darstellung des Löwenwappens für den Stifter Rutmann von Hausen nichts, die Abt Bruno (1336—1377) am Türbogen des Kapitelsaales anbringen ließ.

Wie gesagt, könnten die beiden Wappen der Stirnseite die des Stifters oder Bestellers der Nikolausfigur darstellen. Leider kennen wir dessen Namen nicht. Nach Grünenbergs *Wappenbuch* von 1473 führten die Herzöge und Könige von Böhmen fast ähnlich den Löwen mit derselben Flugzier, die Markgrafen (Askanier) von Brandenburg den Adler mit der gleichen Flugzier. Letztere starben 1319 aus. Im Jahre 1244 hat Beatrix, die Tochter Wenzels von Böhmen, den Markgrafen Otto III. von Brandenburg geheiratet. „Bei diesem Anlaß fand wohl ein Wapentauch statt. Die Markgrafen übernahmen das böhmische Kleinod (schwarzer Flug mit Schrägbalken), das böhmische Königshaus aber den weißen Löwen in Rot, den die Askanier zu jener Zeit neben dem roten Adler in Weiß führten.“ (W. Merz, *Wappenbuch* von Zürich, 1930, S. 17, Nr. 25). Beziehungen der beiden Häuser zum Kloster Alpirsbach freilich wären erst noch nachzuweisen! Eine Abbildung der Plastiken an der Vorhalle findet sich in „*Schriften des Vereins f. Geschichte der Baar*“, 1954, S. 138. J. A. Kraus.

Vom Landgerichtsgebäude in Hechingen

Hechingen. Bei Umbauarbeiten im Landgerichtsgebäude wurde am 16. Juli eine anlässlich der Grundsteinlegung im Jahre 1877 eingemauerte Urkunde wieder aufgefunden. Das Pergament, das sich in einer mit einem Glasstöpsel verschlossenen Glasflasche befand, ist sehr gut erhalten. Die Schrift hat folgenden Inhalt:

„Nachdem der Königlich Preussische Herr Justizminister Dr. juris Gerhard Adolf Wilhelm Leonhardt Exzellenz beschlossenen hatte, für das Geschäftshaus und Gefängnis des Königlichen Kreisgerichts zu Hechingen Neubauten aufzuführen zu lassen, beauftragte er unter dem 12. Oktober 1868 den Königlichen Staatsanwalt August Evelt in Hechingen mit dem Ankauf eines Bauplatzes. Dieser kaufte sodann in der Zwangsversteigerung der Grundstücke des Kastners Peter Gsell am 14. October 1868 das Parzell No. 46 der Gemarkung Hechingen, 2 Mannsmat Garten mit einem Haus No. 31 $\frac{1}{2}$ und einer Scheuer samt Wohnhaus No. 31 $\frac{1}{2}$ a für den Taxwerth von 11 500 Gulden für den Justizfiskus an.

Nachdem alsdann auf Grund der von dem Königlichen Justiz-Ministerium mitgetheilten Bauskizzen, von welchen die für das Geschäftshaus der Geheime Ober-Baurath Herrmann in Berlin aufgestellt hatte, die Pläne und Propierte von dem Königlichen Regierungs- und Bau-Rathe Laur in Sigmaringen unter Beihülfe des Architekten Carl Libotte in Hechingen ausgearbeitet waren, wurde im April 1873 mit dem Baue des Gefängnisses unter Leitung der letztgenannten beiden Techniker begonnen, welchem bald darauf der Bau des Geschäftshauses folgte. Das Gefängniß war im Frühjahr 1875 vollendet; es wurde am 1. Sept. 1875 der Justizverwaltung übergeben und am 6. September 1875 bezogen und mit Gefangenen belegt. Der Bau des Geschäftshauses war Ende 1875 vollendet. Die förmliche Uebergabe desselben an die Justizverwaltung erfolgte zwar erst am 20. und 21. Februar 1877. Dagegen war die Directorialwohnung in demselben schon am 6. Oct. 1875 bezogen worden und die Gerichtsbehörde selbst hatte schon am 19. Juni 1876 ihren Umzug in das neue Geschäftshaus begonnen und dasselbe in Benutzung genommen.

Die Oberleitung des Baues führte während der ganzen Bauzeit der Koenigliche Regierungs- und Baurath Wilhelm Laur in Sigmaringen, ihm stand als Gehülfe der Architekt Carl Libotte in Hechingen bis zum Mai 1876 und von da an der Königliche Baumeister Franz Koebig zu Hechingen zur Seite. Die der Justizverwaltung zufallenden Angelegenheiten des Bauers bearbeitete während desselben der Präsident des Königlichen Appellationsgerichts in Arnberg, Zweigert, und

der Königliche Kreisgerichts-Director August Evelt in Hechingen, welch Letzterer auch mit der Vertretung der Justizverwaltung in Hechingen beauftragt war.

Es kostete:

1. der Bau des Gefängnisgebäudes incl. Einrichtung rund	55 000 Gulden
2. der Bau des Gerichtsgebäudes	200 000 Gulden
3. der Ankauf des Bauplatzes, die Einfriedigung und Herrichtung der Höfe, die Nebenbauten und sonstige Anlagen zusammen	30 000 Gulden

Also die Gesamtanlage 285 000 Gulden

Die Bauarbeiten wurden im Accord ausgeführt. Die Hauptarbeiten, nämlich die Erd-, Maurer- und Steinhauerarbeiten durch das Consortium J. Bosch, Regenhold, Bausinger, Breimeßer und Single, sämtlich Maurermeister von Hechingen.

1 Cubikm. doppelhaptiger Stockgemauer incl. Material kostete	18 Guld.
1 Cubikm. Ziegelmauerwerk incl. Material kostete	30 Guld.
1 Cubikm. Bausteine durchschnittlich	50 Guld.
1 lauf. Meter tanneses Balkenholz	1 Guld. 10 Kr.
1 laufd. Meter tanneses Sparrenholz	30 Kreuzer
Der Taglohn eines Maurer- oder Zimmergesellen betrug	2 Guld. 20 Kr.
Der Taglohn eines Steinhauergesellen betrug 3 Guld.	
Der Taglohn eines Tagelöhners oder Handlangers betrug	1 Guld. 45 Kr
Dessen zum Gedächtniß wir heute diese Urkunde unterschrieben.	

August Evelt, Kön. Kreisgerichtsdirektor“.

Sodann folgen weitere Unterschriften von Richtern und Gerichtsbediensteten. Abschließend unterzeichnete „W. Lau Kgl. Reg. u. Baurat“. Die Urkunde schließt mit: „So geschehen unter der glorreichen Regierung des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm, im 7. Jahre nach Wiedererrichtung des Deutschen Reichs.

Hechingen in Hohenzollern den 12. Dezember 1877“.

Außerdem wurde eine Anzahl verschiedener Münzen deutscher Währung aus damaliger Zeit, sowie einige Tageszeitungen, unter anderem Exemplare des „Schwarzwälder Bote“ in Oberndorf und ein Exemplar der „Hohenzollerischen Zeitung“ in Hechingen aufgefunden, die ebenfalls miteingemauert waren.
Ernst Eisele

Hohenzollerische Studenten in der Universität Salzburg (1639 - 1810)

Ausgezogen von M. Schaiel

Die Stiftungsurkunde der Universität Salzburg datiert vom 1. Sept. 1623 und ist ausgestellt vom Erzbischof Paris Graf Lodron von Salzburg. Zwei Jahre später, am 17. Dez. 1625, erfolgte die Bestätigung durch Papst Urban den VIII. Die Bedeutung der Salzburger Hochschule liegt nicht sowohl darin, daß sie durch die Zahl ihrer Hörer fast alle deutschen Hochschulen des 17. und 18. Jahrhunderts übertraf, als vielmehr in der einzigartigen Stellung als Benediktiner-Universität. Mit Ausnahme dreier Juristen und der Mediziner gehörten alle Professoren dem Benediktiner-Orden an. Für den Bestand der Universität und die Besetzung der Lehrstühle hatte die Benediktiner-Conföderation zu sorgen, der die österreichischen, bayerischen und schwäbischen Benediktiner-Klöster angehörten. Wie an anderen Universitäten waren auch in Salzburg die niederen Unterrichtsfächer, die Humaniora, in den Universitätsbetrieb eingebaut. Auf die Prinzipisten, die unterste Stufe, folgten die Rudimentaristen, Grammatisten, Syntaxisten, dann die Poetae und Rhetores. In der philosophischen Fakultät stieg der Student vom Logicus über den Physikus zum Metaphysicus auf. Nachgerade europäischen Ruf genoß die Juristenfakultät gegen Ende des 17. Jahrhunderts. 1803 wurde das Erzbistum Salzburg säkularisiert und kam als Entschädigung an den ehemaligen Großherzog von Toskana, 1806 an Österreich, 1809 an Bayern und 1816 wieder an Oesterreich. Bayern hob 1810 die Universität Salzburg auf. Heute besteht in der Stadt eine philosophisch-theologische Hochschule. — Solange die Matrikel-Einträge von keinem Notar besorgt wurden, mußten sich Fehler einschleichen, da die Namen so aufgeschrieben wurden, wie man sie beim Hören verstand. Nicht selten fehlt auch die Angabe des Geburtsortes, einmal weil er im Original fehlt oder aber nicht mehr lesbar ist. Da auch bei den Ordensleuten in der Regel statt des Geburtsortes nur das

Professorkloster angegeben wird, müssen wir mit Recht annehmen, daß die Zahl unserer Landsleute, die in Salzburg studierten, wesentlich größer war, als nachstehend folgt:
Beuron: 1736. 5. 12. Franc. Ant. Wech Beuronensis Suevus. Theol.
Gammertingen: 1639. Nov. 7. Mich. Binder Gammertingensis Suevus. Hum.
Haigerloch: 1709, 26. 11. Franc. Ant. Garb Haigerlochensis Suevus. Phys. fl. — 45. — 1710, 17. 1. Carolus Christoph. Epp Haigerlochensis Suevus. Theol. fl. — 45. — 1730, 4. 12. Jo. Bapt. Pater Haigerlochensis Suev. Theol. Moral. et Ss. Can. st. fl. — 45. 1796, 20. 12. Thadäus Bäck Haigerlochensis Suevus. Jur. aud. — 1799, 19. 12. Fidelis Schnell Haigerlochensis Suevus. Jur. stud.
Hechingen: 1640, Dec. 8. Jo. Stoz Hechingensis Suevus. Rud. — 1641, Aug. 13. Jo. Frum Hechinganus Suevus. Princ. — 1645, Oct. 30. Michael Eberle Hächingensis Suevus. Synt. — 1648, Nov. 18. Wolfg. Grezinger Echinganus (?) Suevus. Log. — 1653, Dec. 31. Jo. Martinus Gsell Hechingensis Suevus. Synt. — 1664, Jan. 12. Jo. Schickinger Hechingensis Suevus. Log. — 1657, Nov. 6. Jo. Conradus Sailin Hechingensis Suevus. Phys. fl. — 45 — 1658, Jun. 14. Matthäus Hochschilt Höchingensis Suevus. Synt. fl. — 30. — 1659, Nov. 11. Franc. Bürg Hechinganus. Log. fl. — 45. — 1663, Febr. 26. Baöthasarums Weigl Hächingensis Boius. Rhet. Fl. — 45. — 1663, Nov. 2. Mich. Aichgasser Hechingensis Suevus. Log. fl. — 45. — 1663, Nov. 22. Casparus Gsell Hechinganus Suevus. Gram. fl. — 45. — 1665, Nov. 9. Jo. Frid. Schwarz Hechingensis Log. fl. — 45. — 1669, Nov. 12. Nicolaus Balthasarus Bürg Hechingensis Phys. fl. — 45. — 1684, Ego Franc. Cappeter Suevus Hechingensis. Log. fl. — 45. — 1692, 14. 11. Jo. Georgius Deger Hechinganus. Log. fl.

- 45. — 1695, 5. 11. Mauritius Werner Hechinganus Suevus. Log. fl. — 34. — 1706, 15. 11. Wilh. Andreas Sartori Hohenzollerensis Suevus. Lag. fl. — 45. — 1709, 9. 11. Jr. Casparus Dorn Hechingensis Suevus. Log. fl. — 45. — 1712, 12. 12. Matthias Vattermaier Hechinganus Suevus. Rhet. 1714, 10. 11. Nob. Jo. Carolus Ant. Sartori Hohenzollerensis Suevus. Jur. fl. 1.30. — 1722, 6. 11. Jo. Veigel Hechinganus Suevus. Log. fl. — 45. — 1730, 20. 11. Carolus Franc. Buech Hechingensis Suevus. Log. stud. fl. — 45. — 1740, 6. 12. Illmus. Frider. Comes de Hohenzollern. Mit der Anmerkung: non solvit, nec, frequentavit. — 1755, 14. 11. Jo. Evangelista Vittalowitz Suevus Hechinganus. Phys. fl. — 45. — 1765, 2. 12. Jos. Frider. Pater Hechinganus Suevus. J. u. aud. fl. — 45. — 1774, 20. 12. Meinradus Werner Hechinganus Suevus. — 1793, 14. 12. Illmus. Friedr. Graf von Hohenzollern Hechingen geboren in Namur, der Rechte Hörer. — 1798, 20. 12. Nob. Jo. Bapt. Pfister Hechinganus Suevus.
- Hornstein: 1761, 12. 1. Mathias Burtscher Horstainensis Suevus. Log. fl. — 45. —
- Inneringen: 1639, Nov. 7. Jo. Wegmann Inneringanus Suevus. Rud. — 1640, Apr. 18. Thomas Herbst Inneringensis Suevus. Rud.
- Jungnau: 1784, 2. 12. Georgius Flad Jungnaviensis Suevus. Log. stud.
- Langenenslingen: 1729, 16. 11. Jos. Angerer Langenenslinganus Boius. Log. fl. — 45. —
- Melchingen: 1781, 11. 12. Jo. Michael Schanz Melchinganus Suevus. Log.
- Rangendingen: 1796, 20. 12. Thomas Schwenk Rangendingensis Suevus. Log. stud.
- Ringingen: 1757, 16. 11. Ego Franc. Nesper Ringingensis Suevus. Moral. fl. — 45. —
- Sigmaringen: 1645, Dec. 11. Sebast. Elsser Sigmaringanus Suevus. Rhet. — 1646, Oct. 30. Jo. Franc. Bosch Sigmaringanus Suevus. Log. — 1648, Jun. 16. Jo. Paurwath Sigmaringanus Suevus. Gram. — 1657, Nov. 6. Jo. Bapt. Sturm Sigmaringensis Suevus. Phys. fl. — 45. — 1693, 3. 3. Sigismundus Settele Simeringensis Suevus. Rud. — 1704, 2. 12. Franc. Jos. Antonius Epplen Sigmaringanus Suevus. Jur. fl. — 45. — 1704, 2. 12. Franc. Engelahrds Gassner Sigmaringanus. Phys. et J. can. stud. — 1717, 6. 11. Jo. Kromer Sigmaringanus Suevus. Phys. fl. — 45. — 1720, 11. 12. Wunibaldus Frick Sigmaringanus Suevus. Rhet. fl. — 45. — 1721, 26. 11. Franc. Jac. Luz Sigmaringensis Suevus. Phys. fl. — 45. — 1721, 6. 12. Jo. Ant. Hafner. Log. Sigmaringanus Suevus stud. — 1724, 11. 12. Jo. Jac. Loos Simeringensis Suevus. Poeta. — 1737, 11. 1. Praenob. Ant. Balthasar Baumaister Sigmaringanus Suevus. J. U. stud. fl. 1.30. — 1750, 5. 12. Ant. Lehle Simmeringanus Suevus. — 1759, 10. 11. Franc. Xav. Uez de pago Sigmaringano Suevus. Theol. fl. — 45. — 1772, 7. 12. Ego Ant. Seyfrid Sygmaribganus Suevus. ad logicam adspiro. fl. — 48. — 1772, 7. 12. Ego Jos. Ant. Rabbold Sigmaringanus Suevus. ab logicam adspiro. fl. — 45. — 1799, 19. 12. Mathias Auer Hedinganus Suevus. stud. — 1805, 12. 6. Carl Volkswein Candidat der Chyrurgie gebürtig von Sigmaringen aus Schwaben. — 1808, 22. 1. Perill. D. Leopoldus L. B. a Lassberg Sigmaringanus Suevus.
- Thanheim: 1765, 18. 9. Ant. Cramer Thanheimensis Suevus. Log. fl. — 45
- Trochtelfingen: 1639, Nov. 7. Matthias Väringer Trochtelfinganus Suevus. Log. — 1639, Nov. 7. Jo. Conradus Väringer Trochtelfinganus Suevus. Hum. — 1639, Nov. 7. Martinus Ott Trochtelfinganus Suevus. Hum. — 1647, Dec. 16. Balthasar Visl Trochtelfinganus Suevus. Synt. — 1653, Oct. 29. Jo. Jak. Klingenstein Trochtelfinganus Suevus. Rhet. — Georg Schmidt Trochtelfinganus Suevus. Synt. — 1757, 5. 12. Ego Frider. Henricus Clavell Trochtelfinganus Suevus. Phys. fl. — 45. — 1774, 28. 11. Dominic. Ant. Selb Trochtelfinganus Suevus. frequentaturus log. — 1793, 20. 12. Ant. Fischer Trochtelfinganus Suevus. Log. —
- Veringendorfstadt: 1692, 10. 11. Praenobilis Jos. David de Veringe Viennensis (?) Jur. fl. 1.30 — 1702, 16. 11. Jo. Conradus Fauler Vöringanus Suevus. Jur. fl. — 45. — 1717, 6. 11. Jos. Eustachius Streng Veringensis. Log. fl. — 45.
- Wald: 1712, 8. 11. Ego Jo. Jac. Kramer Waldensis Suevus. Log. fl. — 45. — 1766, 28. 11. Praenobilis Anselmus Dioscurus de Kolb Waldensis Suevus. Jur. fl. — 30.
- Weilheim: 1710, 5. 11. Thomas Conanz Weilheimensis Suevus. Log.

Familienkundliche Mitteilungen

Aus den zollerischen Amtsprotokollen des Sigmaringer Staatsarchivs:

- 1665 23. Dez. Hans Flad von Hausen i. K. heiratet mit Anna Bäblerin (Böbel) von Ringingen.
- 1665 8. Jan. Jakob Merz von Laufen heiratet nach Gauselfingen mit Eva Hewißin (Heiß), Jakob Bernhard Ritters Witwe.
- 1667 25. Mai. Christ Kenz, Leo Kanzen Sohn von Gauselfingen verheiratet sich zu Magdalena Pfister, Michel Pfisters eheliche Tochter; Erlaubnis wird mit Vorliebe erteilt, da 20 Pfd. Vermögen (D 143, Fasz. 45.)
- 1667 18. Juni. Jakob Eisele von Gauselfingen verheiratet sich zu Anna Wählin, Michel Türcken hinterlassene Witwe. An 24. September wird berichtet: Hans Jakob Eisele hat sein Schwieger geschlagen, Strafe 3 Pfund.
- 1667 9. November Georg Klaiber, Gall Klaibers Sohn zu Gauselfingen, heiratet mit Dorothea Baur von Burladingen.
- 1668 12. September. Christoph Neßler von Brand bei Feldkirch heiratet mit Maria, der ehel. Tochter des Christ Flad zu Gauselfingen, ergibt sich aber noch nicht an Zollern. Dagegen am 21. August 1675 wird (wohl derselbe, Christoph Neßler von Bürß aus dem Oberland zu einem Bürger in Gauselfingen angenommen, soll der gnäd. Herrschaft 8 Gulden Einzug bezahlen. Er hat angelobt, ein gehorsamer Untertan zu sein und ergibt sich leibeigen.
- 1668 8. Aug. Franziska Mautzin, Ludwig Bürcklers Weib von Gauselfingen, ist gestorben. Der Witwer heiratet am 12. Januar 1669 mit Maria, Barthol. Rufen ehelicher Tochter von Burladingen.
- 1669 6. Febr. Hans Klaibers Weib, Maria Weithin von Gauselfingen, ist todsverfahren, hatte 260 fl Vermögen; Fall daher 13 fl.
- 1669 20. Febr. Hans Klaiber von Gauselfingen, Witwer mit 4 Kindern, ehelicht Maria des Vogts Hans Eiseles Tochter. (D 143, Fasz. 45.)
- 1675 25. Sept. Die von Gauselfingen beklagen sich, daß der Fron ungleich verrichtet werde, besonders des Vogts Tochtermann und Sohn Klaus Eyselin.
- 1675 13. Februar. Hans Klaiber zu Gauselfingen ist tot, gibt als „Totfahl“ 14 fl und 58 Kreuzer.
- 1675 6. März. Barthlin Mayer von Gauselfingen ist mit Tod abgegangen, hatte 269 fl 23 kr Vermögen, daher als Hauptfall: 13 fl 28 Kr.
- 1675 17. Juni. Jakob Mayer von Gauselfingen ist manumittiert (aus der Leibeigenschaft entlassen) worden für 3 fl, und dies in Ansehung, daß er nur ein blutarmer Mensch, auch sein Vater Jakob Mayer nicht eines Schuh Breite hat.
- 1675 17. Juli. Georg Kempfel von Stibereyt, Blanstatter Amtsin Böhmen, ledig, hat sich mit Maria, Christ Fladen zu Gauselfingen ehelicher Tochter mit obrigkeitlicher Verwilligung zwar verheiratet, dieweil er aber mit dem Mannrecht gemäß Landesordnung nicht versehen war, auch der Mittel halber nit beibringen kann, ist er der Not wegen abgewiesen worden.
- 1675 21. August. Jakob Merzen von Gauselfingen Weib ist mit Tod abgegangen und dessen Vermögen nach Abzug der Schulden zu 37 fl 52 kr geschätzt, macht Hauptfall 1 fl 53 kr. Am 28. 8. 1675 heiratete dann der Witwer Jak. Mertz die Witwe des Hans Klaiber, namens Maria, die drei Kinder in die Ehe bringt.
- 1676 1. Febr. Konrad Beck von Weilheim, Witwer mit 7 Kindern hat Erlaubnis, mit Maria Quintlerin von Ringingen, Witwe mit 2 Kindern, Hochzeit zu halten.
- 1685 11. April sind dort als tot gemeldet: Maria Edelin und Apollonia Haiwerin, diese des Theis Kellers Weib gewesen. (D 143 Fasz. 53.)
- 1686 9. Febr. Jerg Eisele von Gauselfingen hat Erlaubnis mit des verstorbenen Hans Lebenherzen Tochter Katharina von Neufra zu heiraten; sie wird zollerisch leibeigen (fol. 33).
- 1686 8. Juni. Johann Klaiber von Gauselfingen ehelichte die Anna Pfitzer, des Hans seeligen Tochter von Wilsingen, die zollerisch wird (fol. 360).
- 1690 28. Jan. Christian Fladen Witwe von Gauselfingen ist tot; Vermögen 128 fl Fall, daher 6 fl. (D 143, Fasz. 53, fol. 56.) Oberlehrer P. Schäfer, Hitzkofen.

Pfarrer Johann Christoph Zembroth, der Erbauer der Kirche von Storzingen

von Nikolaus Maier

Wer mit der Bahn auf der Strecke Sigmaringen—Tübingen fährt, sieht vom Fenster aus, kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof Storzingen, ein malerisches Dorfbild und diesem vorgelagert das zierliche, von Pfarrhaus, Friedhof und hoher Mauer umgebene Kirchlein des Ortes. An den Chor mit halbkreisförmiger Apside schließt sich das etwas breitere und höhere Langhaus an, auf dessen Westgiebel der Dachreiter sitzt. Völlig ursprünglich, wie das Äußere, ist heute noch die Innenausstattung des Kirchleins, von den Altären angefangen bis zu den Beschlägen an den Türen, das Ganze ein Werk wie aus einem Guß. Das Gebäude und der größere Teil der Ausstattung verdanken dem eifrigen und opfermutigen Pfarrherrn Johann Christoph Zembroth ihr Dasein. Die Kirche ist eigentlich sein Grabmal. Denn vor dem Portal an der Westseite, mitten im Weg, so daß die Kirchenbesucher über ihn schreiten müssen, ließ er sich begraben, nach der Ueberlieferung mit den von ihm für seine Kirche bezahlten Rechnungen, dem Sinnbild seiner guten Werke, mit denen er vor seinen Richter treten wolle.

Geboren zu Allensbach bei Konstanz am 12. Juli 1694, war Zembroth von 1731 bis 1765 (oder 1766) Pfarrer in Storzingen und lebte daselbst auch nach seiner Verzichtleistung, obwohl 1757 schon kränklich und „kein langes Leben erhoffend“, bis 22. Mai 1774.

Wir wissen fast keine Einzelheiten über ihn.¹⁾ Aber wo sein Name genannt wird, sehen wir sicher irgend ein Zeichen seines frommen Sinnes, meist bei einer Stiftung zur Ehre Gottes oder auch bei Aufnahme in eine Bruderschaft. Im folgenden möge eine Zusammenstellung aus den Heiligenrechnungen und Aufzeichnungen des Pfarrarchivs Storzingen (die Pfarrchronik wurde vom Pfarrverweser Köblle angelegt) sein Schaffen zeigen. Wir erhalten zugleich einen Einblick in das Kunstschaffen jener Zeit. Um den Maßstab nicht zu verlieren, vergesse man nicht, daß die Zahl der „Beichtenden“ in Storzingen 1731—1766 sich stets nur zwischen den Zahlen 133 und 152 bewegt; Zembroth hat Jahr für Jahr darüber Rechenschaft abgelegt. Es war also eine recht kleine Pfarrgemeinde. Aus dem abgeschlossenen Bericht zur Baugeschichte der Pfarrkirche ist ersichtlich, daß die Gemeinde sehr arm war und auch die Pfarrfründe nicht viel abwarf. Um so höher sind die Leistungen des Pfarrers zu werten.²⁾ Im Dreißigjährigen Krieg scheint dazu das Kirchenvermögen größtenteils verlorengegangen zu sein. 1663 erkaufte die Gemeinde „wiederumb etwelche Paramenta und sunderlich Glocken“, „weilen der liebe heilige Zeno (Patron der Kirche) bei uns gänzlich erarmet.“

Als Zembroth 1731 die Pfarrei antrat, wurde „an Baarschaft bey der Kirchenpflug nichts erfunden“ als 288 fl. 6¹/₄ kr. Exstanzen (Ausstände)! Es fehlte anscheinend überall. Mutig fängt der neue Pfarrer an. Wir lassen nun die Akten sprechen. Es werden gekauft:

1731: 6 Kanontafeln (1 fl. 40 kr.).

1732: ein Meßbuch (11 fl.).

1733: eine Ewiglichtlampe (4 fl.), Stola und Manipel. Ferner melden die Aufzeichnungen: „Das alte Ciborium verkauft und davon Kelch und Ciborium machen lassen... 37 fl. 31 kr.“ Beide sind noch in Gebrauch. Das Ciborium hat das Beschauzeichen Augsburg A und Aufschrift IG R (evidendo) (vom Hochw. Herrn) D(omino) Joan Christoph Zembroth in Storzingen.³⁾

1735: pro sepulcro Christi 39 fl. (das heilige Grab), 4 Altarleuchter nebst Crucifix und Opferkännlein von englisch Zinn 23 fl. 30 kr. 4 gelbe Altarleuchter 2 fl. 15 kr. Neues Rauchfaß 2 fl. „Vor die Bildnuß der 2 Kirchenpatronen Zenonis et Antonii zu schnitzeln und fassen“ 14 fl.⁴⁾

1737: Umbrosen und ander Blumen die Monstanz zu zieren 2 fl. 20 kr. Vor einen new tabernakul wie auch diesen samt den Altar und Canzel zu fassen 114 fl.

1739: 3 silberne Chrisambüchlein (Oelgefäße) von Augsburg 16 fl. Stiftung von 12 fl. zum Unterhalt des Ewigen Lichtes durch Zembroth. Auf seine Bitten gibt Fürst Frobeny Ferdinand von Fürstenberg auch 100 fl. Er schreibt: „Lieber Getreuer. Wür haben Euern gehorsambsten Bericht... erhalten und nachdem die heylig Fabric zu Storzingen gänzlich ohnvermögendt ist, bei dem hochwürdigsten Guet ein ewilicht aus deren Einkünften unterhalten zu können, als wollen Wür...“⁵⁾

1740: Von ferneren 2 Kirchenpatronen, nemblich Catharina und Ursula schnitzen und fassen 15 fl.⁶⁾ 2 Brokatantependien mit Silberborden 36 fl. Das „Beinhäuslein auf dem Freythof eingefallen“, dessen Wiederaufbau 6 fl. kostet.⁷⁾

Diese Rechnung gibt noch Uebersicht über die Opfergelder,

die in der Kirche fielen: Für die große Kerze vor dem Sebastiansbild wurden in 23 Jahren 75 fl. geopfert. Das Marienopfer betrug 58 fl. Außerdem kennt die Rechnung ein Wendelinus- und ein Gefängnis-Christi-opfer. Dazu wird noch vermerkt: „Was hingegen zu St. Wendelin und zur Gefängnis Christi geopfert worden, solches hat der H. Pfarrer zu besonderer Verrechnung bey seinen Händen behalten und von darumben nicht zur Heiligenpflugschaft eingeworfen, daß nicht etwan deßwegen die guttaten pro futuro abnehmen möchten.“⁸⁾

1747: Kleidung Mariae auf dem Thron 80 fl.⁹⁾ Die acta ecclesia, den H. Kirchenpatron Zenonem betr. anzuschaffen 4 fl.¹⁰⁾ Große silberne neue Ampel 12 fl.

Die Heiligenrechnung 1731—1754 hat Gesamteinnahmen 2150 fl. 40¹/₄ kr. und Gesamtausgaben 2530 fl. 59 kr., also 380 fl. 18³/₄ kr. mehr Ausgaben und doch 183 fl. 27 kr. Kassenstand. Der ganze Betrag wird von Zembroth geschenkt mit der Auflage, daß künftig dem Mesner jährlich 1 fl. 50 kr. Zulage gegeben wird.

1758 „wurde von Herrn Pfarrer Zembroth die allhiesige Kirchen von Grund aus neu erbaut, welche 2500 fl. an baarem Geld gekostet und woran ged. Herr Pfarrer zwar einige geringe Beitrag a Parochianis (Gläubigen) erhalten, jedoch das meiste ex propriis bestritten und hierzu von denen Fabric-mitteln utpote huius insignis Benefactor (als Hauptwohlthäter) nur verwendet hat 400 fl.“¹¹⁾

1759: die alte Glocke zerspringt. Neuguß in Konstanz um 30 fl. durch Leonhard Rosenlaecher¹²⁾. — Die Jahreszahl 1759 trägt auch der Taufstein aus Quarz. Er hat Kelchgestalt¹³⁾. Das Weihwasserbecken am Portal, Muschelform auf Schaff, hat die Inschrift „1762 Joh. Jacob Christoph. Z.“

Das Deckengemälde des C. W. Vollmer von Mengen war nach den Aufzeichnungen des Pfarrverwesers Köblle von zwei Chronogrammen umgeben, die die Jahre 1757 und 1758 enthielten. Da die Rechnung keinen Vermerk über die Malerei enthält, ist die Bezahlung durch Zembroth wahrscheinlich. Dasselbe gilt von einer Anzahl Figuren und Gemälden, von den Kirchenstühlen mit geschnitzten Wangen u. a.

Mit einer heiligen Begeisterung muß Zembroth und mit ihm von 1765/66 an sein Nachfolger im Pfarramt, Josef Fidel Karle (geb. 1730 in Sigmaringen), für die weitere Ausstattung der Storzinger Kirche besorgt gewesen sein. Selten

1) In die Literatur ist sein Name kaum eingegangen. Weder die „Hohenz. Kunstdenkmäler“ (1896) noch Stehle im Heimatbuch Hohenzollern“ (1925) nennen ihn. Doch steht sein Name bei M. Bogenschütz, Wallfahrtsbuch von Maria-Deutstetten, Sigmaringen, Löhner o. J. S. 32 und im Seelbuch des Klosters Gorheim, FDA. NF. 15, S. 28. Kunstdenkmäler Hohenz. Kreis Sigmaringen 338 ff.

2) Die Standesbücher in Storzingen beginnen 1622 bzw. 1631, das Pfarrhaus ist 1605 abgebrannt und nach Visitationsprotokoll (Ordin.-Archiv Freiburg) 1624 wieder von Pfarrer Math. Oeser auf eigene Kosten aufgebaut worden.

3) Der Meßkelch ist ohne Inschrift.

4) Ob die Figuren am Hochaltar oder die Statuetten gemeint sind? s. u. Beide Heilige sind doppelt in der Kirche. Antonius Erem. ist zweiter Patron.

5) Bis dahin hatte Zembroth das ewige Licht auf seine Kosten unterhalten. FF. Archiv Donaueschingen, Fasz. V, Cist. A 123.

6) Katharina noch erhalten. Da die Figur etwa die Größe der Kirchenpatrone auf dem Hochaltar hat, handelt es sich oben, 1735 (vgl. Anm. 4), wohl um diese und nicht um die Statuetten derselben Heiligen, die auf dem Seitenaltar stehen.

7) Es stand an der Friedhofsmauer, gegenüber der Sakristei. An der Mauer waren 1871, als es abgebrochen wurde, Spuren von Malerei. Die Gebeine waren weißgeleicht.

8) Ueber das Alter der Kapelle „Christus im Kerker“, die an die Friedhofsmauer gebaut ist, enthalten die Akten nichts. Die lebensgroße Statue trägt auf dem Rücken die Zahl 1749 bzw. 1787. Sie wurde also 1749 unter Zembroth renoviert.

9) Dieser Muttergottes mit dem Kind, vom Jahr 1616, unter einem Baldachin sitzend, soll ein schwedischer Soldat den Kopf abgehauen haben.

10) Es ist unsicher, ob die unten bei der Baugeschichte genannte Vita et Acta S. Zenonis (vgl. Anm. 25) des Obervogtes Selb oder der im Pfarrarchiv ebenfalls noch vorhandene Band der Sermones des hl. Zeno gemeint ist.

11) Zembroth hat die Kirche benediziert. 1762 wurde sie von Bischof Franz Carl Jos. Fugger „omni possibili solemnitate ac pompa“ mit größtmöglicher Feierlichkeit konsekriert.

12) Inschrift: „Herr Johann Christoph Zembroth damals Pfarrherr.“

13) In der Rechnung nicht vermerkt.

reicht eine weit größere Kirche heute an die Ausstattung der Storzinger Kirche heran. Und wenn erst die Inventarstücke von 1781 oder 1835 noch alle vorhanden wären! Die Maler Meinrad von Ow und Wetz, beide von Sigmaringen, Joh. Caspar Koler von Riedlingen und Vollmer von Mengen arbeiteten für Storzingen.

Von welchen Bildhauern die zahlreichen Statuen sind, ist noch ungelöst. Ihre Qualität ist sehr verschieden. 1758 liefert der Bildhauer von Elnetach eine St. Anna selbdritt nach Unterschmeien, die mit den Annafiguren in Oberschmeien¹⁴⁾ und in Storzingen große Ähnlichkeit hat. Wahrscheinlich hat jener Künstler alle drei Statuen und nach Storzingen noch andere geliefert.¹⁵⁾

Mit dem Bau und der Ausstattung der Kirche ging Hand in Hand die Seelsorgearbeit und nach dem Vorbild der großen Klosterkirchen der Erwerb von Reliquien und besonderer Vorrechte. Es ist erstaunlich, von wie vielen Reliquien die Authentik heute noch im Storzinger Pfarrarchiv liegt. Allerdings ist nicht überall sicher, ob einzelne derselben auf Betreiben Zembroths oder seines Nachfolgers Karle dahin kamen. Nach Zembroths Tode kamen jedenfalls nur noch die zwei pyramidenförmigen Reliquien-schreine von dem 1803 aufgehobenen Frauenkloster Margrethausen bei Ebingen (Wttbg.) in die Storzinger Kirche.

Von 1736 und 1763 datiert je eine Authentik einer Fidelisreliquie.¹⁶⁾ — 1754 Reliquie des hl. Wendelin. 1764: Authentik des Kreuzpartikels. Im gleichen Jahr kam die beschöfliche Erlaubnis, das Prager Jesuskind auszusetzen. Ferner an jedem Mittwoch zu Ehren des hl. Wendelin Rosenkranz und Litanei vor ausgesetztem Allerheiligsten (im Ziborium) zu beten.¹⁷⁾ Erlaubnis zur Errichtung des heiligen Kreuzwegs.¹⁸⁾

1765: Erlaubnis zur Errichtung der Bruderschaft Mariae Trost (Gürtelbruderschaft) durch den General der Augustiner P. Vasquez in Rom. Die Errichtung selbst wurde von Pfarrer Karle vollzogen. Das Bild des Hochaltars, gemalt von M. von Ow im genannten Jahr¹⁹⁾, nimmt darauf Bezug, ebenso die Bruderschaftsschilder von 1764, 36 Stück.

1766: Authentik einer Reliquie aus dem Schrank, in dem die Manuskripte des hl. Ignatius aufbewahrt wurden.

1767: Authentik einer Reliquie des Kirchenpatrons St. Zeno.

1768: Authentik einer Reliquie der seligen Elisabeth Bona von Kloster Reute bei Waldsee.²⁰⁾

1772: Authentik einer Reliquie des hl. Gregor v. Nazianz.²¹⁾

1772: Authentik, daß ein Zingulum die Reliquien des hl. Fidelis berührt habe.

Daß Zembroth mit allen diesen Bemühungen einen schönen, stimmungsvollen Gottesdienst haben wollte, bedarf keines Beweises. Nach den noch vorhandenen Musikalien zu schließen, war in Storzingen, wie auch im benachbarten größeren Straßberg, Instrumentalmusik gepflegt.

Zembroth ist wohl auch die Errichtung der Rosenkranzbruderschaft in Oberschmeien zu verdanken, die am 10. Okt. 1745 erfolgte und im Mitgliederverzeichnis²²⁾ die Einträge enthält: „P. Maximilianus Dufrene S. J. Ser-my S. R. I. Princip. Fürstenbergii Consiliarius Ecclesiasticus. — R. D. Joannes Christophorus Zembroth Parochus in Storzingen.“ In Storzingen führte er für die Zeit von Kreuzauffindung bis Kreuzerhöhung an Sonn- und Feiertagen den Abendrosenkranz ein.

1763 legte Zembroth neue Pfarrbücher an „ex propriis“.

Am 22. Mai 1774 endete das Leben dieses eifrigen Priesters. Der Eintrag im Totenbuch lautet: „Plm. Reverendus Nobilis ac clarissimus dominus Joannes Christophorus Zembroth Allensbachensis. J. u. exam.²³⁾ et approb. deputatus²⁴⁾ et libere resignatus parochus jubilaus (!) pie in domino obdormivit aetatis 80 annorum.“ — Gleichsam als Ausklang der schaffensreichen Zeit zu Gottes Ehre folgt am 2. Dezember 1774 der Eintrag: „... pudica Virgo Anna Maria Schmidin oriunda ex Bietingen, 50 anorum domestica plur... Zembroth... aetatis suae 99 annorum.“

(Der Hochw., edle und berühmte Herr Joannes Christophorus Zembroth aus Allensbach examiniert in beiden Rechten, Kapitels Deputat, freiresignierter Pfarrer, Jubilar, starb fromm im Herrn im Alter von 80 Jahren.)

Die tugendhafte Jungfrau A. M. Sch., aus Bietingen gebürtig, durch 50 Jahre Haushälterin des Pfarrers Z. starb 99 Jahre alt.)

Das Charakterbild des Pfarrers Zembroth wird in den nachfolgenden Berichten des Jungnauer Obervogts Josef Anton Selb vervollständigt. Da sie auch über die baulichen Verhältnisse der alten Kirche, über das Kirchenvermögen, die wirtschaftliche Lage der Einwohner, den Stand der Landwirtschaft unterrichten, seien sie wörtlich mitgeteilt. Die Anlagen, auf die im Schriftstück verwiesen wird, fehlen. Das Original ist im F. F. Archiv Donaueschingen.²⁴⁾

(Genannter Obervogt muß mit Pfarrer Zembroth freundschaftliche Beziehungen gehabt haben. Im Pfarrarchiv Storzingen ist von ihm ein Zembroth gewidmetes Manuskript des Obervogts: „Vita et Acta S. Zenonis M... Patroni Primarij Eccles. Par. Storzingen“ vom Jahre 1756 in Leder gebunden.²⁵⁾)

Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Joseph Wilhelm Ernest, des Hl. Rom. Reichs Fürsten zu Fürstenberg etc.

Es hat der jezmalige Pfarrer H. Johann Christoph Zembroth zu Storzingen schon von geraumerem Jahren hero sich geklagt, daß die alldasige Pfarrkirche so gar schlecht u. für das immerhin anwachsende Pfarrvolkh wirklich umb so viel zu Klein seye, daß dermahlen schon die Helfte von denen erwachsenen Leuthen nimmer in die Stühle ordentlich eingeteilt werden möge, sondern dieße, nebst denen Kindern, in völliger Unordnung biß für den Altar Hin auf einem Haufen zusamben zu stehen bemüßiget seye, woraus nicht nur allein ein grosse Beschwehrens für das Volkh, welches in einer solchen unbequemen stellung dem Gottesdienst abwarthen solle, sondern auch die allergrößte inconvenienz von daher entstehen thue, daß solchergestalten die beede geschlechter nicht, wie es sich gebührte, von einander separirt werden mögen; und wie nun ich endlich, auf wiederholtes begehren des H. Pfarrers, unter beyziehung des zugleich von demselben beschriebenen bauweisters Franz Singer von Mößkirch, jungstverstrichner tagen deßfalls den Augenschein eingesehen, so hat sich dabey gezeigt, daß

1. der glockenturn, welcher über ein gewölbtes rundell so dermahlen den Chor außmacht, zur einten Helfte mit Steinen, und zur andern Helfte mit Holzwerk aufgeführt ist, von darunnen abgebrochen und an ein anderes orth versetzt werden müße, weilens das gemäuer der rundung an 3 orthen durch den darobstehenden last außeinand getrucket worden, und die nächste gefahr ist, daß das ganze gewölb mit samt dem Thurm über einen Haufen fallen möchte;
2. aber wäre das vorhandene einfache Tach, durch welches der schnee und Regenwasser häufig eintringet, und in ermanglung einer bodenbelege, durch das verfaulte gefäßer bis in die Kirche hinunter abfließt, wie auch der ebenfalls einfache Tachstuhl von darunnen abzubrechen. damit derselbe zu ertragung eines Doppeltaches erforderlichermaßen verschwöllet und sonsten der nothdurft nach, besonders die mauersohlen belangend, reparirt werden Könnte;

¹⁴⁾ Beide Gemeinden wurden von Zembroth zeitweise mitverwaltet, obwohl keine Schuldigkeit dazu bestand, wie er selbst schrieb. Sie gehörten mit Storzingen zum FF. Amt Jugnau, waren aber nach Sigmaringen eingepfarrt, wie es heute noch ist.

¹⁵⁾ Außer den schon genannten Figuren seien nur noch erwähnt: Christophorus und Sebastian, je 1,05 m hoch; Johannes Nepomuk, 1,35 m hoch aus dem Jahre 1765; Wendelin 0,90 m; Fidelis, 0,90 m; Immaculata; Joachim; Auferstehungschristus; Aloisius; Jesuskind auf dem Schaldeckel der Kanzel.

¹⁶⁾ Taufbucheinträge:

¹⁷⁾ 14. Januar 1731: Ein Kind des Sebastian Meyer, das tot geboren wurde, hat man zur Wiege des Seligen Märtyrers Fidelis in Sigmaringen gebracht. Es zeigte durch die Fürsprache des Seligen Märtyrers wahrscheinliche Lebenszeichen, wurde getauft und dort begraben.

10. Oktober 1731: Ein Kind des Michael Pfeifer, das tot geboren wurde, hat man durch die Fürsprache des Seligen Märtyrers Fidelis in Sigmaringen getauft.

¹⁷⁾ Bis in die neueste Zeit kommen Wallfahrer zur Verehrung des hl. Wendelin, die 1722 durch Pfarrer Göttlinger von Großschönach bei Heiligenberg hierher übertragen wurde. St. Wendelin ist ein Seitenaltar geweiht. 1765 schenkt Domkapitular Joh. Nep. Graf von Montfort eine Wendelinreliquie, vermutlich das noch vorhandene Ostensorium, Wendelin segnend über einer Kirche. Ein Wendelinsiegel im Pfarrhaus wurde wohl früher auf geweihte Brote gedrückt.

¹⁸⁾ Bei dieser Gelegenheit half ein von dem Provinzial der churbayerischen Provinz delegierter Franziskaner vom Kloster Heddingen bei Sigmaringen aus.

¹⁹⁾ Vgl. Wagner-Würz, Meinrad von Aw, 1936, S. 61.

²⁰⁾ Die heute nicht mehr vorhandene Reliquie wurde in einer Statue aufbewahrt, die bei der Kirchenrenovation 1926/27 fälschlich zu einer hl. Theresia verwandelt worden ist.

²¹⁾ Statue ist noch vorhanden, die Reliquie fehlt.

²²⁾ Pfarrarchiv Sigmaringen, Abtl. Oberschmeien.

²³⁾ i. u. ex. ist akademischer Grad über das Studium beider Rechte. Deputat ist ein Kapitelsamt.

²⁴⁾ Fasz. V, 2. Cist. A 123: Intendierte Erbauung einer neuen Pfarrkirche zu Storzingen.

²⁵⁾ S. o. 1747 (Anm. 10).

3. Endlich erforderte die höchste Nothdurft, daß, neben einer neuen Besetzung, auch neue Kirch- und Sacristeythüren, die alte Fensterlichter um ein zimmliches erweitert werden sollten, weil die jezo vorhandenen sehr schlechte alte drey Fensterlein nicht gar 2 schuech in der breite, und 6 schuech in der Höhe Haben und solchergestalten dem Kirchlein weder genugsames Licht noch Luft geben können. Außer welchem hingegen das übrige so wohl an Maur, als gebälkwerk für gut geschätzt; und der unkosten über vorerwähnte nothdürftige reparaciones auf in circa 300 fl. geschätzt worden ist.

Gleichwie aber durch anwendung dieses auch schon in etwas Considerablen unkosten dem Hauptdefect, nemlich der angustia Loci, noch nicht abgeholfen wäre und H. Pfarrer die dießfällige nothdurft unter bezeugter gewissen ängstigkeit mit weinenden augen iterato vorgestellt: und hierauf der Bawmeister Singer mittels ausmessung des ganzen inwendigen Raums gefunden hat, daß sowohl in alß außerhalb denen Stühlen, mit einschluß der Baarbühne, kaum 150 Persohnen plaz finden mögen, wo doch nach angaben des pfarrers zur zeit gegen 200 Seelen in dem orth gezehlet wurden, und ich endlich die angegebene Zahl so weniger in Zweifel ziehen können, als ich in Anrechnung der wirklich vorhandenen 39 burgerlichen Haushaltungen, auf jede, mit einschluß der Kindern, Dienstbotten und alten Verpfründeten leuthen nur 5 Seelen gerechnet, eine Summe von 195 Persohnen Herausgebracht. So hab ich denn selbstn auch die dießfällige nothdurft erkennen müssen und folglich mit dem Pfarrer und Bawmeister den bedacht genohmen, wie mit möglichster menagierung der unkosten das alte Kirchlein gleichwohl nothdürftig erweitert werden könnte. Und wie nun allforderist der Bawmeister Singer für gut gehalten hat, daß sowohl das rundell nach abhebung des darüberstehenden glockenthurns, als auch die beede seiten — mauren biß unter die baarbühne respective zur Sacristey und Chor, fürterhin stehen bleiben mögen und alßdann erst ein neues Langhaus daran gebawen werden könnte, ich auch außer deme keinen besseren Vortheil außsprechen mögen, wie eine behörige erweiterung mit mehrer menage erreicht werden könnte.

So hat hierüber der mehrersagte Bawmeister Singer die Grundrisse, samt einer Faciade und Bawüberschlag uti Sub N^{is} 1 . 2 . 3 . et 4 verfertigt, woraus so wohl die Enge des alten Kirchleins, samt daß man in ordine zu derselben erweiterung zur allein auf die höchste nothwendigkeit, und Keineswegs auf eine ohnötige Zierde den antrag gemacht habe, des mehrern zu ersehen ist. Die ursach aber, warum nicht schon Bälde auf eine solche höchstnötige erweiterung des Storzinger Pfarrkirchleins angetragen worden, ist diese, weiln nemlich das einkommen dieses Kirchleins bißhin nicht einmahl so viel, alß die jährlich ohnentbehrlichen außlagen erforderten, ertragen mögen, und der Herr Pfarrer, obschon Decimator universalis, sich ebenfalls mit der ohnvermögenheit entschuldigt hat.

So viel nun aber die reditus Fabricae anbelanget, zeigt die letzlich unterm 18ten Xbris 1754 durch mich den Obervogt selbstn untersucht und in behöriger ordnung zusammengetragene 23^{1/2}jährige Kirchenrechnung, wovon ich einen Summarischen Extract gehorsamt hirbeyschluß, daß mit martini 1731, da nemlich der jezmalige H. Pfarrer Zembroth die pfarrey bezogen, das jährliche einkommen mehrer nicht alß 37 fl. 46^{3/4} kr. abgeworfen habe, dahingegen nur allein die jährlich ohnentbehrlichen außlagen mit ausschluß der Baw-reparations und anderer extraordinari unkosten eine Summa von 58 fl. 30 kr. erforderten und dessen ohngeachtet ist immittels durch Vermehrung der Capitalien das jährliche einkommen auf 74 fl. 8 kr. angewachsen, weiln nemlich der H. Pfarrer die meiste erforderußen immerhin auß seinen mitteln beygeschafft, und der Kirchen einkommen auf Zins angelegt hat; gleichwohlen aber, und obschon de Facto 1114 fl. Capital bey der Fabrik angelegt synd, so kann jedoch so weniger etwas davon entübriget und zu dem Vorhabenden Bawwesen verwendet werden, alß das solchergestalten auch vermehrte einkommen zu bestreitung deren in oballegirten Extractu spezifirlich angezeigten ordinari und extraordinari jährlichen außlagen, wann auch die gefälle immerhin wie anjezo flüßig bleiben, und keine üblen zufälle darzwischen khommen sollten, kaum von einer Zeit zur andern erklecklich seyn mag.

Den H. Pfarrer qua Decimatorem aber belangend habe ich von demselben jederzeit gehört, daß Er, mit einschluß auch seines — umb die dritte garb verlyhenen pfarr wittums, in denen besten Jahren nicht viel über 2000 garben von aller gattung der Früchten bißhin bezogen habe, und lasset sich hievon so weniger auch zweifeln, alß bey der ganzen gemeind Storzingen zur Zeit mehrer nicht alß 11 Pfüge, und zwar von 6 ganzen und 5 zusambesetzten Mähnen in das Feld geführt werden, außer welchen, wei-

len der orth seiner Situation nach in der ganzen Refier der schlechteste in dem ackerbaw ist, von denen übrigen einwohnern ein wenig mit der hawen erbawen wirdet; und weiln außer dem schon berührten Wittumb, auch groß und Kleinen Zehnten ein jehweiliger Pfarrer sonst lediglich weder an Zins noch gülden, kein einkommen hat, so mag meines pflichtmäßigen davorhaltens der ganze Pfarreyvertrag für ein Jahr in das andere nicht über 400 fl. geschätzt und deßwegen auch einem Pfarrer, welcher ohnehin schon das Pfarrhauß mit scheuer und stallungen auß seinen mittlen zu unterhalten hat, das Kirchenbaw halber nicht vieles zugemutet werden. Dessen ohngeachtet aber hat ofternant dermahlig H. Pfarrer Zembroth nicht nur allein Vermögen deren unterm 18ten Xbris 1754 abgehörten Fabrikrechnungen 683 fl. 45 kr. aus seinen mittlen et sub expresso titulo Donationis der Kirchen nützlich an gewendet, sondern auch, außer deme, was zur ordentlichen Verrechnung aufgezeichnet worden, allerdings noch eben so viel auf anschaffung allerhand Kirchenornamenten etc. wohlerweißlich sich fernerweit Kosten lassen, und offerieret derselbe zumahlen an denen zur projektirten erweiterung des Kirchleins erforderlichen unkosten annoch 800 Gulden beyzutragen, wenn Ewer Hochfürstl. Durchlaucht als gnädigster patronus und Landsherr die übrige Bawkosten zu übernehmen gdst. sich resolviren sollten; oder aber, wenn Ewer Hochfürstl. Durchlaucht im gegenteil lieber ein gewisses und zwar entweder Eintausend Gulden Baar, oder aber zwölf hundert Gulden in drey Jahres terminen hierzu beyzutragen gdst. sich gefallen lassen möchten, so wollte er gleichwohlen alsdann, ohngeachtet Er wohl vorhin sich einbilden könne, daß es bey dem überschlag des Bawmeisters Singer nicht verbleiben, sondern etwelche hundert Gulden darüber noch erfordern werde, den ganzen Bawunkosten ultro auf sich übernehmen und alle seine Haberschaft darauf verwenden, nur damit Er bey seinen Lebzeiten annoch die Frewd und das Vergnügen haben könnte, die Ehre Gottes Hierunter, mit ohnzweifentlicher Frucht seiner lieben Pfarrkindern, merklich zu befördern, allermaßen Er allerdings besorge, es möchte bey seinen Successoribus auf der Pfarrey wiederum wie bey seinen antecessoribus zugehn, welche nicht einmahl so viel für die Ehre Gottes gesorget, daß Sie auch Coram Sanctissimo ein beständiges Licht zu unterhalten sich angelegen seyn lassen hätten. Benebens aber und wie Er Pfarrer versichert, daß Er von der Zeit an, alß Ihme die Pfarrey Storzingen gdst. Conferirt worden, zu einigmäßig untergstr. erkantlichkeit allwochentlich eine Heilige Meß für das höchste wohlseyn des Hfürstl. Hauses bißhin specialiter applicirt habe, also verspricht Er newerlich nicht nur allein fernerhin und lebenslänglich mit dießem zu continuiren, sondern auch des weiteren, nach all seiner Vermögenheit, umb hochstbeglückte Conservation des Hochfürstl. Hauses, den Allerhöchsten lebenslänglich aufrichtigst anzuflehen, mit gehorsamst demüthigster Bitte, Ewen Hochfürstl. Durchlaucht Ihme nicht in ungnaden bemerkhen möchten, daß Er auß untergstem Vertrauen auf höchsterseben anstammende pietät und ohnzahlig schon erprobten Eifer für die Ehre Gottes mit einem solchen Vortrag Höchsteroselben sich zu Füßen zu werfen sich unterstanden, gestalten Er Pfarrer, wann Er immer den erforderlichen unkosten auß seinen mittlen vollkommen aufzubringen eine möglichkeit hätte, versprechen mag, bey Ewer Hochfürstl. Durchlaucht umb einen dießfälligen gdsten Beytrag sich anzumelden ja niemalen sich beyfallen lassen haben würde. Concernirend hingegen die parochianos, welche in derley Vorfällenheiten von Rechtswegen ebenfalls in Subsidium beygezogen zu werden pflegen, Kann ich bei derselben bekannten großen armuth auf nichts anderes untergstr. pflichtmäßig, als daß Ihnen endlich die Fuhr- und Handfrohdienste, und zwar inner ihrem bann ohnentgeltlich, und außer demselben gegen entrichtung der nöthig Futter- und Zöhrungskosten aufgebürdet werden mögen, weiln diese ohnehin allerorthen stark im ruckstand hatten und nur die Jährliche prästanda zu prästiren bißhin meistentheils nicht im Stand gewesen wären, wenn nicht eben ihr jezmaliger H. Pfarrer so freygebig sich gegen denenselben erzeigt: und, offermahlen Ihnen ohnwissend, ihre Herrschaftl. Exstantien und ander schuldigkeiten zu allhiebigem amt entrichtet haben würde. Und wie nun endlich die nothwendigkeit der projectirten erweiterung des mehrersagten Pfarrkirchleins zu Storzingen so wohl, alß die ohnvermögenheit der Fabric, des Decimatoris, und der parochianorum auß vorhergehendem schon sattsamb erhellet, so stelle Ewer Hochfürstl. Durchlaucht Selbst Eigenem Höchsten ermeßen und gdst. Declaration untertänigst lediglich anheimb, ob, und in wieweit Höchstdieselben zu einem — von dem Pfarrer untertgstr. gebettenem dießfälligen gdsten beytrag sich nicht so vast schuldig erkennen, alß vielmehr umb beförderung der Ehre Gottes gdst. bewogen finden möchten;

nur allein dießes annoch ghist. anfügend, wie deß oftersagter Pfarrer, auf den Fall, da ein jezmaliges offertum nicht angenommen werden solte, seine wenige Baar mittel gleichwohlen anderorts hin zu verstüften schon resolvirt seye, wo alßdann, wenn in wenig Jahren jedoch das Storzinger Pfarrkirchlein ohnumgänglich erweutert und respe. new erbawt werden müße, weder von dem jezmaligen Pfarrer, noch allenfalls von seinem Successore einiger beytrag zu hofen seyn würde, da im gegenteil aber der jezige Pfarrer, alß ein bekannter Seeleifrigster Priester, nicht nur seine wirkliche Haabschaft, sondern was er auch noch ferners darzu aufzubringen Vermögend seyn wird, vollkommentlich dahin anzuwenden erböthig: und hieran so weniger zu zweifeln ist, alß derselbe wiederholend gegen mich betheuert hat, daß, wann seine übrige mittel Hierzu nicht erkhelecklich seyn sollten, Er so gar das Kleid von dem Leib zu verkaufen Keinen anstand nehmen wolte.

womit zu beharrlich Hochfürstl. höchsten hulden und gnaden mich unterthänigst Empfehend mit submißistem Respect verharre

Ewer Hochfürstl. Durchlaucht

unterthänigst trewgehorsamst verpflichteter

Jungnaw, den 20ten Juli 1756. Joseph Anton Selb.“

Am 2. April 1757 läßt Pfarrer Zembroth den Fürsten an das bisher unbeantwortete Gesuch erinnern. Der Fürst möge erwägen, was für Wohlthaten Zembroth dem Kirchlein schon gespendet habe. Werde das Gesuch nicht genehmigt, werde der Pfarrer sein Vermögen zu frommen Zwecken anderweitig verwenden, da er sich bei seinem kränklichen Zustand kein langes Leben erhoffe und sicher sein wolle, daß sein Geld gut verwendet werde. Die Klosterfrauen von Gorheim und Adelheiden, wohin er schon zwei Basen ausgesteuert habe, seien mit Bitten an ihn herangetreten, für sie eine Stiftung zu machen. Die Pfarrer der Nachbarschaft täten dasselbe und es sei, so bemerkt Obervogt Selb, in der Gegend keine Kirche anzutreffen, die von Pfarrer Zembroth nicht beschenkt worden sei.²⁶⁾

Vom 18. Mai 1757 kam Antwort: So geneigt der Fürst zur Leistung einer Bausteuer wäre, es sei jetzt unmöglich. Er habe zur Zeit zu viele Unkosten von seinen Gebäuden und von kirchlichen Häusern, denen er baupflichtig sei. Zembroth soll sein Geld sicher verzinslich anlegen und zuwarten.

Ueber diesen Bescheid war Pfarrer Zembroth, wie Obervogt Jos. Anton Selb am 16. Juli 1757 von Jungnau aus an den Fürsten schreibt, sehr „kleinmütig“, und nach Aussage des Schultheißen von Storzinger bestehe Gefahr, daß der Pfarrer nicht nur das Geld nach anderen Orten verstifte, sondern sogar das schon beigeordnete Baumaterial wieder verkaufe und mit den aus eigenem Geld gekauften Paramenten auf eine andere Pfarrei ziehen werde. Der Obervogt fühlte sich verpflichtet, den Fürsten darauf aufmerksam zu machen, denn wenn Zembroth wegziehe, fallen dem Fürsten weit größere Baulasten zu. In drei bis vier Jahrestermen könnte vielleicht der Pfarrer beim Bau unterstützt werden.

Als unterm 3. August 1757 Nomine Regimini wieder die Antwort kam, ein Baubeifrag des Fürsten sei später, aber vorerst nicht möglich, entschloß sich Zembroth, wie das Schreiben des Obervogts Selb vom 27. August nach Donau-

eschingen zeigt, den Bau allein auf sich zu nehmen. Nur müßte ihm, falls ihm sein Geld ausginge, aus Fabrikmitteln 300 fl. zu verwenden erlaubt werden. An Geldmitteln zum Bau sei vorhanden: Barvermögen des Pfarrers 1300 fl. Die Gemeinde gibt, außer unentgeltlicher Hand- und Fuhrfrohn, 200 fl. als Beitrag, die „wohlhätigen aus der Gemeind in hauptsächlichlicher Consideration des von ihrem Seelsorger hierunter bezeugten so ungemein Eyfers 145 fl.“ Zusammen also 1645 fl. ohne die erbetene Reserve aus Fabrikmitteln. Der Ueberschlag des verstorbenen Baumeisters²⁷⁾ habe 1800 fl. betragen, von denen aber am Turm leicht 100 fl. oder mehr eingespart werden können. Zudem sei der Pfarrer bereit, außer dem genannten Geld den hintersten Heller aufzuwenden. Von der Herrschaft erbitte er das Bauholz gratis und leihweise Ueberlassung der Handwerkszeuge, Klammern, Schaltkarren usw. und den Baukonsens.

Schon am 31. August wurde dieser erteilt, auch die Bitte um Abgabe des Gerüstholzes und Benutzung der herrschaftlichen Handwerkszeuge genehmigt, dem Obervogt aber aufgetragen, „so wohl den Pfarrer als auch die gemeind, wie nicht weniger die Privatos nominatim — und wie vil jeder diser zu dem Kirchenbau an oben besagten 145 fl. beyzusteuern gemeint seye, ad Protocollum zu nehmen, dem Pfarrer Zembroth aber bedeuten solle, wie in rücksicht des ihm vor Jahren durch Nächtlich Einbruch zugestoßenen Unglücks das sicherste wäre, wenn Er nach seinem gethanen anbieten die 1300 fl. zu Euren Händen deponieren würde, wovon Er von Zeit zu Zeit bezahlung deren Materialien, und handwerks leuth die jedesmalige Nothdurft ablangen Könnte.“

²⁶⁾ Im Seelbuch des Klosters Gorheim findet sich vom Jahre 1758 ein Eintrag über „Stiftung eines Jahrtages durch Herrn Christoph Zembroth, Pfarrherrn zu Storzinger, mit einem Extratrunk bei Tisch für den Convent“. FDA. AF. 15, S. 28.

In Adelheiden bei Konstanz waren Augustinerinnen. Vielleicht lernte Zembroth dort die Maria-Trost-Bruderschaft kennen. 1749 verehrt Zembroth der Kirche Unterschmeien ein Meßbuch.

Benzen, Heil.-Rechn. 1740/41: Item vor 6 neue Leichter von Zehn (Zinn) auf Silberart gemacht über das, was Herr Pfarrer von Storzinger noch bezahlt und geschenkt 15 fl.

Deustetten: „Ein großer Wohltäter war Pfarrer Josef Christoph Zembroth von Storzinger. Schon vor der Einweihung der neuen Kirche schaffte er mehrere sehr schöne Paramente und andere notwendige Gegenstände für den Gottesdienst an. Die Anschaffung der Orgel bestritt er ganz aus seinen Mitteln; ebenso ist der einer der Seitenaltäre ... ganz auf seine Kosten hergestellt worden. Ein Jahr nach Aufstellung desselben ließ er den Altar auf der Evangelienseite durch den Maler von Inneringen fassen und vergolden, das ihn 80 Gulden kostete.“ So Dr. Hebeisen S. 32 im Wallfahrtsbuch von Maria-Deustetten von M. Bogenschütz, Sigmaringen, Liehner.

²⁷⁾ Im Liber mort. Meßkirch: 1757 d. 4 Marty Spectabilis Dr. Franciscus Singer. Singer hat auch den Plan für die Pfarrkirche von Salmendingen entworfen (1747). In „Kunstdenkmäler Hohenzollerns“ I, Kreis Hechingen, 1939, S. 266 und 323 steht irrthümlich „Franz Sieger“.



Kirche in
Storzinger

Renhart von Melchingen

von Oberstudienrat Dr. Stettner — Ebingen

(Schluß)

- 1453 Renhart von Melchingen stellt den Ebingern einen Revers aus, daß er die Briefe, die er von Eberhard von Hörnlingen über Ehestetten hat, nicht zum Nachteil der Ebinger brauchen wolle (HSTAST A 341 Bü. 1).
- 1455 April 28. Donnerstag vor Walpurgis) Hans Hässeli zu Hettlingen verkauft seinen Teil an etlichen Aeckern zu Winterlingen, deren andere Hälfte den Heiligen zu Harthausen gehört, dem Burk Maiger und Peter Schut. Pfleger Unser Frauen Altars zu Winterlingen. Siegler der veste Junker Renhart von Mälch (WR 6841). (Siegel gut erhalten.)
- 1456 April 3. Hans Kunmann, Bürger zu Ebingen, verkauft den Pflegern des Katharinenaltars in der Pfarrkirche zu Tailfingen sein Gütlein daselbst um 15,5 Pfd. Hlr. Siegler Junker Rennhart von Mülchingen, Vogt zu Ebingen (WR 6845).
- 1456 April 3. Hainz Tailfinger, Bürger zu Ebingen, verkauft eine Gült aus einer Wiese zu Ebingen ob dem Kenten, wo man die Straße aushin gen Lautlingen geht und die mit dem einen End an das Gäßlein stößt, das zwischen beiden Eschen aushin geht, um 21 Pfd. Hlr. an die Pfleger des Katharinenaltars in der Pfarrkirche zu Tailfingen, Siegler Junker Renhart von Mälchingen, Vogt zu Ebingen (WR 6846).
- 1456 April 15. Die Maierschaft zu Winterlingen und Konrad Engenrich, Bürger zu Mengen mit seiner Frau Adelheid Mennin zeigen dem Bischof von Konstanz die Stiftung eines Altars mit Frühmeßspründe in Winterlingen an und bitten um Bestätigung. Die Kirche ist St. Gertrud geweiht, der neue Altar der Hl. Jungfrau, St. Konrad, St. Katharina und St. Dorothea; Ernst Töber von Bach ist derzeit Kaplan und bestätigter Verweser der Kirche zu Winterlingen. Der Frühmesser soll das ganze Jahr Messe lesen, nur drei Wochen im Jahr ist er davon entbunden, da mag er baden oder sonst nach seines Leibes Notdurft tun. Siegler der fromme veste Junker Renhart von Melchingen und der vornehme Conrat Vogt, Schultheiß zu Veringen (WR 6847; vgl. Kreisbeschr. Balingen II S. 907).
- 1456 April 25. Zwei Schreiben Renhardts von Mälchingen, Vogts von Ebingen, an den Grafen von Württemberg: a) Vor einem Jahr kam ein reisiger Knecht Hans Balmer von Rütlingen (wohl Reutlingen) mit Weib und Kind hierher; um Martini ist er ins Elsaß geritten und erst vor 4 Wochen zurückgekehrt. Wegen Drohworten hat ihn der Vogt eingesperrt und will, daß er Urfehde schwört; er bittet den Grafen, nichts gegen seine Maßnahmen zu unternehmen, bis er dem Grafen persönlich berichtet habe. b) Die oberen Städte Konstanz, Ueberlingen, Lindau, Pfullendorf und andere Leute haben ihn um Geleit gebeten; das hat er ihnen in Württembergs Namen gewährt. Nun wird ihm das von den Knechten des Grafen Sigmund (von Hohenberg) bestritten. Er bittet um Anweisung, wie er sich halten solle. In einem Nachwort kommt er nochmals auf den Balmer zurück, der ein verwegener Gesell sei, der wahrscheinlich dem Grafen und den Seinen Unheil getan hätte; die Ebinger seien seinetwegen sehr in Sorge gewesen (WR 8254).
- 1458 März 13. Aendli Beckin, Konrad Becken Witwe, verkauft den Pflegern des Katharinenaltars zu Tailfingen 12 Schlg. Hlr. Gült aus ihrem Haus zu Ebingen am unteren Tor an St. Michaels Haus um 10 Pfd. Hlr. Siegler Renhart von Melchingen, Vogt zu Ebingen (WR 6851).
- 1458 Okt. 27. Hans Kromer, Bürger zu Ebingen, setzt den Pflegern St. Martins außer seinem Haus zu Ebingen an dem Markt noch 2 Mm. Wiesen im Matzmann und 4 J. Acker darob gelegen als Pfand für die Fertigung des Kaufs über ein Sechstel des großen Zehnten zu Ebingen. Siegler: der veste Junker Renhart von Melchingen, Vogt zu Ebingen (WR 8255).
- 1459 Febr. 17. Aelli Werderin, Bentzen Werders sel. Witwe, Bürgerin zu Ebingen, verkauft an Werner Rueff zu Straßberg ein eigen Mm. Wiesen ob Hebsack um 40 Pfd. Helr. Siegler: Junker Renhardt von Melchingen, Vogt zu Ebingen (StAEbg. Dokb Spital).
- 1462 Jan. 30. Haintz, Werner und Margaretha Taulfinger, Geschwister, Burck Menger und Elsa Mengerin, alle zu Ebingen, und Bentz Strich von Bitz verkaufen um 51 rh. fl. an Frau Katharina Knörrin, Witwe, und ihren Sohn Johannes, Ritter, Zinsen zu Stetten a. k. M. Siegler Junker Renhart von Mälchingen und Junker Sigmund Huser von Rengkwisshusen (ZGORh NF 28, 1913, S. m 23 nach dem Douglasschen Archiv).
- 1462 27. Aug. Amtmann und 6 Richter zu Onstmettingen, 5 zu Truchtelfingen und einer zu Tailfingen sprechen Recht auf Klage des Kaplans von St. Katharina, Herrn Bertholt Biters, und der Pfleger St. Peters zu Tailfingen Haintz Zimmermanns, Michel Schmidts und Hans Cuntzelmanns des Müllers, und derer des Spitals zu Ebingen Barthlome Datts und Hans Guldin wegen der Zehntpflicht eines Ackers in Tailfingen im Schalkental. Siegler der veste Junker Renhart von Mälchingen (WR 6855).
- 1462 Okt. 6. (Dionys) Die vesten Junker Renhart von Melchingen und Hans von Tierberg schlichteten einen Streit zwischen dem ehrsamem Priester Heinrich Schroff, Kirchherr zu Melchingen einerseits, den St. Martinspflegern zu Ebingen und St. Stefanspflegern zu Melchingen andererseits. Herr Heinrich Schroff soll sein Leben lang keine Ansprüche mehr an die beiden Gotteshäuser stellen und soll die Melchinger mit einem ehrbaren Priester versehen, so daß die Melchinger keine Klagen mehr gegen ihn oder seinen Vertreter haben; beide sollen sich priesterlich und ehrbar halten. Schroff soll seine Präsentations- und Investiturbriefe beim Rat zu Balingen hinterlegen. Wenn er gegen diese Punkte verstößt, soll die Kirche zu Melchingen ledig sein und die Briefe den Ebingern zur Verfügung stehen, so daß sie dann ohne Einspruchsrecht des Schroff die Melchinger mit einem ehrbaren Priester versehen können. Die beiden Schiedsleute siegeln. (StAEbg. U 12, Kopie, und Kopb. St. Martin, WR 8256 a und b). Ebenda noch ein Bestätigungsschreiben des Heinrich Schroff vom selben Tag mit der Anerkennung obiger Bestimmungen.
- 1463 Nov. 19. (Samstag vor Katharinentag) Renhart von Mälchingen verkauft dem Schultheißen und den Richtern zu Ebingen im Namen St. Martins Gotteshauses seine eigene Scheuer zu Ebingen an Hensli Ortolfs Scheuer, wie er und seine Vorderen sie lange Zeit innegehabt, und die Miststatt vor Auberlin Nätters Haus, die zur Scheuer gehört, um 40 Pfd. Hlr. Siegler der Aussteller (StAEbg. U 13 Or.Pg.S. ab WR 8259).
- 1466 Nov. 29. Frau Elsbeth Melchingerin, Witwe Renharts von Melchingen, und ihre Söhne Kaspar und Märkli stiften mit Einwilligung ihrer Verwandten zum Gedächtnis ihres Mannes und Vaters dem Kl. Beuron 2 Pfd. Hlr. zu einem Jahresgedächtnis aus der Mühle zu Ehestetten. Siegel des Kaspar Melchinger und der Stadt Ebingen (Dom.A. Sigm. Ka 22, 19) Or. Perg.
- 1468 Jan. 21. (Agnestag) Lisbeth Melcherin, Junker Renharts von Mälchingen Witwe, und ihre Söhne Kaspar und Märcklin von Melchingen verkaufen mit Zustimmung ihrer Pfleger Hainrich Riebers, Hainz Romings und Claus Zieglers den Spitalpflegern Heinrich Rieber, Conrat Hummel und Hans Peter ihre beiden eigenen Höfe zu Stetten dem kalten Markt und zu Nusplingen auf dem Hart, dabei gelegen um 145 rh. fl. und um die Schulden, die die Mälchingerin dem Spital schuldet, nämlich etwa 12,5 Pfd. Hlr. Siegler Kaspar v. Melchingen, Graf Sigmund von Hohenberg und die Stadt Ebingen (StAEbg. Dokb Spital).
- 1468 Febr. 19. Die Pfleger St. Stefans zu Ehestetten Eblin Legeler und Bartholomeus Planck klagen gegen Elsbeth von Mälchingen und ihre Söhne Caspar und Märke, Renhart von Mälchingen habe vor etwa 20 Jahren eine Hofstatt gekauft, auf der des Kempters Hube stand. Daraus gingen 9 Schlg. jährlich Zins an St. Stefan; sie hätten aber immer nur die Hälfte bekommen. Schultheiß und Richter zu Ebingen verurteilten die Beklagten zur Nachzahlung der anderen Hälfte. 1468 Freitag vor Pauls Bekehrung. Siegel der Stadt fehlt. Or. Perg. StAEbg. U. 14).

Die „Hohenzollerische Heimat“ bitten wir bei der Post zu bestellen

St. Georger Quellen für Ortsgeschichte

Fortsetzung und Schluß

Der Ritter Roum schenkte St. Georgen einen Mansus (Hofgut) in villa nomine Starzila (im Dorfe namens Starzeln) am 6. Dezember 1090 (S. 210, 55).

Im Jahre 1092 am 2. Januar gab der Ritter Berchtold von Bittelschieß dem Kloster 2 Mansen (Höfe) beim Orte Wolfratsreute (b. Altshausen) und zwar auf Bitten seines Vaterbruders Rudolf, dem sie gehört hatten (211, 59).

Im gleichen Jahre 1092 tauschten die Mönche den Besitz zu Starzila aus gegen anderen in Nehren (bei ihren Huchlinger Gütern, 211, Nr. 61).

Am 8. April desselben Jahres fand eine Fahrt nach Beroa (Bärental bei Beuron) statt zu einer Tauschhandlung. Herr Hesso von der Burg First (bei Oeschingen) schenkte nämlich seinen Besitz an Wiesen, Aeckern, 1 Schankwirtschaft, Mühlen, Wasser, Kapellen, Wäldern, Weiden, wie er sie ererbt, dem hl. Georg über dessen dorthin verbrachten Reliquien in die Hand des Klostersvogts Hermann (Sohn des Stifters) und des Abtes Theoger. Dieser gab dem Hesso dafür die Klostergüter zu Huchelingen-Nehren und Gönningen. (Es heißt, Beroa liege in der Berg-Grafschaft, genannt die Scherren oder Serrae.) Unter den Zeugen finden sich Erbo und sein Bruder Gerung von Lautlingen (211—212). Eine weitere Uebergabe in Beroa oder Bärental fand am 5. Febr. 1093 statt, wieder über den Reliquien des hl. Georg.

Am 17. Februar 1094 übergaben die freien Adelbert und sein Bruder Eberhard von Nendingen dem hl. Georg ihren gesamten Besitz in Ottelineswilare (Ettisweiler bei Sigmaringen oder Ettenweiler bei Wangen; 214, 68).

Im gleichen Jahre wurden die Georsreliquien nach Ehestetten (bei Ebingen) überbracht, wo die edlen Landold und sein Sohn Hugo von Winzeln ihre dortigen Güter ans Kloster übertragen, ebenso in Dürrwangen und Stockhausen (215; Nr. 77). Ihre Ehestetter Burg wurde darauf geschleift.

1094 am 2. Oktober übergab Swikgerus von Owingen dem Kloster seine Grundstücke in villa Cimberen (Dorf Heiligenzimmern) und am 25. November sein Gut in Herohusen (Haarhausen b. Brittheim-Balingen; S. 217, 86). Am 15. Oktober desselben Jahres hatte Luitfried von Leidringen schon eine Mühle apud villam Cimberen (beim Dorfe Heiligenzimmern?) und einen Wald mit 8 Jau-chert geschenkt.

Am 29. Dezember 1094 schenkte Hesso, der Capitaneus an der Burg Virst, $\frac{1}{2}$ Mansus (Hof) in pago Serraru apud villulam Ensinheim (im Gau Scherra im Dörflein Ensinheim bei Bärental) und was er hatte in Oberenholz (218, Nr. 92).

1095 am 10. Januar vermachte Ritter Wortwin und seine Gattin Irmengard mit dem Sohne Hartmuot 2 Mansen bei Wilvelingen (Wilflingen bei Rottweil), und zwar geschah dies auf der Burg Haigerloch (links der Eyach!) über den hier verbrachten Reliquien des hl. Georg in Gegenwart der Ritter Arnold von Owingen, Arnold von Kirchberg, und seiner beiden Söhne Arnold und Eberhard, Adel-

bert von Weildorf und Mangold von Ahusin (Anhausen oberhalb von Owingen bei Ostdorf abgeg. mit Burgruine Hammerstall!), und Walker von Gruorun (Gruol. alle bei Haigerloch! S. 219, Nr. 95).

Der Priester Cunemund und seine leiblichen Brüder, die Laien Rudolf, Adelbert und Mangold, übergaben dem Kloster St. Georgen ihr ganzes Gut, das sie beim Dorfe (villa) Wildorf (b. Haigerloch) hatten, etwa zwei Mansus Höfe, und zwar am 15. Januar über den Reliquien des Heiligen in seiner Cella (Kapelle im Kloster) in Gegenwart von Kuno, Walker, Mangold von Ahusin, sowie Arnhold und seinen beiden genannten Söhnen von Kirchberg (s. 219, Nr. 97).

Im gleichen Jahre schenkten Ritler Cuono von Geisingen und seine Söhne Berthold und Conrad dem Kloster, was sie bei Parma (wohl verschrieben für Beroa-Bärental) auf dem Felseengebiet besaßen, das wegen seiner Rauheit „Serrae“ (= Scherra) genannt wird (S. 219, 98).

Im Jahre 1132 ist ein Kriegsmann libertate nobilis (der edle Freiherr) Heinrich von Stouphenberg am Pfingstag (29. Mai) in St. Georgen Mönch geworden. Er opferte auf dem Altar des hl. Märtyrers Georg seine Güter in Owingen (Owingen b. Haigerloch) und Ousingen (Isingen b. Rottweil) nämlich 15 Mansus, ferner in Beckhofen und Mimmenhausen 16, Steingart und Bräunlingen 6, in Klengen und Ueberauchen 4, zusammen 41 Güter (mansus). Zeugen waren Arnold von Wolfach, Bruno und Conrad von Hornberg (S. 222, 112). (Dieser Staufenberg wird von Bader auf Lautlingen b. Balingen gedeutet, was aber unmöglich ist. Die vielen Güter des Schenkers deuten nicht ins Hohenzollerische. Baumann und Alb. Krieger vermuten die Burg Stauffenberg in der Ortenau bei Durbach als namengebend, aber ohne Beweise! Die St. Georgskirche in Oberowingen dürfte mit größter Wahrscheinlichkeit auf das Kloster St. Georgen zurückgehen. Vielleicht ist die „Kirche zu Stetten“, die in der päpstlichen Schutzbulle von 1179 für St. Georgen vorkommt, eine Verwechslung mit der Kirche in Owingen (WUB Bard 2, 198).

1139 erscheint ein Rudolf von Tetingen als Zeuge (115); Burkart von Walda gehört wohl nach Königseggwald (116).

Im Jahre 1148 schenkte der hochedle Friedrich von Wolfach dem Kloster die Kirche in Husen (wohl Hausach i. Kinzigtal) und einen Forst bei Einbach in Gegenwart des Grafen Alwig von Sulz, Brunos von Hornberg und seiner Brüder, Burkart und Konrad, Gottfried von Empfingen, Roum von Ramstein, Richard von Kappel (b. Vill.). Den Verzicht des Bruders des Friedrich von Wolfach bezeugten nachher in Wolfach noch Eigelwart von Cappel und Rudolf von Weildorf (b. Haigerloch).

(Ein Gut zu Owingen wird 1138 auch im Fürstenberg Urkundenbuch 5, S. 57 erwähnt, das von Kuon von Köntringen (b. Freiburg) um 12 Mark Silber käuflich erworben worden sei.)

I. A. Kraus

Grosselfinger Flurnamen

von Josef Strobel

(Fortsetzung)

13. Brand. Dieser Name umfaßt den steilen Wald gegen das Eyachtal und die flachwellige Landschaft des westlichen Homburger Esches. Das Wort ist zu brennen zu stellen, also eine wegen ihrer Bodenbeschaffenheit, dem Keupersandstein, unter Hitze leidenden Landschaft, namentlich in ihrem Waldteil; aber auch, weil im Mittelalter dort im Feld der Brand- oder Ziegelofen stand, in dem man den zu Dachziegeln geformten Lehm brannte. Den Lehm gab es in dem genannten Feld, was das Flurstück „Lehmgrube“ sagt; das Brennholz lieferten der „Brandwald“ und das Gelände „ob Holz“, wie im Homburger Esch sein oberer (westlicher) Teil heißt. Der Brandofen stand aus Sicherheitsgründen weit außerhalb der Siedlung. An den Abtrieb eines Waldes oder einer Steppe durch Brand ist kaum zu denken, obwohl in dem Besitzbuch von 1730 einmal vom „verbrannten Wald“ die Rede ist, aber in diesem Ausdruck auch sagt, daß es sich nur um ein Einzelgrundstück handeln kann. Die vielfachen Unternamen von Brand, wie Brandeweg, Brandgäble, Brandwasen, Brandfeld, Brandhalde, nebst Bezugnahme auf Einzelpersonen, wie des Jörglis, des Becklis und Antonis Böhmen am Bräderweg, besagen,

daß dieses Gelände einst aus kulturellen Gründen für die Bewohner sehr wichtig war. Dies konnte nur von einem Brandofen herkommen. In späterer Zeit (am 10. 9. 1462) wurde von den Brüdern Hans und Conrad von Bubenhofen ein Teil des Brandwaldes für eine Frühmesse in dem nahen Kirchlein St. Georgen-Oberowingen gestiftet. Daher kommt der Name „Frühmeßhalde“. Bemerkenswert sei, daß der mhd. Name für Feuerbrand „brauscht bzw. brunst“ heißt, so daß der Name wahrscheinlich anders lauten würde, wenn der etwa vorhandene Wald durch einen Brand abgetrieben worden wäre.

14. Brechlöcher. Dieser, an eine besondere Dorfromantik erinnernde Name wird wohl in wenigen Jahren ausgestorben sein. Die Brechlöcher waren keine Löcher, sondern aus zwei Mauern bestehende Feldöfen mit einem Holzrost. Das Kopfende der Mauern stieß an einen Feldrain, um Zugluft zu verhindern. Auf dem Rost wurden Hanf oder Flachs geröstet, damit die Holzteile mit der Breche leicht zerbrochen werden konnten, was die Frauen besorgten. Diese Holzteile fielen durch die Breche auf den Boden und wurden von uns Kindern zu den Feldöfen getragen, und wenn wir

brav waren, dann durften wir sogar mit diesen leicht entzündlichen Abfällen das Feuer unterhalten. Das Brechen des Hanfes war ein dörflicher Gemeinschaftsakt der gegenseitigen Arbeitshilfe. Der Hanf ist eine der ältesten Kulturpflanzen. Er gehört zu den getrennt zweihäusigen Pflanzen. Die männlichen Staubträger werden im Hochsommer einzeln ausgerupft, was man „lichten“ heißt, offenbar weil sie wie Lichter über die weiblichen Pflanzen emporragen oder, was wahrscheinlicher ist, weil man die männlichen Pflanzen ausrupft, um die stehenbleibenden weiblichen Pflanzen dünner oder lichter zu stellen, damit sie mehr Licht und Sonne erhalten, um deren Wachsen und Ausreifen zu beschleunigen. Die weiblichen Pflanzen werden erst im Herbst geerntet, wenn die Hanfkörner reif sind. Mit den Stengeln macht man eine ganze Reihe von Manipulationen: trocknen, rötzen, rösten, brechen, pleueln (in der Bleuel- oder Bockmühle reiben), stoßen, schwingen, hecheln, spinnen und zuletzt weben.

15. Brohwiesle; dieser Name kommt in den alten Büchern zweimal vor, im Homburger und Hagenbacher Esch. Weil das nasalisierte o wie das o in „bro“ = brach gesprochen wird, waren diese eine Art Egerten, die man in der Regel zur wilden Berasung „brach“ liegen ließ und nach Jahren wieder umbrach.

16. Brühl, Bruel, Briel, auch Brüggler ist identisch mit dem franz. breuil, das sumpfiges Buschwerk bedeutet und wahrscheinlich auf eine keltische Wurzel zurückgeht. Im Niederdeutschen heißt der Brühl Bruch (bruch), im franz. auch marais = Moor oder Morast. In Grosselfingen gehören hierher: der Brüggler, wo der Erlenbach entspringt, der Brühl (hinter der Löchlesgasse), der Brühl am Eingang zum Durrental, der Brühl von dem Rietenwäldchen, der Brühl in Eichen und des „Tüffelins bruegel“ in der Ecke vor dem „Alten Berg“, dem Kalchhofen zu, auch Personennamen, wie Brogli.

17. Bubengarten, des Schwarzen, ob dem Weiher am Hechinger Weg ist PN.

18. Vor Buo oder Buoh = vor dem Buchenwald. Das Hagensche Lagerbuch hat dies eindeutig „vorm Buch und zu den Stöcken unter Buoh“ genannt; zu den Stöcken ist gerodeter Eichenwald.

19. Degenbond, 1544 Tegerbund und Doggerbund. Das Grundwort ist eindeutig eine „Bond“. Mit dem Bestimmungswort „degen“ konnte der Verfasser des Hagenschen Lagerbuches von 1544 aber nichts anfangen. Daher hat er einmal „teger“ und ein andermal „dögger“ geschrieben. Im Dialekt heißt die Flur „Deagabund“, in seine Bestandteile aufgelöst „Die Eagarta Beund“, das heißt die gegen die südlich davor liegende „Eagat“ umzäunte Beund; denn die „Eagat“ war nicht umzäunt. Bei dieser Sachlage hat das Bestimmungswort „degen“ einen Sinn; denn „degen“ bedeutet eindeutig „weiden“. Die Grosselfinger Eagat war zeitweise Weide. Die anderen Erklärungen des Wortes „degen“, wie tüchtiger Kriegsmann oder Schwert oder unverehelichter Mann oder eheliches Kind gegenüber dem Maidkind, kommt hier nicht in Frage. Bemerkenswert sei, daß es in Balingen eine Degenmauer gibt, über die am 22. 10. 1451 der Graf Sigmund von Hohenberg, Kirchherr, Schultheiß und Keller eine Urkunde ausstellten. In Truchelfingen gibt es ein Degenfeld (Weidefeld).

Im Zusammenhang mit der „Deagartbeund“ seien auch die anderen Grosselfinger Egerten genannt: die Hohenegert (Haeueagat), das „Schelmeneagertle“ am Westufer des Hintererlenmoores, wo Schelme, ahd. scelme, damals tote Körper, Kadaver oder Aas begraben wurden. Auch der tote menschliche Körper wurde Schelm genannt. Im Grimm Wörterbuch VIII. 2506 heißt es: „gedenk, wazu du gar bald werden mußt nach deinem tod: ein stinkender schelm, ain aß der würmer.“ Daraus entwickelte sich der Begriff: verworfener Mensch, Dieb, Betrüger, Verräter und Schurke. Andere Aeagate in Grosselfingen sind: die Eggt, früher „zu der Eggt“ (die Egert), „Zuckten“ (zu den Egerten), „an der Eckh“, wo der Härles- und der Reuteweg beim Homburgerhof zusammenstoßen. Auch das Kieleck könnte die Kirchenegert bedeuten; denn das der „Hohenegert“ anliegende Gelände wurde zeitweise auch als Egert verwendet.“ Anfangs-e in Egart legt Grimm etwas Gesetzhaftes zu Grunde, weil das Liegenlassen einer Flur zur wilden Berasung obrigkeitliche Anordnung war. Der Wechsel ging alle neun Jahre vor sich. Ein treuer Begleiter der Egert ist die Silberdistel, auch Eberwurz genannt; in manchen Büchern wird sie Egertendistel genannt. In Grosselfingen wuchs sie in zahlreichen Exemplaren auf den „Schafweiden“. Leider ist diese herrliche Pflanze, die auch als gute Bienenweide gilt, vor einigen Jahren total ausgerottet worden.

20. Dietenbach. So wird der Bach genannt, der im Hagenbacher Brühl aus einem Moor entspringt und durch das „Durrental“ der Eyach zufließt. Das Bestimmungswort „diel“ darf hier nicht mit Volk übersetzt werden, wie in Dietrich = Volkskönig, sondern kommt von dem ahd. tiuf oder tiof, mhd. tobel = Schlucht. Der Dietenbach ist also der in einer tiefen Schlucht dahinfließende Bach.

Kleine Mitteilungen

Die Tumba (castrum doloris, feretrum) in dem heutigen Sinn als sargähnliches Gerüst zum Aufstellen bei Totenmessen usw. kannte man um 1670 in Waldkirch b. Freiburg noch nicht, während sie anderwärts schon eine Zeitlang in Uebung war. Dagegen hatte man dort von Anfang des 18. Jahrhunderts wenigstens eine ganze Reihe von noch vorhandenen Schildern aus Pappe (im Maße 58 zu 45 und 44 zu 36 cm), auf denen zwei gekreuzte Gebeine mit Totenschädeln auf schwarzem Hintergrund gemalt waren. Die Totenköpfe trugen in 11 verschiedenen Ausführungen: päpstliche Tiara, Kaiserkrone, Königskrone, Kardinalshut, Mitra eines Bischofs oder Abtes, Birett, Fürstenhut, Freiherrnkronen, Edelmannshut, Kriegerhelm und bloßen Blätterkranz. Zwei Schädel trugen überhaupt nichts. Aus andern Orten weiß man, daß 12 solcher Schilder auf die Altäre oder später Tumba gestellt wurden. Offenbar sollten darin an Allerseeen oder Quatemberjahren alle Stände und Berufe ausgedrückt werden. In früherer Zeit verrichtete man die Tumbagebete an der in die Kirche gebrachten Leiche und bei andern Nachhaltungen und Jahrtagen am Grab. (H. Rombach in der Waldkircher Volkszeitung vom 31. Okt. 1952).

Lehengut des Klosters Alpirsbach in Rangendingen. Das Kloster Alpirsbach besaß in Rangendingen ein Hofgut, das vom Pflughof in Haigerloch betreut und als Lehen ausgegeben wurde. Da das Lehen seit langer Zeit nicht mehr erneuert worden war und Beschwerden über Besitz- und Giltverhältnisse von beiden Seiten vorlagen, erfolgte im Jahre 1772 eine Erneuerung des Lehens. Der württembergische Pfleger Johann Caspar Dreher zu Haigerloch nahm die Erneuerung vor. Von Rangendingen arbeiteten daran mit: Maximilian Birkle, herrschaftlicher Amtsvogt, Anton Lohr, Gemeindevogt, die Richter Sebastian Greß, Caspar Heck, Johannes Wild und Martin Wannenmacher; aus der Gemeinde Andreas Wannenmacher als vormaliger Lehensträger. Zu dem Lehen gehörten in der Zelt Hochburg 5 Jauchert 1 Viendel, Zelt Lindach 9 Jauchert 2 Viendel, Zelt Malma 7 Jauchert 2 Viendel; an Wiesen 2 Mannsmahdt 2 Viendel. Von dem Lehen waren bei der Verhandlung nicht mehr ausfindig zu machen: eine Behausung mit Hofraite und Garten, in der Zelt Lindach 2 Jauchert 2 Viendel, in der Zelt Malma 1 Jauchert; 1 Viendel Wiesen. Von dem Lehen waren jährlich an Martini zu entrichten: 4 Gulden 9 Heller, 3 Malter Vesen und 3 Malter Haber (Haigerlocher Maß). (Vergl. Fürstl. Archiv Sigmaringen R 45 Fasz. 261).

Wiest.

An das

Postamt

in

Rangendingen. Stiftungen. Anna Maria Dieringer stiftete 10 fl für die Wendelinskapelle in Rangendingen, 10 fl für das Frauenkloster in R., 10 fl für das Franziskanerkloster St. Luzen, 10 fl für Maria Zell und eine steinerne Bildsäule zu der Kapelle, die im Wetzenbach am Weg nach Hart stand. Vom Erbnachlaß erhob die Obrigkeit am 31. Jenner 1768 den Hauptfall. — Am Hilari-Tag jeden Jahres war beim Herrn Pfarrer eine gewöhnliche Tagesmahlzeit. An diesem Tage erhielt die gesamte Einwohnerschaft, alt und jung, auf Kosten des Bürgermeisteramtes ein Laible Brot. W.

Nürnberger Dezimalruten waren im J. 1799 in Wimpfen am Berg (Neckar) der Feldvermessung zugrundegelegt: 1 Schuh = 10 Zoll = 44,4 cm. 1 Zoll = 4,44 cm. 1 Längenrute = 100 Zoll = 4,44 m. 1 Quadratrute = 18,7136 qm. 1 Morgen = 150 Quadratruten = 28,0704 Ar. Ein Viertelmorgen = 37,5 Quadratruten oder 7,0176 Ar. (Erzbischöfl. Archiv Freiburg H 636.) — Auch bei den im heutigen Hohenzollern vorkommenden Maßen findet man Morgen oder Jauchert mit 150 Quadratruten, deren Umrechnung mir s. Zt. noch nicht gelungen war. (Hohz. Jahresheft 1936, S. 120—178 und 1962, 228—30.) Die Länge des Nürnberger Schuhs wechselt also!

Kraus.

Heimatliteratur

Alfons Kaspar, Kunstwanderungen kreuz und quer der Donau, Bändchen III, zwischen Mühlheim - Beuron - Veste-Wildenstein - Werenwang - Hausen - Falkenstein - Thiergarten - Stetten a. k. M. - Gutenstein - Inzigkofen - Sigmaringen - Meßkirch - Kloster Wald - Krauchenwies - Habstal - Bingen - Laucherttal bis Veringenstadt - Wilflingen - Heiligkreuztal - Scheer - Ennetach - Mengen -

Heuneburg - Hohmichele - Herbertingen - Ertingen - Neufra - Riedlingen.

Verlag Dr. Alfons Kaspar, 7953 Schussenried/Württ., 168 S. mit 84 Abbildungen einschließlich Wanderkarte DM 6.—

Dieses 3. Bändchen des Zyklus „Oberschwaben“ beginnt seine 13 Wanderungen in der Landschaft der Oberen Donau mit dem wildromantischen Felsental, steigt an den Ufern der Beera hinauf zum Naturschutzgebiet Irrendorfer Hardt, führt Donau abwärts an der Lauchert zu den Burgen von Hornstein, des Bittelschieser Tälchens, Jungnau und Veringenstadt, wo schon die 4 Höhlen den Neandertal-menschen als Rastplätze gedient haben. Weiter unten, wo die Donau nicht beengt, ragt die aufgedeckte älteste Burg des Gebietes, die von griechischen Wehranlagen inspirierte Heuneburg bei Hunderingen über die Donau. Die Romanik vertreten der Bergfried von Dietfurt, die Burgkapelle in Veringenstadt und der Schloßurm in Sigmaringen. Außer den Schlössern des Landadels in Werenwang, Scheer, Meßkirch, Neufra, Wilflingen, Mühlheim, Langenenslingen alle möglichen Formen: das aus einer Wachburg entwickelte Jagdschloßchen Bronnen, die Veste Wildenstein neben dem aus einem Burgturm gestalteten mittelalterlichen Wasserschloßchen in Krauchenwies, die dortige Sommer-Residenz mit dem ehem. Jagdschloßchen bei Krauchenwies, die Residenz der Fürstin - das im klassizistischen Weinbrenner-Stil umgebaute klösterliche Amtshaus zu Inzigkofen usw.

Die bereits im In- und Ausland anerkannten preiswerten Kunstführer helfen das „Land des Barock“ entdecken und gehören als bewährte Cicerone in die Tasche jedes Kunstfreundes und aufgeschlossenen Wanderers.

Sachregister des Jahrgangs 1964

Alpirsbacher Rätsel	54	Hechingen Landgericht	55	Rangendingen - Weihnachtsbräuche	6
Alte Ortsnamen	6	Heiligenzimmern Weidevertrag	30	Rangendingen an die Zollerherrschaft	38
Altshausen-Veringen	15	Hettinger Stiftungen	16	Renhard von Melchingen	43, 60
Arnegunde Königinnengrab	31	Hettingen-Weiheurkunde	48	Ringingen-Beck-Pfarrer Buckenmayer	44
Beuoner Probstwahl	51	Hoch- und Niederadel	10	Ringingen Burgruine	30
Bisingen-Sagen	15	Hohenberg Graf Sigismund	15	Ringingen - Graf Gerold	27
Bittelbronn-Auswanderer	35	Hohenz. Studenten in Salzburg	55	Ringinger Lai	45
Burladingen-Jägermatthes	25	Hohenz. Studenten in Tübingen	42	Ringingen Mission	30
Dettinger Urkunden	63	Jungingen-Bobschlitten	23	Salmendingen - Killer	48
Egert	6, 37	Killer Sühnekreuz	16	Salmendingen - Straubinger	44
Elendenkürzen	15	Killertal-württbg. Besitz	48	Sanddornhecken	15
Engel Fdclis, Pfarrer	32	Kirchenpatrozinien	49	Schurtag - Schuddig	30, 44
Erstes Tertial	3	Lenz Desiderius	22, 39	Seon - Grabmal	48
Fauler-Geschlecht	7, 53	Luftbild-Archäologie	29	Sigmaringer Amt	13
Frohnstetten-Sagen	6	Maifeld	48	Steinhilben Augstberg	32
Gammertingen-Altes Schloß	5, 18	Mariazell am Zoller	27	St. Georger Urkunden	47, 61
Gammertingen-Besetzung 1945	17	Melchingen - Zehnten	14	Storzigen - Pfarrer Zembroth	57
Gauselfingen-Familienkunde	56	Münzfunde in Hohenzollern	37	Tumba	63
Geweihte Schwestern	12	Ostrach - Tischtitulanten	12	Trochtelfingen Schützenverein	48
Glatt Altarweihe	31	Ostrach - Störche	15	Veringenstadt Gründung	26
Gorheims Ende	9	Owingen - Weilerkirche	46	Viereckschanzen	38
Gruol Dingrecht	30	Patronlose Kirchen	16	Wald - Klostergründung	52
Grosselfinger Plurnamen	11, 28, 40, 62	Prinz Franz Joseph †	33	Weildorf - Rudolfstafel	36
Gruol-Ortsname	15	Rangendingen - Alpirsbacher Lehen	63	Zellorte	16
Habsthal Kloster	25, 41	Rangendingen Dorfteilung	28	Zollerheimat - Pirschgebiet	20
Haigerlocher Putten	1	Rangendingen - Dampfscheeßen	34	Zwing und Bann	29

BESTELL-SCHEIN

zum Bezug der „Hohenzollerischen Heimat“

Ich/wir bestelle(n) ab sofort zum laufenden Bezug durch die Post Stück „Hohenzollerische Heimat“, Verlagspostamt Gammertingen, zum halbjährigen Bezugspreis von DM 1.40.

Vor- und Zuname

Genauere Anschrift

Dieser Bestellschein ist bei Neubestellung bzw. Nachbestellungen der nächsten Poststelle aufzugeben. Um deutliche Schrift wird gebeten.

Wehrstein, die ehemalige Burg bei Fischingen am Neckar, soll nach einer Vermutung von K. T. Zingeler schon im Jahre 752 vorkommen, weil dort am 27. Mai der König Pipin der Kurze in seiner königlichen Pfalz dem Kloster Prüm (Eifel) Fischereien im Moseigau schenkte. Nach Eng. Mühlbacher (Die Urkunden der Karolinger, Hannover 1908 S. 5) jedoch ist der Ortsname U U e r e s t e i n der Urkunde nur in einer Kopie des 12. Jahrhunderts erhalten und mit höchster Wahrscheinlichkeit als verschrieben für N i e r s t e i n (Postzahl 6505) im alten Krs. Oppenheim (Pfalz), zu erklären. Unser Wehrstein dagegen wird im 11. Jahrhundert mit dem Adelsgeschlecht erwähnt. Krs.

Wollasch Hans-Josef, „Die Anfänge des Klosters St. Georgen im Schwarzwald“, Verl. Eberh. Albert-Freiburg 1964, 190 S., 16.80 DM. Das für die Bestimmung der Orte für den alten Besitz des Klosters wichtige Werk ist jetzt erschienen. Es weicht in einigen Punkten von unserem Versuch in der vorigen Nummer der Hohz. Heimat ab. U n r i c h t i g ist es, Starzila bei Schörzingen suchen zu wollen, statt im Killertal. Auch Gugenwald lag nicht bei Calw, sondern ist bei Aichhalden/Schramberg abgegangen, laut Urkunde von 1331. Leider werden nur die modernen Ortsnamen genannt, nicht die urkundlichen, so daß eine Nachprüfung ohne den Text der notitia völlig unmöglich ist! So schreibt er Eschendorf, wo im Urtext „Osterendorf“ steht, Hausach, wo doch nur von Husen die Rede ist, und in vielen andern Fällen ähnlich. Krs.

Die Verfasser tragen für den Inhalt ihrer Abhandlungen die Verantwortung